Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36620218250019

Bismarck und Napoleon

oder

die Saaten des blutigen Schlachtfeldes

von

Königgrätz.

Illustrirter historisch-politischer Roman aus den Jahren

1866—1867

von

Doctor Albert Eggor.

Dritter Band:

Frankreich.

Berlin, 1868.

Verlag von O. Humburg & Comp.

Alexandrinenstraße 74.

Erstes Kapitel.

Von Chalons nach Salzburg.

Der unglückliche Kaiser Maximilian war unter den Kugeln seiner Mörder gefallen und die Kunde davon nach Europa gedrungen.

Diese Schreckensnachricht versetzte die kaiserliche Familie in der Hofburg zu Wien in die tiefste Trauer und die beklagenswerthe Mutter des Dahingeopferten, die Erzherzogin Sophie, gelobte hinfort, ihr ganzes Leben hindurch das Trauergewand nicht wieder abzulegen.

Die Völker Europas, namentlich die Bewohner Frankreichs und Deutschlands, erklärten laut und empört ihren Abscheu über die vollbrachte Unthat.

Auch in den Tuilerien fühlte man sich schmerzlich und peinlich ergriffen. Dieses Gefühl wurde noch durch Betrachtungen anderer Art erhöht, in denen das persönliche Interesse des französischen Kaiserhofes nicht die unbedeutendste Rolle spielte.

Man sagte sich, daß dies unselige Ereigniß leicht das gänzliche Unterbleiben des Besuches nach sich ziehen konnte, welchen der Kaiser von Oesterreich der französischen Hauptstadt zu machen gedachte, und man verhehlte sich die Bedeutsamkeit einer solchen Thatsache, wenn sie eintreten sollte, keinen Augenblick. Sie konnte sehr nachtheilig auf den napoleonischen Nimbus wirken und den Schein einer Spannung erzeugen, welcher die Verantwortlichkeit der Tuilerienpolitik für das Schicksal Maximilians in den Augen Frankreichs nur vermehren würde.

Diesen Schein zu vermeiden, den Besuch des Kaisers von Oesterreich trotzdem zu ermöglichen, und andererseits durch einen entgegenkommenden Schritt vor Frankreich und der übrigen Welt darzulegen, daß die Beziehungen zwischen den Höfen von Paris und Wien durch die mexicanische Katastrophe nicht getrübt wurden, das mochte wohl der zunächst liegende Beweggrund sein, von dem Napoleon geleitet wurde, als er bei Franz Joseph durch den Fürsten Metternich anfragen ließ, ob dem Kaiser eine Zusammenkunft genehm sein würde.

Die Antwort war eine bejahende und Salzburg wurde als Zusammenkunftsort bezeichnet.

So schwer nun auch dieser Schritt dem Kaiser Napoleon werden mochte, er entschloß sich dazu, ihn zu thun; denn er wußte, daß Franz Joseph denselben durch eine Fahrt nach Paris wett machen müßte und daß auch politische Gründe denselben nothwendig forderten.

Er trat also die Reise von Chalons am 17. August 1867 in Begleitung der Kaiserin Eugenie an und bediente sich dazu seines eigenen Hoftrains, der in Bezug auf Eleganz und Bequemlichkeit Alles übertrifft, was einem Reisenden während der Fahrt auf der Eisenbahn geboten werden kann.

Der Train besteht aus neun Waggons, welche durch zierliche Brücken so mit einander in Verbindung stehen, daß sich aus ihnen eine Reihe von ineinander gehenden Zimmern bildet, von denen jedes seine eigene Bestimmung hat.

Den Mittelpunkt des Ganzen bildet ein Salon, welcher als der Versammlungsort der beiden Majestäten und ihrer hoffähigen Begleiter angesehen werden muß. Er ist mit Divans, Causeusen und Fauteuils reichlich ausgestattet; die Wände desselben sind mit Spiegeln, Bildern, Uhren und Armleuchtern verziert.

An den Salon schließen sich in der einen Richtung ein Speisesaal, in der andern das Arbeitszimmer des Kaisers an.

Der Speisesaal hat in der Mitte einen Tisch, dessen Platte beliebig vergrößert und verkleinert werden kann. An den beiden Seiten desselben, welche mit der Richtung des Wagens parallel laufen, befinden sich Fauteuils, die bezüglich der Form mit den Fauteuils unserer Eisenbahncoupés übereinstimmen.

Das Arbeitszimmer des Kaisers enthält einen geschmackvollen Secretair, eine Uhr im Renaissance-Stil, einen Wärmemesser, einen Barometer und einen Telegraphenapparat, dessen Drähte unter den Waggons hindurch mit den Zimmern der verschiedenen Hofbeamten in Verbindung stehen, welche das Kaiserpaar auf ihren jeweiligen Reisen begleiten.

Für gewöhnlich beschränkt sich der Kaiser darauf, mittelst dieses Telegraphen Signale an den Trainführer, an den mit der Küche und Kelleraufsicht betrauten Hofbeamten, oder an den Telegraphisten, welcher dem Zuge beigegeben ist, abzugeben.

Dieses geschieht dadurch, daß der Kaiser den Zeiger des Apparat's auf das seinen Wünschen entsprechende Wort stellt, zum Beispiel: Bedienung! Schneller! Halt! Adjutant! und sodann den Strom in die Drähte leitet.

An das Arbeitszimmer schließt sich das Schlafgemach des Kaisers und der Kaiserin. Die beiden Betten befinden sich rechts und links an den Längenwänden des Waggons angebracht und lassen in Bezug auf ihre innere Ausstattung nichts zu wünschen übrig.

An das Schlafgemach schließen sich Toilettezimmer und jene geheimen Gemächer, deren Abgang bei gewöhnlichen Eisenbahnzügen den Reisenden häufig in peinliche Situtationen bringt.

Die übrigen Waggons sind für die Gäste des französischen Kaiserpaares und für die Begleitung desselben bestimmt.

Der Küche und dem Keller sind angemessene Plätze angewiesen.

Die äußere Ausstattung der Waggons, namentlich desjenigen, den man bei Hofe „la terrasse“ nennt und der viele Aehnlichkeit mit einem luftigen Gartenhause hat, ist eine glänzende.

Daß eine Reise auf großen Entfernungen bei derartigen Vorrichtungen nicht anstrengend sein kann, liegt wohl klar auf der Hand, und daß die Zeit, deren es bedarf, um von einem Orte zum anderen zu gelangen, eine sehr kurze ist, erscheint gleichfalls nicht überraschend.

Am 17ten Abends nach acht Uhr kamen der Kaiser und die Kaiserin auf der Durchreise in Stuttgart an.

Der Minister v. Varnbühler, als Verkehrsminister und der Obriststallmeister Graf v. Taubenheim, sowie Generalmajor, Graf v. Scheler, begrüßten als Königliche Bevollmächtigte das Kaiserpaar am Endpunkte der würtembergischen Eisenbahn, in Mühlacker, und geleiteten dasselbe erst nach Stuttgart und von dort nach Ulm.

Der neue schöne Bahnhof war in allen Theilen glänzend beleuchtet, die Königssalons prachtvoll decorirt und am Bahnhof als Ehrenwache ein Bataillon Infanterie mit Fahne und Musik aufgestellt, welche letztere die Ankommenden mit ihren Klängen empfing, während das zahlreich in den Bahnhof hereingeströmte Publikum seine Hochs ertönen ließ.

Der Kaiser und die Kaiserin stiegen aus und unterhielten sich eine Zeit lang mit den sie empfangenden Stuttgarter Behörden, worauf der Kaiser, seine Gemahlin am Arm, durch den Wartesaal erster Klasse und die innere Bahnhofshalle sich nach den Königssalons verfügte.

Bald in die Einsteighalle zurückgekehrt, wurde er hier abermals vom Publikum mit Hochrufen empfangen; bevor er in den Salonwagen stieg, überreichte ihm ein Schneidermeister aus Stuttgart, der früher Diener bei ihm auf dem Arenenberg gewesen war, eine Bittschrift, die er entgegen nahm.

Vom Wagen aus betrachtete er noch lange mit der Kaiserin das bunte Gewimmel der Menge, so daß der Zug, für den Anfangs nur ein Aufent-

halt von zehn Minuten bestimmt war, sich eine gute halbe Stunde verweilte.

Dieses gemüthliche, ungenirte Volksgetreibe schien dem Kaiser und der Kaiserin zu gefallen.

Erst gegen dreiviertel auf neun Uhr verließ der Zug unter den Hochrufen der Menge und den Klängen der Musik den Bahnhof.

In Ulm ward der Kaiser und die Kaiserin von dem Könige von Würtemberg begrüßt, der sich dorthin mittelst Extrazuges begeben hatte, und dann wurde die Reise nach Augsburg fortgesetzt.

Der Kaiser und die Kaiserin von Frankreich kamen um ein Uhr Nachts in Augsburg an und wurden von den Spitzen der Behörden empfangen. Der Kaiser sah sehr angegriffen aus, sprach wenig und fuhr auf einem, dem anwesenden Publikum unerwarteten Wege, durchs Hallthor nach dem Hotel: „Zu den drei Mohren."

Der Aufenthalt des Kaisers daselbst war ausschließlich seinen bescheidenen Jugenderinnerungen gewidmet.

Nachdem das Kaiserpaar nebst Gefolge in der alten, von Anton Fuger 1509 erbauten, zum Gasthof der „drei Mohren" gehörigen Hauskapelle einer für dasselbe celebrirten Messe beigewohnt hatte, begaben sich Kaiser und Kaiserin unter dem Geleite des Regierungspräsidenten, Freiherren v. Lerchenfeld, zu Wagen am Dome vorbei, durch das Frauenthor zur Heiligenkreuzgasse und zu dem dort gelegenen Hause, wo Prinz Louis Napoleon an der Seite seiner Mutter, der Königin Hortense, mehrere Jahre verlebte.

Nach Besichtigung der von dem jetzigen Eigenthümer, dem Grafen Fugger-Kirchberg, gern geöffneten, inzwischen mehrfach veränderten Räume, begaben sich die französischen Majestäten zum St. Anna-Gymnasium und verweilten dort, wo der Rector, Schulrath Dr. Metzger, dieselben ehrerbietig empfing, ebenfalls eine kurze Zeit.

Eine kurze Inschrift hieß den weiland Scholar willkommen, und der Kaiser freute sich, im Schulzimmer seine eigenhändige Namenschiffre wieder zu finden.

Mittlerweile hatte der König von Baiern den hohen Reisenden seine Ankunft im Bahnhofgebäude anzeigen lassen. Da die Zeit jedoch drängte, so stellte Kaiser Napoleon das Ersuchen, daß König Ludwig II. sich nicht in die Stadt bemühe, da der Kaiser und seine Gemahlin alsbald selber im Bahnhofe erscheinen würden.

So geschah es auch, und hier fand sodann eine herzliche Begrüßung zwischen den Majestäten statt, bei welcher König Ludwig II. der Kaiserin

Eugenie die Hand, die Kaiserin dagegen, dem jugendlichen Monarchen Baierns die Wange küßte. — — —

Einige Studiengenossen, welche sich beim Kaiser Napoleon zur Audienz gemeldet hatten, konnten, wegen Kürze der Zeit, nicht empfangen werden.

Die bei der Ankunft der französischen Herrschaft veranstaltete militairische Aufstellung, wurde bei der Abreise auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers nicht wiederholt.

Der Empfang des französischen Kaisers von Seiten der Bevölkerung war, wie es ziemte, ein freundlicher und anständiger; denn, welche Besorgnisse in Betreff der Zusammenkunft in Salzburg gehegt werden mochten, so fühlte doch tactvoll ein Jeder, daß der Besuch des Kaisers in Augsburg keine politische, sondern eine rein gemüthliche Bedeutung hatte. Indessen hatten doch die unzeitigen Hochrufe einiger allzu enthusiastisch Gesinnten die Folge, daß man ihnen mit Zischen und Lärmen eine Zurechtweisung ertheilte. Das war allerdings unschicklich, hatte aber doch offenbar das Gute, zum Herabstimmen etwaiger Rheinbundideen zu dienen.

Nach kurzem Aufenthalte flog der Zug, welchem König Ludwig II. sich angeschlossen hatte, nach München weiter.

Hier hatte der Empfang einen ganz anderen, auffälligen Anstrich.

Angeblich in Folge von Nachrichten, welche der französischen Gesandtschaft über ein gegen den Kaiser beabsichtigtes Attentat zugekommen sein sollten, gewiß aber auf ausdrücklichen von Augsburg am Morgen des 18. August eingetroffenen Befehl, waren von der Polizei mit ungewohnter Strenge Vorsichtsmaaßregeln angeordnet worden.

Alle Zugänge zum Bahnhofe waren abgeschlossen, kein Mensch durfte in den freien Hofraum und noch weniger in die Wartesäle. Nur vier Herren der französischen Gesandtschaft und deren Gemahlinen hatten Zutritt in den Perron. Die ganze verfügbare Gensdarmerie war zur Bewachung der ohnehin geschlossenen Thore und Räumlichkeiten aufgeboten worden und da diese Mannschaft, die weit über hundert Mann beträgt, nicht zureichte, wurden noch einige Bataillone Linientruppen zu Hülfe genommen, um den großen und lang gestreckten Bahnhof gänzlich abzuschließen.

Dies Fernhalten des Volkes war übrigens nicht von Napoleon selbst veranlaßt worden; dafür sprach das Verhalten in Augsburg. Hier konnte sich in dem winklichen Zugang und in dem engen Hofe des Gymnasiums Jedermann ungewehrt herandrängen.

Der kaiserliche Zug, auf welchem sich, wie schon bemerkt, auch der König von Baiern befand, traf Mittags um halb ein Uhr ein. Nach einem Aufenthalte von zehn Minuten wurde die Reise fortgesetzt; König Ludwig II. begleitete das kaiserliche Paar auch von München aus weiter.

Am 18. August, um ein Viertel auf fünf Uhr Nachmittags, langten der Kaiser Napoleon und die Kaiserin Eugenie im Bahnhofe zu Salzburg an und wurden hier von dem österreichischen Kaiserpaare, sowie vom Erzherzog Ludwig Victor empfangen. Außerdem waren die Generalität, der Landeschef und der Bürgermeister der Stadt bei dem Empfange gegenwärtig.

Die Begrüßung der kaiserlichen Herrschaften trug einen äußerst herzlichen Character.

Nachdem die Vorstellung der beiderseitigen Gefolge stattgefunden hatte, inspicirten die beiden Kaiser die als Ehrenwache aufgestellte Jägercompagnie, deren Musikcorps „partant pour la Syrie“ anstimmte.

Vom Bahnhofe fuhren beide Kaiserpaare in einem vierspännigen Galawagen nach dem Schlosse.

Das zahlreich versammelte Publikum begrüßte die Majestäten überall mit lebhaften Acclamationen.

Der Kaiser Napoleon, so wie die Herren seines Gefolges waren sämmtlich in Civilkleidung; der Kaiser von Oesterreich trug die Marschallsuniform.

Betrachten wir uns, während die hohen Herrschaften sich mit einander unterhalten und dann in den Hofwartesalon schreiten, einige der Persönlichkeiten genauer.

Napoleon III. ist etwas größer und besser gebaut als man ihn sich gewöhnlich vorstellt. In dem einfachen schwarzen Leibrock mit Sammetkragen, zugeknöpft, und einem niedrigen Cylinder auf dem Kopfe, sieht er zugleich stramm und behäbig aus.

Sein Körper ist offenbar noch sehr kräftig, sein Gang fest und leicht, aus den Zügen spricht große Energie und die freundliche Bonhommie, mit welcher er, nach rechts und links grüßend, lächelt, vermag den scharfen, beobachtenden Ausdruck des Gesichts nur wenig zu ändern. So sieht kein kranker, gebeugter Mann aus, sondern Einer, der fest hält, was er gewonnen.

Der gelblich braune Taint verräth in seiner eigenthümlichen, braunartig schillernden Färbung den Napoleoniden auf den ersten Blick; das dichte Haar und der spitze aber nicht übermäßige Henriquatre sind graublond. In seiner Jugend muß Napoleon ein ausgesprochener Blondin gewesen sein.

Und die Kaiserin Eugenie? „die schöne Elfe,“ „die Fürstin mit dem Mondscheingesichte,“ wie sieht sie aus?

Auf den ersten Blick sagt man, sie sei eine kleine, runde, üppige Dame mit frischen, zarten Farben, und einem wunderbar kleinem Füßchen.

Sie blendet durchaus nicht, man muß sie länger betrachten; dann erst erkennt man den tadellosen Schnitt ihres Profils und macht die Bemerkung, daß die schöne Frau unbegreiflich jung aussieht.

Ihr Haar ist noch immer vom reinsten Blond, ihre ganze Erscheinung die einer kräftigen, ächten Blondine in jedenfalls mehr englischem, als spanischem Style.

Kaiserin Eugenie trug ein auffallend kurzes Doppelkleid von weißer Seide, und ein Leibchen mit Frackschößen von demselben Stoffe, beides mit einer zarten schwarzen Garnitur geziert, dann ein kleines, schwarzes, Ristorihütchen und einen dunklen Spitzenschleier, den sie nur für einen Moment zurückschlug.

Die beiden Kaiserinnen boten den merkwürdigsten Contrast dar.

Die hohe schlanke Gestalt der Kaiserin Elisabeth, neben der kleinen, vollen Eugeniens, das dunkele Haar, neben dem blonden, die majestätische Schleppe, neben der hochgeschürtzten, die Stiefletten bis oben freilassenden Robe, — Alles war Gegensatz.

Die Kaiserin von Oesterreich ist eine duftige, zarte Erscheinung, Kaiserin Eugenie ist sinnlich schön; mit diesen wenigen Worten ist der Gegensatz zwischen Beiden am Besten ausgedrückt.

An dem nämlichen Morgen donnerten von der Festung Hohensalzburg herab zu Ehren des Geburtstages des Kaisers Franz Joseph die Kanonen und der Tag war feierlich mit einem Hochamte begonnen worden, welches im Dome celebrirt wurde und dem das Kaiserpaar, die Spitzen der Behörden, und die Minister Graf v. Beust, Graf Andrassy, Baron Festetics und Graf Taaffe beiwohnte.

Außer dem Fürsten Metternich, dem österreichischen Gesandten am französischen Hofe zu Paris, der mit dem napoleonischen Kaiserpaar angekommen war, hatten sich auch der Graf v. Gramont, französischer Gesandte zu Wien, der greise König Ludwig von Bayern und der Infant Don Carlos eingefunden.

Die Anwesenheit der hier genannten Minister zeigte, allen officiellen und officiösen Zurückweisungen zum Trotze, daß die Zusammenkunft der beiden Kaiser nicht lediglich einen Privatcharacter hatte, sondern auch bestimmt war, Gelegenheit zu Besprechungen politischer Natur zu geben und es ist sicher, daß in Salzburg, wenn auch nicht Verträge, doch gewiß bedeutsame Besprechungen der Monarchen und ihrer beiderseitigen Minister von möglicher Weise großer Tragweite zu Stande gekommen sind.

Nachdem die Empfangsceremonien beendet waren, begaben sich die Majestäten und ihre Gefolge nach dem Ausgange des Bahnhofs hin,

woselbst eine Reihe von Equipagen und eine „Hoch“ rufende Menge ihrer warteten.

Den Zug in die Residenz eröffneten der voranfahrende Bürgermeister von Salzburg, Herr v. Mertens, und der Landeschef, Graf v. Coronini, worauf in einem sechsspännigen Galawagen die beiden Kaiserpaare folgten.

Hieran schloß sich noch eine große Anzahl Wagen, die für das beiderseitige Gefolge bestimmt war.

Nach der Ankunft im Schlosse fand die Vorstellung der Minister v. Beust und des Grafen Taaffe statt; zugleich gab der Kaiser, in Gegenwart Napoleon III. und seiner Gemahlin, ein bedeutungsvolles Zeichen der feierlichen Anerkennung, welche er den Verdiensten des Fürsten Richard Metternich um die guten Beziehungen zwischen den beiden Kaiserhöfen zollte. Er verlieh nämlich dem Fürsten den Orden des goldenen Fließes.

Es ist kein Geheimniß, daß Fürst Metternich, seit er Oesterreich am Tuilerienhofe vertritt, der Idee der österreichisch-französischen Allianz das Wort redet, und daß er in diesem Streben, weder durch die Erfahrungen von 1859, noch durch jene des vorigen Jahres beirrt wurde.

Die Katastrophe in Mexico mag nun freilich das Meiste dazu beigetragen haben, daß der Kaiser der Franzosen sich zur Reise nach Salzburg entschloß, sie gab ihm wenigstens einen höchst plausiblen Vorwand dazu; aber in sofern im Fürsten Metternich der durch nichts beirrte Vertreter des Gedankens einer österreichisch-französischen Allianz decorirt wurde, bildet diese Auszeichnung eine Kundgebung, welche durchaus nicht mißzuverstehen war.

Hierauf folgte ein glänzendes Diner.

Die beiden Kaiserinnen saßen neben einander, Beide ganz in Weiß gekleidet. Neben der Kaiserin Eugenie saß Kaiser Franz Joseph, neben der Kaiserin Elisabeth der Kaiser Napoleon. Dann kam eine Hofdame der Kaiserin Eugenie und neben dieser der Bürgermeister von Salzburg, der Ritter v. Mertens.

Während des Diners sprach der Kaiser Napoleon meistentheils deutsch, aber mit schweizerischem Dialecte. Er sagte zum Beispiel stets Wièn mit dem Accente auf der zweiten Silbe.

Mit Anbruch der Nacht machten die höchsten Herrschaften eine Rundfahrt um die Stadt, um das Schauspiel der Bergbeleuchtung in Augenschein zu nehmen, welches die Vertreter der Bürgerschaft zur Begrüßung der Angekommenen veranstaltet hatten.

Stunden weit, auf unwegsamen Pfaden, waren die Holzstöße herbei geschleppt worden, die jetzt auf dem Gebirgshalbring um die Stadt in Flammen aufgingen und sowohl in einer Höhe von sechs- bis siebentausend

Fuß die Kämme bezeichneten, als auch die hervorragendsten Punkte des Mittelgebirges mit ihrem Lichte erhellten.

Der Gaisberg trug eine strahlende Krone; gewaltige Lichter glänzten vom Untersberge und Stauffen herab, feurige Puncte zitterten an den Felsen des Göll und Almen des Roßberges.

Selbst die weit entfernten Spitzen und Abhänge des Tännengebirges waren mit einzelnen Freudenfeuern erleuchtet und nur der nahe Mönchs- und Kapuzinerberg blieben in Dunkel gehüllt.

Auf der Hinfahrt zu diesem großartigen Schauspiele wurde der Kaiser Napoleon, als er durch die Gassen fuhr, mit vielen Vivatrufen empfangen.

Den Kaiser schienen diese Zeichen des Wohlwollens, die von der zahlreich versammelten Menge ausgingen, sehr zu erfreuen, denn er dankte mehrmals äußerst freundlich nach allen Seiten hin.

Das Volk seinerseits sah in dem freundlichen, ja man darf sagen vertraulichen Beisammensein der beiden mächtigen Monarchen ein bedeutsames und vollgültiges Unterpfand kommender friedlicher Zeiten und dieser Gedanke, der sich der Gesammtheit bemächtigte, war die Ursache der lebhaften Freudenbezeugungen, welche den beiden Kaisern in so reichem Maaße zu Theil wurden.

Man kann nur von ganzem Herzen wünschen, daß diese Anschauung, die aus dem innersten Bedürfnisse der Völker entspringt, die richtige sein und verwirklicht werden möge; dann wird dieser Zusammenkunft in Salzburg bis in die spätesten Zeiten hinein mit Freuden und unter Segenswünschen für diejenigen gedacht werden, welche sie veranstalteten und durch dieselbe die Begründer einer neuen Epoche des Glückes und der Zufriedenheit ihrer Völker wurden.

Zweites Kapitel.

In Salzburg.

Es giebt wohl kaum eine zweite Stadt Deutschlands, welche durch eine herrliche, malerische Lage in dem Grade begünstigt ist, wie der altberühmte Bischofsitz Salzburg.

Zwischen den Bergen, welche auf ein mäßig breites Thal herab schauen, rauscht die alpenfrische, weißschäumige Salzach dahin; grün

und üppig dehnt sich das Thal von den beiden Ufern bis an den Fuß der Höhen, die in prachtvollen Formen emporsteigen; mächtige, zum Theil mit Schnee gekrönte Bergriesen bilden den Hintergrund.

Die stattlichen Thürme, die Kathedrale mit ihrer hohen Kuppel, die flachen Dächer der Häuser, der vorherrschende italienische Baustyl, die zahlreichen, angenehm plätschernden Brunnen, die verschwenderische Anwendung des Marmors bei Bauten und Bildwerken, Alles dies trägt, besonders an heiteren, sonnenhellen Tagen, zur Vollendung eines Gemäldes bei, welches lebhaft an die Lichter und Farben des Südens erinnert und der Stadt den Beinamen „das deutsche Rom" erworben hat.

Die Entstehung Salzburgs verliert sich im Dunkel entfernter Jahrhunderte.

Im ersten Jahrhundert nach Christo wird es als römische, auf den Trümmern einer celtischen Stadt errichtete Ansiedlung genannt.

Während der großen Völkerwanderung wurde die Stadt zweimal zerstört, erhob sich aber bald wieder aus ihren Ruinen und ist bereits im siebenten Jahrhundert der Sitz eines Bisthums, welches gegen Ende des achten Jahrhunderts zum Erzbisthum erhoben wurde.

Von da ab blieb Salzburg die Hauptstadt eines mächtigen geistlichen Fürstenthums, bis dieses im Jahre 1802 säkularisirt, im Jahre 1809 an Baiern abgetreten, 1815 jedoch, nach dem Frieden, wieder mit Oesterreich einverleibt wurde, bei dem es seitdem geblieben ist.

Den vierundsechzig Bischöfen, welche hier residirt haben, verdankt Salzburg Wohlstand und Schönheit.

Gegenwärtig hat Salzburg sechsundzwanzig Kirchen und acht Klöster und viele, theilweise überbaute Thore. Das merkwürdigste unter diesen ist das vierhundertundfünfzehn Fuß lange, zweiundzwanzig Fuß breite, und neununddreißig Fuß hohe Siegismundsthor, welches in runder Wölbung durch den Mönchsberg gebrochen ist und im engen Rahmen die Aussicht auf die im Hintergrunde sich ausbreitende, liebliche Gegend der Riethenburg gewährt.

Schöne Plätze, bemerkungswerthe Gebäude und Bildsäulen verleihen der Stadt einen besonderen Reiz. Zu den größten Sehenswürdigkeiten Salzburgs gehören zwei Kirchhöfe, von Sanct Peter und von Sanct Sebastian.

Der Erstere ist „ein Stück Kirchengeschichte in Stein gehauen, mit dem Blute der Märtyrer an die Felsen geschrieben."

Man zeigt hier die Ruhestellen der ersten Christen und den Ort, wo sie ermordet wurden. Den Saum des Gottesackers bilden Arkaden mit zahlreichen Grabkapellen. Auf diesem Friedhofe schlummert der Componist

Michael Haydn, ein bedeutender Kirchencomponist und Bruder des berühmter gewordenen Joseph Haydn.

Die Fenster seiner Wohnung gingen auf diesen Kirchhof, so daß er ihn täglich und stündlich vor Augen hatte und in der That offenbart sich in seinen Compositionen auch ein tief melancholischer, düsterer Zug.

Auf dem Gottesacker von Sanct Sebastian ruhen unter anderen dreihundert Salzburger, die vor länger als fünfzig Jahren durch einen Bergsturz verschüttet wurden.

Am Eingange der St. Sebastianskirche befindet sich das Grab des 1541 zu Salzburg gestorbenen, berühmten Arztes Theophrastus, Bombastus, Paracelsus ab Hohenheim. Diesen Mann, welchem die Wissenschaften einen bedeutenden Fortschritt verdanken, hat eine spätere Zeit, weil er in anderen Punkten an den Anschauungen und dem Glauben seiner Tage festhielt, ungerechter Weise unter die Kategorie der Charlatane geworfen.

Salzburg ist auch bekanntermaßen der Geburtsort Mozarts und man hat Alles gethan, um die Erinnerung an diesen unsterblichen Meister, diesen verkörperten Genius der Musik, lebendig zu erhalten. Man hat ein Mozarteum errichtet und an seinem Geburtshause, das übrigens zu den stattlicheren gehört, eine Tafel mit einer passenden Inschrift angebracht.

Die zahlreichen öffentlichen Brunnen machen, ihrem größeren Theile nach, Anspruch auf künstlerische Bedeutung.

Dies gilt ganz besonders von dem fünfundvierzig Fuß hohen, 1664 von Antonio Dario vollendeten Hofbrunnen. Vier gewaltige Marmorrosse spritzen aus ihren Nüstern Wasserstrahlen; das Gleiche thun die etwas höher angebrachten Atlanten aus weit geöffnetem Munde und über diesen Allen läßt ein Triton aus seinem Muschelhorne einen mannshohen Wasserstrahl emporsteigen.

Auf dem Marktplatze blickt die Marmorstatue des heiligen Florian von seinem Röhrbrunnen ernsthaft auf das ihn umwogende Getümmel herab.

Aber nicht bloß um die Menschen haben sich die Bischöfe durch die Anlegung von Brunnen und Wasserleitungen ein großes Verdienst erworben, auch auf die Thiere erstreckte sich ihre wohlthätige Fürsorge. Den besten Beweis liefern dafür die Pferdeschwemmen, welche wohl in keiner Stadt ihres gleichen haben dürften. Die Einfassung der einen besteht aus tadellosem Marmor und ist mit Bildhauerarbeiten geziert, die man unter die Kunstwerke zählen muß.

Unter den Kirchen sind drei vorzüglich bemerkenswerth. Zuerst der von Solero von 1614 bis 1628 aus Marmor und Quadersteinen erbaute

Dom, mit elf Altären und fünf Orgeln, unter welchen sich auch Egedachers berühmtes Werk mit drei Manualen und achtundvierzig Registern befindet. Sämmtliche Altäre sind aus rothem Marmor mit weiß marmornen Brustgeländern, in edlem Stile gehalten und mit Gemälden geschmückt. In der zweiten, der Petruskirche, befindet sich das Grab des heiligen Rupertus, des Bekehrers Salzburgs zum Christenthum und die Statue Michael Haydns.

Die dritte bemerkenswerthe Kirche ist die protestantische, welche am 8. September des Jahres 1867 eingeweiht wurde.

Trotz aller Gewaltacte der salzburger Erzbischöfe, unter denen die des Erzbischofs Leopold Anton, Freiherrn v. Firmian die bekanntesten sind, in deren Folge 1731 vierzigtausend protestantische Einwohner des salzburger Landes auswanderten, hatten sich dennoch Bekenner des evangelischen Glaubens im Lande erhalten.

Nach der Säkularisirung bildete sich, unter weltlichen Fürsten, ein „protestantischer Verein" der unter österreichischer Herrschaft in den Zeiten der geistigen Entwicklung dieses Reiches, vom Jahre 1848 bis 1861 die Bildung einer neuen evangelischen Gemeinde in Salzburg anstrebte.

Dieser wurde unter der Regierung Franz Josephs durch das kaiserliche Patent vom 8. April 1861 gesetzlicher Schutz zu Theil.

Der jungen Gemeinde fehlten jedoch vorerst die Mittel sich als selbstständige Pfarrgemeinde zu constituiren und nur dem freundlichen Entgegenkommen des salzburger Gemeinderaths und des Bürgermeisters Heinrich Ritter v. Mertens, dessen liberale und streng constitutionelle Gesinnungen selbst unter den schwierigsten Verhältnissen sich stets glänzend bewährten, hatte es die evangelische Gemeinde zu danken, daß sie ihren Gottesdienst in einem öffentlichen Lokale, in dem großen Rathssaale des salzburger Gemeinderaths, abhalten konnte.

Den Bemühungen des Kirchenrathes in Wien, des Gustav-Adolph-Vereins in Leipzig und des Centralcomités der deutschen Künstlergenossenschaft in Weimar hatte die Gemeinde es zu danken, daß sie schon am 4. August 1863 daran denken konnte, den Grundstein jener Kirche zu legen, die am 8. September 1867 in der feierlichsten Weise eingeweiht wurde.

Die genannten Körperschaften hatten in der Zeit von kaum vier Jahren hunderttausend Gulden aufgebracht und der Kirchenbau schritt unter der energischen Leitung des salzburger Baumeisters Jacob Götz rasch vorwärts und seiner Vollendung entgegen.

Zu der am 8. September 1867 vorgenommenen Kirchenweihe hatten

sich Vertreter zahlreicher evangelischer Korporationen und Gemeinden aus allen Gegenden Deutschlands eingefunden.

Außer den Delegirten des Gustav-Adolph-Vereins, der weimar'schen Künstlergenossenschaft und des evangelischen Kirchenraths zu Wien, erschienen Abgeordnete aus Nürnberg, Stettin, München, Freudenstadt in Würtemberg, Oldenburg, Scharten und die Pfarrer sämmtlicher evangelischer Gemeinden in Oberösterreich.

Mehr als Tausend Bekenner der evangelischen Religion hatten sich aus allen Theilen Oberösterreichs, dem östlichen Baiern, ja selbst aus dem weit entfernten Obersteiermark zur Kirchenweihe in Salzburg eingefunden.

Sonntag um acht Uhr Morgens riefen die Glocken des neuerbauten Gotteshauses die Gläubigen zum ersten Male in die Kirche. Von der Galerie des Thurmes herab ertönte der Choral: „eine feste Burg ist unser Gott."

Die Festlichkeiten begannen mit einem Chorgesang, welchen die großentheils der katholischen Kirche angehörenden Künstler und Künstlerinnen der Salzburger Singakademie aufführten.

Den Weihact vollzog der Superintendent Sääf aus Scharten und die Festpredigt hielt der Ortspfarrer Heinrich Aumüller.

Mittags war große Festtafel im Restaurationsgebäude des kaiserlichen Lustschlosses Mirabell. Während derselben brachte Dr. Voigdt aus Königsberg ein mit stürmischer Begeisterung aufgenommenes Hoch auf den Kaiser Franz Joseph aus, welcher in ächt apostolischem Sinne seinen Völkern Glaubensfreiheit gegeben hatte. Diesem Toaste folgten mehrere und begeisterte Reden.

Professor Martersteig aus Weimar und Fabrikant Zeltner aus Nürnberg ergriffen das Wort, um die Errichtung einer selbstständigen Volksschule in Salzburg zu empfehlen und der Bürgermeister Ritter v. Mertens erklärte, in seinem und seiner Gesinnungsgenossen im salzburger Gemeinderathe Namen, daß die Stadt die diesfalsigen Bestrebungen der evangelischen Gemeinde auf das Kräftigste unterstützen werde.

Die Mehrzahl der katholischen Bevölkerung von Salzburg verfolgte den Verlauf der ernsten Feier mit sichtlicher Theilnahme und viele Gemeinderäthe, der Bürgermeister Mertens an der Spitze, betheiligten sich an dem Festzuge in die Kirche.

Die Kirche ist nach dem Entwurfe des Baumeisters Götz erbaut. Der Baugrund war merkwürdiger Weise zwei Jahre vor Beginn des Baues noch das wilde Flußbett der Salzach.

Das Gebäude ist im Rohbau aufgeführt und hat einen Thurm von

einhundertundfünfzig Fuß Höhe. Die Höhe des Langhauses beträgt fünfzig, die der Kirche einhundertundzwanzig, die Breite fünfzig Fuß.

Die Kirche hat eine schöne, klangvolle Orgel mit sechzehn Registern. Der Thurm hat drei Glocken im Gewicht von zweitausendneunhundert Pfund. — —

Der sogenannte Winterpalast, die Residenz des Erzherzog Ludwig Victor, der die beiden Kaiser und deren Gemahlinnen unter seinem Dache beherbergte, hat eine denkwürdige Geschichte, welche bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreicht. Aber schon zur Zeit Karls des Großen soll ein Palast die Stelle der heutigen Residenz eingenommen haben.

Den Grundstein zum Winterpalast legte der Erzbischof Wolf Dietrich und im Jahre 1609 wurde jener Theil der Residenz vollendet, welcher dem Kaiser Napoleon III. vorübergehend zum Wohnsitz diente.

Aber nicht die Stadt allein ist merkwürdig und schön, sondern auch die Umgebung derselben; denn besteigt man den Mönchsberg, so genießt man eine entzückende Aussicht und es entrollt sich vor dem Blicke ein unbeschreiblich schönes Panorama.

Zu den Füßen des Beschauers liegt die uralte Bischofsstadt mit ihren glänzenden Häusern, Marmorpalästen, Kirchen und Brunnen, durch welches die Salzach ein silbernes Band zieht. Jenseit des Flusses liegt das Schloß Mirabell, die Geburtsstätte des kürzlich verstorbenen Königs Otto von Griechenland, und der bewaldete Berg im Hintergrunde ist der Gaisberg von dessen Gipfel man eine der wundervollsten Fernsichten der Welt genießt.

Tritt man an die entgegengesetzte Seite, so bietet das Panorama neue Reize dar. Der Würfelklumpen in Südost mit den gewaltigen Zinken und schneebedeckten Abhängen ist der sagenreiche Untersberg.

Einst haben, so erzählt das Volk, glücklichere Bewohner in diesen Alpen, in diesem großartigen Naturgarten, welcher das Salzachthal heißt, friedlich und fröhlich gewohnt. Die Verwünschung böser Zauberer und unheimliche Mächte haben den Untergang dieses harmlosen Geschlechtes herbeigeführt. Es hat sich von der Oberfläche hinweg, in die entlegenen unterirdischen Kammern und Grotten des Unterberges geflüchtet. Ein Thor mit goldener Aufschrift führt in das Innere des Berges und hinter dem Thore sind die Schätze der Geflüchteten verborgen.

Einer andern Sage zu Folge sitzt Kaiser Friederich I. in der Tiefe des Untersberges und sein weißer Bart ist ihm so lang gewachsen, daß er dreimal um den Tisch herum reicht, der vor ihm steht. Auch Barbarossa ist durch eine finstere Zaubermacht hierher verwünscht; wenn er einst aus

dem Schlafe erwacht, beginnt eine neue schöne Zeit und das Volk wird glücklich sein.

Rechts vom Untersberg, dessen braune Wände den Wagmann verdecken, erhebt sich aus der grünen Ebene der zackige Felsenrücken des Staufen mit der Hohenstaufenspitze; da, von wo die Salzach herabfließt, erblickt man den eisbedeckten Hohengöll und weiter links, das über die bewaldeten Auen emporragende, vielfach zerklüftete Tännengebirge.

Die Ebene ist mit zahlreichen Ortschaften, Schlössern und Burgen geschmückt, die sich scharf von dem lebhaften Grün der Wiesen abheben.

Gegenüber aber liegt der Kapuzinerberg, die zweite der Höhen, zwischen welchen die Stadt sich hinschmiegt und die, wie der Mönchsberg, eine herrliche Fernsicht bietet.

Einer Sage nach rührt sich der Kaiser Friedrich im Untersberge bei herannahender Kriegsgefahr; Waffengetöse schallt aus der Tiefe des Berges, Ritter und Knappen auf feurigen Rossen, in glühendem Panzer und flammendem Waffenschmucke durchstürmen die Gegend um Mitternacht.

Es steht zu hoffen, daß ungeachtet aller sich durchkreuzenden, an die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Salzburg geknüpften Gerüchte, die bald von einer, gegen Preußen und Rußland gerichteten, österreichisch-französischen Allianz, bald von Abmachungen in Betreff Nordschleswigs, bald von Verabredungen rücksichtlich der orientalischen Frage sprechen, obgleich die officiellen und officiösen deutschen und französischen Zeitungen von Friedensversicherungen überfließen, das salzburger Ereigniß dem alten Rothbart keine Veranlassung bieten wird, seinen friedlichen Schlummer zu unterbrechen.

* * *

Am 19. August ward der größere Theil des Tages von den Souverainen in Zurückgezogenheit, unter vertraulichen Besprechungen zugebracht.

Das Diner, welchem der, von Leopoldskron hereingekommene König Ludwig I. von Baiern, nebst dem Großherzoge von Hessen beiwohnten, fand in den Zimmern des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich statt und gegen vier Uhr empfing der Kaiser Napoleon den Reichskanzler v. Beust in einer mehr als halbstündigen Audienz.

Hierauf wurde das fürstlich schwarzenbergische Lustschloß Aigen mit dem daran stoßenden schönen Park, und nach der Rückkehr von dort, das Theater besucht.

Bei dem Eintritte der beiden Kaiser erhob sich das Publicum und die Mitglieder des salzburger Mozarteums stimmten das „partant pour la Syrie“ an.

Die Schauspieler des wiener Hofburgtheaters brachten Halms „Wildfeuer“ zur Aufführung und als Zwischenaktsmusik gab man das Scherzo aus Mozarts Es-dur-Symphonie und den Reitermarsch von Schubert.

In den Nachmittagsstunden des 20. August hatte der Reichskanzler v. Beust abermals eine Audienz bei dem Kaiser Napoleon, der späterhin eine Begrüßungsdeputation des salzburger Gemeinderathes empfing, an deren Spitze der Bürgermeister, Ritter v. Mertens, stand, der an den Kaiser eine Ansprache hielt.

Napoleon erwiderte in deutscher Sprache:

„Es freut mich der freundliche Empfang. Ich bin hierher gekommen, um dem Kaiser mein Beileid auszudrücken über den schmerzlichen Verlust. Es ist sehr schön hier; ich hoffe es wird nicht das letzte Mal gewesen sein, daß ich hierher kam.

„Es hat mir viel Vergnügen gemacht, einmal wieder nach so langer Zeit ein deutsches Theater zu sehen. Die Darstellung war eine gute.

„Ich war früher in Deutschland, es ist aber schon lange her, ich habe Vieles von der deutschen Sprache vergessen.“

Hierauf ward die Deputation der Kaiserin vorgestellt, welcher sie ein Album mit Ansichten von Salzburg und Umgegend, sowie einen Kranz von Edelweiß und anderen Alpenblumen darbrachte.

Um zwei Uhr fuhr der Kaiser Napoleon in der Uniform eines Divisionsgenerals und begleitet vom Feldmarschall-Lieutenant, Fürsten von Thurn und Taxis nach Leopoldskron, um dem greisen Könige Ludwig von Baiern einen Besuch abzustatten und unmittelbar nach der Marschallstafel machten die beiden Monarchen einen Spazierritt nach der Festung Hohensalzburg.

Das Souper ward im Schlosse Kleßheim eingenommen, welches seit einem Jahre in den Besitz des Erzherzogs Ludwig übergegangen ist.

Am folgenden Tage besuchten die beiden Kaiserinnen die Kirche Sanct Peter und der Kaiser Napoleon Nachmittags das städtische Alterthumsmuseum, wo der Kaiser sich als Kenner ersten Ranges auswies.

Nach dem Diner fand ein gemeinschaftlicher Ausflug nach dem Schlosse Hellbrun statt und Napoleon ertheilte dem Abgeordneten Schindler, von dem er gehört hatte, daß er ihm auffallend ähnlich sehe, eine Audienz. Dieser hatte nämlich, als er um halb zwei Uhr Mittags am 21. August nach Hause kam, eine Einladung zu einer Audienz bei dem Kaiser Napoleon vorgefunden.

Die Audienz selbst fand am 22sten um zwei Uhr Nachmittags statt.

Kaiser Napoleon, welcher einen schwarzen Rock trug, empfing den Dr. Schindler im Salon, begrüßte denselben in deutscher Sprache und forderte ihn auf, die Unterhaltung in französischer Sprache weiter zu führen.

Schindler bat, daß die Conversation in deutscher Sprache geführt werde, da Sr. Majestät derselben mächtig sei.

Napoleon erwiderte, daß er der deutschen Sprache nicht mehr ganz mächtig sei, worauf Schindler antwortete, er werde seine Worte nöthigenfalls französisch ergänzen.

Das Gespräch zwischen Napoleon und dem Dr. Schindler wurde nun größtentheils in deutscher Sprache geführt, mit einzelnen französischen Unterbrechungen.

Nach mehreren persönlichen Bemerkungen ging Napoleon auf das politische Gebiet über, berührte die Allianzfrage und erklärte, er sei mit den besten Intentionen für Oesterreich nach Salzburg gekommen und befragte dann den österreichischen Abgeordneten über den Stand der ungarischen Ausgleichsfrage.

Schindler entgegnete:

„Ich muß den Anbot von Seiten Ungarns für sehr ungünstig erklären; im schlimmsten Falle wird auch dieser Anbot angenommen werden müssen, freilich nicht als Ausgleich, sondern als Kapitulation, um endlich eine Grundlage zu gewinnen, von welcher aus man es versuchen würde, ob der Ausgleich verbesserungsfähig ist."

Das Gespräch wendete sich nun zur Nationalitätenfrage. Kaiser Napoleon sagte in dieser Beziehung:

„Die slavische Frage ist eine für Oesterreich sehr wichtige; sie könnte, ungeschickt behandelt, gefährlich werden."

Hierauf kamen die Finanzzustände in Betracht.

„Ich gratulire Ihrem Lande," sagte Napoleon, „daß der Bau von Eisenbahnen so energisch und umfassend angefaßt wird. Ich verspreche meinen ganzen Einfluß für die Beschaffung der Kapitalien zur Ausführung der großen Projecte zu verwenden. Denn der Fortschritt und die Kultur müssen ihre Wege haben und die glattesten Wege sind eben die Eisenbahnen."

Schindler antwortete:

„Die bedenkliche Verarmung des Reiches macht die materielle und volkswirthschaftliche Besserung unserer Verhältnisse zu einer der ersten und dringendsten Nothwendigkeiten.

Der Kaiser Napoleon, der dieser Auffassung beipflichtete, knüpfte daran folgenden Ausspruch:

„In unseren Zeiten lassen sich die Völker nicht regieren, ohne daß sie dabei ihre Rechnung finden."

Die österreichische Armee nannte der Kaiser entwicklungsfähig und stellte ihr eine schöne Zukunft in Aussicht.

Die Unterhaltung wendete sich hierauf den französischen Zuständen zu und der Kaiser bedauerte, daß oft die besten Absichten durch Einwirkungen zweiten und dritten Ranges, die nicht immer berechenbar seien, durchkreuzt, oder vereitelt würden.

„In Mexico sei Alles auf einen günstigen Erfolg genau berechnet gewesen; aber er habe sich in den Mexicanern selbst getäuscht und ihren Wunsch nach Cultur und Civilisation ernst genommen, während die Mexicaner, wie es sich gezeigt hat, alle Fehler der spanischen Race besitzen, ohne die Vorzüge derselben.

Das Gespräch kam abermals auf österreichische Verhältnisse. Napoleon rühmte den Character der parlamentarischen Opposition in Oesterreich und machte ihr große Komplimente.

Das Concordat und die confessionellen Verhältnisse wurden auf beiden Seiten nicht berührt.

Zwei Schriftsteller, — denn auch Schindler schrieb unter dem Namen Julius von der Traun — konnten sich unmöglich längere Zeit unterhalten, ohne auf die Literatur und das Theater zu kommen.

Der Kaiser Napoleon erwähnte die Vorstellung im salzburger Theater, welche den Gästen Halm's Drama „Wildfeuer" vorführte.

Schindler bemerkte, daß dieses Drama keinen Glanzpunkt der gegenwärtigen deutschen Bühnenliteratur bilde.

Der Kaiser Napoleon erwiderte, „es habe ihn gefreut, überhaupt wieder einmal nach langer Zeit ein deutsches Stück zu sehen." Er berührte seine Augsburger Jugenderinnerungen und sprach sich zum Schlusse dieses Theils der Unterredung nicht besonders günstig über den gegenwärtigen Stand der französischen Literatur aus.

So hatte dieses Gespräch über eine halbe Stunde gedauert. Der Kaiser und der Abgeordnete der Stadt Wien saßen während dieser Zeit einander gegenüber in Fauteuils.

Endlich bat Schindler, sich verabschieden zu dürfen, um nicht länger die gemessene Zeit des Monarchen in Anspruch zu nehmen.

Schindler fügte hinzu:

„Ich danke Ew. Majestät für die ehrenvolle Bereicherung meiner Erlebnisse durch diese Audienz. Ich fühle, daß ich diese Ehre nur als

Abgeordneter des österreichischen Volkes empfangen habe, und sie gilt nicht mir allein, sondern allen meinen parlamentarischen Collegen."

Der Kaiser Napoleon entgegnete:

„Ich danke Ihnen für die mir gegebenen Aufklärungen und es freut mich, einen der bedeutendsten Männer Deutschlands kennen gelernt zu haben."

Er begleitete darauf den Volksvertreter bis zur Thüre und erwähnte:

„Ich bin in Salzburg noch mit Redigirungen beschäftigt," wobei er die Hoffnung einer baldigen Wiederkehr in dieses schöne Land ausdrückte.

So schloß diese höchst interessante Audienz.

Uebrigens haben diese Unterredung des Abgeordneten Schindler mit Napoleon und die Aeußerungen des Ersteren, demselben keine Lorbeeren, sondern vielmehr Spott und Mißbilligung eingetragen.

Nach einem französischen Berichte hatte Schindler um die Audienz nachgesucht, der Kaiser aber anfänglich Anstoß zu erregen befürchtet, weil Schindler zur Opposition gehöre, und deshalb erst bei dem Reichskanzler angefragt.

Ferner wird eine Aeußerung Napoleons zu dem Fürsten Metternich berichtet, von der man sagen kann: ist sie nicht wahr, so ist sie doch gut erfunden.

Napoleon soll gesagt haben: „Ich möchte wohl, daß meine Oppositionsmänner so wären wie der da; dann wäre ich sehr glücklich."

Auch Kaiser Franz Joseph soll den französischen Redacteur von der „Patrie," Arnould, empfangen und dabei die Bemerkung gemacht haben:

„Ich hoffe, daß die Salzburger Zusammenkunft die Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich noch inniger gestalten werde."

Den Schluß der Festlichkeiten, die am Salzburger Hoflager dem Kaiser Napoleon bereitet wurden, bildete am 22. August ein durch den wiener Gesangverein, der auf Wunsch Napoleons nach Salzburg beschieden war, ausgeführtes Concert, dessen Programm von großem Interesse war. Der Erfolg der wiener Sänger war ein glänzender.

Nach dem Concerte führte Kaiser Franz Joseph den Vorstand des Vereins zu Napoleon und stellte ihn diesem französisch vor.

Napoleon begann die Conversation sofort in deutscher Sprache. Er erklärte, daß er stets gern deutschen Gesang höre, er erinnere ihn an seine Jugend. Er habe schon oft Männerchöre gehört, aber in dieser Vollendung, mit dieser Präcision noch nie. Es freue ihn, daß auch in Frankreich jetzt der Männergesang Fortschritte mache, wenn er es gleich noch jetzt nicht zu dieser Vollkommenheit gebracht. Er befragte den Vorstand um die Verhältnisse des Vereins, worüber dieser in Kürze die ge-

eigneten Aufklärungen gab und dabei auch auf den Unterschied hinwies, daß in Frankreich die Arbeiter Männergesangvereine bildeten, während hier, namentlich dieser Verein, seine Mitglieder aus allen Theilen der Intelligenz ziehe.

Am Morgen des 23. August erfolgte die Abreise, die Majestäten fuhren wieder in einem Wagen zum Bahnhofe; der Reichskanzler und Graf Taaffe waren in Geheimeraths-Uniform, die Grafen Andrassy und Festetics in ungarischer Ehrentracht erschienen.

Ein rascher, aber um so wärmerer Abschied entführte die Gäste. Noch vom Waggon herab grüßten und winkten die Majestäten und es war unschwer zu sehen, daß sie die wohlthuendsten Erinnerungen von dem salzburger Aufenthalte mit hinwegnahmen.

Die Rückreise erfolgte im strengsten Incognito und nur in München richtete der Kaiser an den Minister, Fürsten von Hohenlohe, den Professor v. Liebig und den General v. Hohenhausen vom Wagen aus einige freundliche Worte.

So schloß diese bedeutsame, vielbesprochene Zusammenkunft. Die Auslassungen der Presse sind sämmtlich bei weitem mehr von Befürchtungen, als von Hoffnungen durchdrungen, obwohl man von officieller Seite auf das Eifrigste bemüht ist, jegliche Besorgniß zu zerstreuen und die Souveraine selbst bei verschiedenen Gelegenheiten die Zuversicht ausgesprochen haben, daß von dieser Zusammenkunft eine segensreiche Aera des Friedens datiren werde.

Was von Aeußerungen der Minister in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, wie die Worte des Grafen Andrassy, in welchen er vor dem Eingehen eines jeden festen Engagements und allen Illusionen in Betreff Ungarns warnte, zeigte, daß man den Versuch französischer Seits gemacht hatte, zu einer Allianz zu drängen.

Es ist daher höchlichst zu wünschen, daß die so viel und oft vernommene Betheuerung, die Kaiserreise habe den Weltfrieden bezweckt, recht bald in unwidersprechlichen Anzeichen sich bestätige. — — — — —

Ein Bild des verflossenen Lebens und der bisherigen Thaten Napoleon III. werden wir in den nächsten Kapiteln entrollen.

Drittes Kapitel.

Napoleon III. (1808—1831.)

Selten hat wohl Jemand merkwürdigere Schicksale erlebt, selten mehr mit den Zeitverhältnissen zu kämpfen und Hindernisse zu überwinden gehabt, um seine vorgesteckten Ziele zu erreichen, als der jetzige Kaiser der Franzosen Napolean III., der Neffe des großen Napoleon.

Napoleon III. ist der Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Louis Napoleons, und der schönen Hortensia Fanny Beauharnais.

Am 20. April 1808 wurde er in Paris geboren und der Donner der Kanonen verkündete der Stadt, daß das Haus der Napoleoniden sich um einen männlichen Sproß vermehrt habe.

Obwohl die Geburt schon im Jahre 1808 stattfand, wurde der junge Prinz doch erst nach zwei Jahren getauft.

Der Grund dieser Verzögerung soll darin gelegen haben, die Taufe so feierlich als möglich in Scene zu setzen und dazu war es nothwendig, sie durch einen hohen Würdenträger der Kirche ausführen zu lassen, zu welcher der Großonkel des Täuflings, der Cardinal Fesch auserfehen war.

Der Cardinal traf in Fontainebleau ein; er vollzog am 14. November 1810 mit großem Pompe die Taufe des Neffen, dem die Namen Carl Louis Napoleon beigelegt wurden.

Außer diesem Sohne hatte das holländische Königspaar nur noch einen ältern Sohn, Napoleon.

Trübe Wolken thürmten sich bald an Frankreichs Himmel auf; Napoleon I. Armee war in Rußlands Schneefeldern besiegt und furchtbar zerstückelt; nur einige Ueberreste erreichten mühsam die Heimath.

Noch einmal erhob sich der stolze Corse, um dem widrigen Schicksale zu trotzen und die nahenden schweren Gewitterwolken zu verjagen, aber vergeblich.

Auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance erlosch der letzte Schimmer Napoleonischen Glückes.

Die Dynastie der Napoleoniden sank in den Staub, aus dem sie sich erst nach fast einem halben Jahrhunderte wieder erheben sollte.

Napoleon I. starb auf St. Helena, sein Sohn Napoleon II. in Schönbrunn.

Ein furchtbarer Haß richtete sich gegen die Mitglieder der Familie; man fürchtete, daß aus ihrer Mitte ein Rächer des Vaters und — vielleicht auch des Sohnes erstehen könne.

Kein einziger Sproß des Hauses sollte übrig bleiben, Alle sollten vertilgt werden.

Nirgends ließ ihnen die Diplomatie Ruhe, überall verfolgte man sie offen und heimlich.

Besonders hat Herr v. Talleyrand seinen ganzen Einfluß aufgeboten, den Ruin der Napoleonischen Nachkommenschaft herbeizuführen.

Aber auch das eigene Volk grollte ihr; hatte Frankreich früher die Familie vergöttert, so wollte es sie jetzt in den Staub treten.

Auf den Trümmern des Napoleonischen Thrones hatten die Bourbonen einen neuen errichtet, den Ludwig XVIII. bestieg.

Und dessen Regierung bestürmte man von Seiten des Adels, des Volkes, des neuernannten Beamtenthums und der Diplomatie, die verhaßte Familie aus dem Lande zu treiben.

So schwebte denn auch Hortensie mit ihren beiden Söhnen in großer Gefahr. Sie hatte sich mit ihnen bis dahin immer noch in Paris aufgehalten, während ihr Gemahl, von dem sie geschieden war, längst seinen Wohnsitz zu Florenz in Italien genommen hatte.

Ludwig XVIII. gab der verlassenen und verfolgten Königin einen Paß, und noch am 17. Juli 1815, Abends um neun Uhr, verließ sie mit den Söhnen die Mauern von Paris.

Trauernden Herzens warf sie noch einen Blick auf die Stadt, die ihres Hauses Glanz so lange bewohnt hatte; dann wandte sie sich thränenden Auges ab und ließ die Pferde zur Eile antreiben, um der treulosen Stadt, dem treulosen Lande, den Rücken zu kehren.

Flüchtig und unerkannt kam sie nach Dijon.

Noch einmal sollten hier ihre Augen in Freude erglänzen, noch einmal sollte sie hier in Frankreich einen Triumph feiern und von der Hoffnung beseelt werden, daß noch nicht Alles verloren sei.

Anhänger des gestürzten Kaisers hatten sie erkannt und mit dem Rufe: „Es leben die Napoleoniden!" umringten sie den Wagen der Königin.

Das Volk eilte herbei und warf Blumen und Kränze in die Wagen, enthusiastischer Jubel erfüllte die Stadt; — aber der Triumph war nur kurz.

Die königlichen Garden hatten, über den Jubel ergrimmt, das Zimmer besetzt, in dem sich Hortense mit ihren Söhnen aufhielt.

Da trat zum Glück der österreichische Hauptmann, Graf Woyna, in die Stube.

Er hatte sie nur auf kurze Zeit verlassen, um sich eine Brille zu kaufen.

Er kam noch gerade zur rechten Zeit, um die Rasenden mit seinem Degen zurückzuweisen.

Die Königin mußte sich indessen beeilen, so schnell als möglich die Stadt zu verlassen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, sich den rohen Ausbrüchen der ihr feindseligen Soldateska auszusetzen.

Von Dijon aus fuhr Hortense nach Aix in Savoyen, wo ihrer wiederum neue Betrübniß erwartete.

Ein halbes Jahr später bildete sich eine förmliche Verschwörung, welche mit dem Plane umging, alle Mitglieder der Familie Bonaparte zu morden.

Der österreichische General Rotmann, der in Lyon die Truppen der Verbündeten befehligte, schickte einen Offizier an Hortense ab, um sie zu warnen.

Denn gerade auf das Leben der beiden Söhne Hortense's hatten es die Verschworenen zunächst abgesehen.

Ihr Gemahl, Louis Napoleon, hatte Kunde von der Flucht erhalten, hatte auch die Ankunft seiner geschiedenen Gattin in Aix erfahren und verlangte hier von ihr seinen älteren Sohn zurück.

Hortense war eine liebevolle Mutter, was hätte ihr Herz mehr bekümmern können, als die Trennung von einem geliebten Sohne?

Eine Ahnung sagte ihr, daß dies eine Trennung für immer sein würde.

Dennoch gab sie unter heißen Thränen nach und, den Sohn noch einmal inbrünstig an das mütterliche Herz drückend, überließ sie diesen dem Vater.

Napoleon, dem jetzigen Kaiser, ging die Trennung vom Bruder so nahe, daß seine Gesundheit tief erschüttert ward; er bekam die Gelbsucht.

Aber die Mutter durfte auf ihrer Flucht nicht länger verweilen, sie mußte dieselbe mit dem kranken Kinde fortsetzen.

Erst in der Schweiz durfte sie hoffen, das müde Haupt in Ruhe niederlegen zu können.

So erreichte sie denn nach manchen mühseligen Tagen die Rettung verheißenden, himmelanstrebenden Berge der Schweiz.

Ihren Aufenthalt nahm sie in Constanz. In der Stadt selbst blieb

sie jedoch nicht lange; denn sie sehnte sich nach so vielen traurigen Erlebnissen nach Einsamkeit, in der sie für ihr gemartertes Herz Tröstung zu finden hoffte.

In der Nähe von Constanz liegt ein Gut, früher das Zumstein'sche, jetzt das Vincent'sche, nach ihren Besitzern geheißen.

Rings von hohen Linden umschattet, gewähren die zierlich nach Schweizerart errichteten Gebäude einen malerischen Anblick und machen einen behaglichen Eindruck. Dächer, Mauern und Bäume athmen Ruhe und Zufriedenheit.

Kein Asyl konnte deshalb der Königin willkommner sein, als dieses Gut.

Bald waren die Verhandlungen über den Erwerb desselben abgeschlossen und Hortense bezog es. Sie richtete sich hier mit ihrem kleinen Hofstaate, wenn die wenigen Begleiter aus Frankreich so genannt werden dürfen, ganz nach ihrem Sinne ein und fühlte sich in ihrem neuen Besitzthume bald so glücklich, daß sie dasselbe nimmer zu verlassen gedachte.

Vor Allem widmete sie sich der Erziehung ihres Sohnes Louis Napoleon.

Die Liebe, deren zwei Kinder theilhaftig werden sollten, wandte sich jetzt dem einem Sohne zu und zwar mit einer Hingebung, welche der höchsten Bewunderung würdig ist.

Die trefflichsten natürlichen Anlagen gewinnen erst dann innere Kraft, wenn sich ihnen ein Mutterherz in treuer Liebe zuwendet.

Die erste von einer zärtlichen und tugendhaften Mutter geleitete Erziehung ist von Einfluß für das ganze Leben.

Napoleon hatte das hohe Glück, einer solchen Erziehung theilhaftig zu werden, wurde sich dieses Vorzuges auch schon in früher Jugendzeit bewußt und hat die ihm zugewandte Mutterliebe in edelster Weise vergolten.

Napoleon liebte seine Mutter zärtlich.

Sie las ihm vor, sie unterwies ihn im Zeichnen, Tanzen und in der Malerei. Außerdem hatte aber auch der Prinz noch besondere Lehrer, namentlich den Abbé Bertrand, welcher den Unterricht leitete.

Eine ganz besondere Sorgfalt wurde auf den Unterricht in der deutschen Sprache verwendet, und in diesen, wie in anderen Fächern rühmten seine Lehrer eine schnelle Fassungskraft an ihm.

Aber auch in anderen Sachen blieb der Prinz nicht zurück. — Meisterlich schlug er schon als Knabe die Trommel und commandirte mit solchem Tact, daß er selbst alte Militairs in Staunen setzte.

Um dem Prinzen nämlich auch die nöthige Erholung im Spiele zu verschaffen, wurde einer Schaar Knaben, Söhnen von Nachbaren, täglich

auf einige Stunden der Aufenthalt im Inneren des Gutes verstattet. Zu ihnen gesellte sich auch der Milchbruder des Prinzen, der junge Bure, und war nun die ganze Schaar beisammen, so theilte der Prinz sie in zwei Parteien und führte die mit Stöcken bewaffneten Genossen in den Kampf.

Bei solchen Gelegenheiten fehlte es denn auch selten an erwachsenen Zuschauern, die sich an dem wilden Kriegsspiele der Knaben ergötzten und des Prinzen Energie dabei bewunderten.

Aus dieser Energie entwickelte sich aber im jungen Napoleon noch eine andere Eigenschaft, mit der seine königliche Mutter durchaus nicht einverstanden war, ein zu großes Selbstgefühl und schwer zu bändigendes Rechthaben gegen erwachsene Personen, sogar gegen seine Lehrer.

„Warum haben Sie mich heute früher zum Unterricht herangezogen, als sonst?" fragte Napoleon in gereiztem Tone den Abbé Bertrand.

„Schweigen Sie, Prinz!" erwiderte der Abbé und wandte sich ab.

„Herr, ich sage Ihnen, ich will sofort Antwort haben, ich kann das verlangen, Sie müssen mir den Grund sagen, weshalb Sie heute von der Regel abweichen!"

„Prinz, schweigen Sie! Ich gebe Ihnen keine Antwort!"

„Oho! Ich werde mir Antwort zu erzwingen wissen," versetzte Napoleon kurz, ging in das Seitengemach und holte seinen Säbel.

„Wollen Sie mir jetzt antworten!" herrschte der kleine Prinz den Abbé an, indem er mit dem Säbel zum Schlage ausholte.

„Mein Gott, welch ein Auftritt!" ertönte es in diesem Augenblicke aus der Thür des anstoßenden Zimmers; es war die Stimme Hortense's.

„Augenblicklich gehen Sie auf Ihr Zimmer, Prinz!" befahl Hortense, „ich werde mit Ihnen später reden."

Napoleon gehorchte sofort, steckte den Säbel in die Scheide und verließ das Zimmer.

Hortense machte, als der Prinz das Zimmer verlassen hatte, dem Abbé strenge Vorwürfe über seine Nachsicht.

„Warum machen Sie nicht von dem Rechte Gebrauch, das ich Ihnen ertheilt, so streng als möglich mit dem Prinzen zu verfahren? Ein solches Benehmen dürfen Sie nicht aufkommen lassen," fragte Hortense den Abbé in erbittertem Tone.

„Ich scheute mich," erwiderte der Abbé verlegen, „den Prinzen zu bestrafen."

„Scheuen Sie sich in Zukunft nicht, ich bitte dringend darum," versetzte Hortense und verließ das Zimmer.

Gleich darauf bekam der Prinz von seiner Mutter eine nachhaltige

Zurechtweisung und mußte sich zum Abbé zur Unterrichtsstunde begeben, ohne weitere Fragen über das Warum an ihn richten zu dürfen.

Solche Fälle ereigneten sich indessen häufiger und Hortense gewann die Ueberzeugung, daß der Abbé nicht mehr der taugliche Lehrer für ihren Sohn sei.

Ohne ihm wehe zu thun, entband sie ihn in liebenswürdigster Weise von seiner Stellung als Erzieher und gewann für diese Stelle Herrn Lébas.

Herr Lébas war das Gegentheil vom Abbé; er war ein strenger, unnachsichtlicher Lehrer, und war dabei in den Wissenschaften ungleich mehr zu Hause als sein Vorgänger; Herr Lébas wurde auch in späteren Jahren Professor der griechischen Sprache am Pariser Athenäum.

Ehe wir aber zu dessen Lehrmethode übergehen, müssen wir hier noch eine Bemerkun g einschalten.

Mit der Energie, welche der junge Prinz in militairischen Spielen an den Tag legte, verband sich sonderbarer Weise eine gewisse Furcht, die in ihm wohnte.

Als eines Tages seine Erzieherin, die Frau v. Boubers, welche auch neben den Lehrern beibehalten wurde, mit dem Prinzen über den Vorhof ging, traten ihnen plötzlich aus dem Camine zwei jugendliche Schornsteinfegerlehrlinge entgegen, welche Beide nicht viel größer waren, als der Prinz.

Mit einem furchtbaren Schrei sinkt dieser bei dem Anblicke der russigen Schlotfeger zusammen und alles Bitten, alle Vorstellungen der Frau v. Boubers halfen nicht, der Prinz weinte und schrie unaufhörlich, bis man ihn bei Seite brachte.

Lange noch hat die seltsame Furcht den Prinzen beschlichen, bis er dieselbe unter der strengen Erziehung und vernünftigen Belehrung des Herrn Lébas allmählig überwand.

Herr Lébas war aber auch ganz der Mann dazu, jugendliche Fehler zu bessern und dabei doch als wirksamer Lehrer in den Wissenschaften auftreten zu können.

„Warum haben Sie heute Ihre Lection nicht gelernt, Prinz?" fragte er seinen Schüler einmal.

„Ich wollte nicht!" war die kurze Antwort.

„Was? Ich werde Sie lehren!" versetzte Lébas und bestrafte seinen fürstlichen Schüler mit Blitzesschnelle, daß dieser ganz betroffen dastand und eine geziemende Antwort ertheilte. —

Mit Erziehen und Unterricht vergingen so in der Einsamkeit des Gutes bei Constanz zwei Jahre in ungestörter Ruhe, bis die Diplomatie von Neuem auf die Napoleonische Königin aufmerksam wurde.

Hortense hatte nämlich am 10. Februar des Jahres 1817 das Schloß Arenenberg im Thurgau gekauft und sowohl der Besitz eines Schlosses, als die Nähe, in welcher sich die Großherzogin Stephanie von Baden, gleichfalls ein Sproß des Hauses Beauharnais, befand, machte die Diplomatie besorgt.

Wie leicht konnte nicht ein Complot gegen die Bourbonen geschmiedet werden, wenn beide Fürstinnen vereint mit ihrem Anhange conspirirten.

Man wußte die Schweizerbehörden zu veranlassen, Hortense und deren Sohn den ferneren Aufenthalt in der Schweiz zu versagen.

Hortense ergab sich, wiewohl mit innerer Entrüstung, in ihr Schicksal. Den Aufenthalt im schönen Arenenberg mußte sie vor der Hand aufgeben.

Am 6. Mai des Jahres 1817 reiste sie mit ihrem Sohne und ihrer bisherigen Umgebung nach Augsburg und erst nach vierjährigem Aufenthalte in dieser Stadt, waren die europäischen Cabinete dahin einig geworden, daß Hortense der Aufenthalt in Arenenberg gestattet werden könne.

Ihre und des Sohnes Wünsche waren erfüllt und die Reise nach Arenenberg wurde sofort angetreten.

Trotz der schleunigen Abreise von Augsburg, ist nicht etwa anzunehmen, daß Mutter und Sohn die Stadt nicht lieb gewonnen hätten.

Noch als Kaiser hat Napoleon aus alter Anhänglichkeit an Augsburg dem Gymnasium der Stadt das von ihm herausgegebene „Leben Cäsar's" und mehrere von ihm selbst entworfene Karten zum Geschenke gemacht.

In Arenenberg übte sich Napoleon in allen ritterlichen Künsten, in denen er es zu meisterhafter Fertigkeit brachte.

Er war ein tüchtiger Reiter, in allen Sätteln gewandt, ein unübertrefflicher Schlittschuhläufer, ein guter Pistolen- und Stutzenschütze, ein feiner Fechter auf Hieb und Stoß, vorzüglich aber ein guter Schwimmer.

Als er einst mit seinen Basen, den Töchtern der Großherzogin Stephanie von Baden, bei Mannheim über die Neckarbrücke ging, äußerte die Eine:

„O, wer von hier herabspringen könnte, in den Neckar!"

Flugs schwingt sich Napoleon, zum Entsetzen seiner Basen, über das Brückengeländer, stürzt sich hinab und schwimmt an das Ufer. Und das war im Monat März.

Uebrigens legte sich Napoleons Benehmen, das, trotz der Erziehungsmaaßregeln des Herrn Lébas, sich doch noch zuweilen sehr bemerkbar gemacht hatte; eine gewisse angeborene Herzensgüte gewann immermehr Oberhand.

Hortense nannte ihn seit einiger Zeit fast nur — le doux entêté. (den sanften Eigensinnigen.)

Schöne Literatur und Musik waren für den Prinzen keine Lieblingsbeschäftigungen; Industrie und Mechanik interessirten ihn dagegen gewaltig. Und in mancher Musestunde dachte er über das Artilleriewesen nach.

Unter solchen Beschäftigungen rückte das Jahr 1830 heran.

Gegen Ende desselben wurden die Vorbereitungen zu dem Aufstande in der Romagna getroffen, über welche Napoleon sich genaue Kunde verschafft hatte.

Er erinnerte sich der Ermahnung seiner Mutter, „sich des Onkels würdig zu zeigen“ und reiste als zweiundzwanzigjähriger Jüngling mit seinem in Italien lebenden Bruder nach dem Kirchenstaate, um die bedrängten Italiener zu unterstützen.

Viertes Kapitel.

Die Revolution in der Romagna.

Der mächtige Stoß, welchen die Welt durch die französische Julirevolution erhalten hatte, war nirgend von so gewaltigem Eindrucke gewesen wie in Italien.

Ueberall rührten sich Patrioten, überall machte man Anstrengungen, das vorhandene politische Joch abzuschütteln, der Freiheit, republikanischen Ideen Eingang zu verschaffen und am 3. Februar 1831 begann in Modena jenes blutige Drama, in welchem auch Louis Napoleon eine bedeutsame Rolle spielen und das so unglücklich für die Meisten der dabei Betheiligten enden sollte.

In Modena wurde die Revolte zwar schon am folgenden Tage unterdrückt, aber schon am 5. Februar loderte die Flamme derselben in Bologna wieder auf. Hier war es, wo Louis Napoleon in Begleitung seines älteren Bruders, der damals bereits mit einer Tochter des früheren Königs von Spanien, Joseph Bonaparte's, verheirathet war, sich an der Insurrection betheiligte.

Das Ziel, welches Louis Napoleon vom ersten Augenblicke seines öffentlichen Auftretens an vorschwebte, dem er unabläſsig alle seine Kräfte und Arbeiten widmete, war die Rehabilitirung seiner Familie, die Wieder-

aufrichtung des Kaiserthrones, den er als seine ihm zustehende Erbschaft betrachtete.

Freilich stand ihm dies Ziel nicht gleich anfangs klar vor der Seele, sondern hüllte sich zuerst in andere Formen, bis es dann später in seiner wahren Gestalt hervortrat. Aber welche Formen die Bestrebungen Louis Napoleons auch annehmen mochten, der Kern blieb immer derselbe, seine Familie und seine Person wieder an die Spitze der Dinge zu bringen.

Als er daher vom Ausbruche der Insurrection in Bologna Nachricht erhielt, eilte er mit seinem Bruder ohne Wissen und gegen den Willen seiner Mutter Hortense, die sich von Florenz nach Faenza begeben hatte, dorthin, um sich an der Revolution zu betheiligen.

Bei seiner Abreise nach dem Schauplatz der Ereignisse hinterließ er einen Brief an seine Mutter, in welchem er unter anderem sagte:

„Die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Ihre Liebe wird Sie in den Stand setzen, uns zu verstehen.

„Mit unserer Geburt haben wir Verpflichtungen übernommen, die wir halten müssen. Der Name, den wir tragen, zwingt uns, jenen unglücklichen Völkern beizustehen, deren Erhebung genügt, uns an den Ort der Gefahr zu rufen. Rechtfertigen Sie mich in den Augen meiner Schwägerin, welche mich ohne Zweifel tadeln wird, ihren Mann mitgeführt zu haben.

„Es thut diesem Leid, jemals in die Nothwendigkeit versetzt worden zu sein, nur eine einzige That seines Lebens vor ihr zu verbergen."

Als Napoleon und sein Bruder in Bologna anlangten, woselbst sich der Sitz der insurrectionellen Regierung befand, hatte die Bewegung bereits eine weite Verbreitung erlangt.

Die dreifarbige Fahne wehte in Perugia, Spoleto, Foligno und Terni und die Revolution breitete sich mit schnellen Schritten über die ganze Romagna aus.

Die Regierung ernannte die beiden Brüder zu Hauptanführern in der Armee der Insurgenten.

Dieser Anfang war wohl geeignet, ein jugendliches Gemüth zu täuschen, das mehr den Wallungen des Gefühls, als dem Verstande Gehör gab.

Die Mutter Louis Napoleons sah die Sache mit anderen Augen an. Sie war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Insurrection an dem Mangel genügender Mittel, sowie an dem selbstsüchtigen Geiste einzelner Häupter derselben zu Grunde gehen würde.

Es ist daher natürlich, daß sie Schrecken und Angst überfiel, als sie bei ihrer Rückkehr nach Florenz erfuhr, welchen Schritt ihre Söhne ge-

than hatten, und daß sie sich augenblicklich entschloß, Alles zu thun, um ihre Söhne zurückzurufen und sie aus der Gefahr zu retten, in welche sie sich gestürzt hatten.

Sie begab sich demnach an die toskanische Grenze, um von dort aus an ihre Söhne zu schreiben und die Brüder zur schleunigsten Rückkehr aufzufordern.

Inzwischen hatte die Insurrection umfassende Fortschritte gemacht.

Die Provinz Umbrien und die des Trasimenes waren von ihr überzogen. Bei Cosimo fiel der Cardinal Benvenuto, Legat a latere, in die Gewalt der Insurgenten.

Ancona ergab sich den tapferen Obersten Sercognani und Armandi ohne Schwertstreich.

Maria Louise flüchtete sich aus Parma, welches der allgemeine Brand gleichfalls erfaßt hatte.

Bald wehte die Fahne des „jungen Italiens", in Otricoli, funfzehn Meilen von Rom, und im Vatican herrschte Schrecken.

Nach kurzer Zeit aber traten Mängel zu Tage, welche den unglücklichen Ausgang der Erhebung nothwendiger Weise herbeiführen mußten.

Die Armee war schlecht bewaffnet, noch schlechter versorgt und völlig undisciplinirt; es fehlte an Anführern, sowohl im Heere als in der Verwaltung, und in den Regierungen, die in Modena, Parma und Reggio entstanden, herrschten die verschiedensten Principien, so daß Nirgends Einheit, energische Leitung und guter Wille vorhanden war.

In Folge dieses Haders, der gegenseitigen Eifersucht und des Mißtrauens war keine Möglichkeit vorhanden, ihren Anstrengungen Erfolg zu verschaffen.

Diese Zustände wurden noch durch die Gleichgültigkeit des Volkes verschlimmert, welche ziemlich schroff zu Tage trat. Das Volk schenkte im Allgemeinen der Revolution Beifall, war aber weit davon entfernt, sich leidenschaftlich für dieselbe zu interessiren. Es begrüßte zwar Diejenigen, welche sich als seine Befreier ankündigten, zeigte sich aber keinesweges geneigt, eine thätige Rolle zu übernehmen, welche der Kampf ihm unumgänglich auferlegen mußte.

Louis Napoleon sollte bald die Rückwirkungen aller dieser Uebelstände auf den Einzelnen persönlich in vollem Maaße erfahren. Seine besten Bestrebungen wurden verdächtigt, man legte ihnen Beweggründe unter, welche darauf berechnet waren, die Aufrichtigkeit seiner Absichten zu bezweifeln, seine politischen Grundsätze zu verdächtigen und seine Handlungen in Verruf zu bringen.

Noch schlimmer wurde die Lage der beiden jungen Männer, als Louis

Napoleon sich auf die Seite derer stellte, welche den Vorschlag, nach Rom zu marschiren, aus militairischen Gründen bekämpften und zuletzt durchsetzten, daß man das unpractische Unternehmen aufgab. Aber das Mißtrauen der Republikaner gegen die Brüder Napoleon wuchs durch diesen Vorfall und stieg auf das Höchste, als ein bevollmächtigter päpstlicher Offizier in das republikanische Lager kam und mit Louis Napoleon in Unterhandlungen trat. Man sah in diesem Vorfalle offenbare Abtrünnigkeit und enthob, wenige Stunden nach Abreise des päpstlichen Bevollmächtigten, beide Brüder des ihnen anvertrauten Commando's.

Und man beging durch diese Maaßregel kein Unrecht gegen Louis Napoleon; denn dieser hatte innerlich mit dem Republikanismus wirklich und für immer gebrochen.

Zu gleicher Zeit wurde ihm bekannt, daß die Oesterreicher bereits in die Romagna gedrungen seien und daß sie ihn, im Falle der Habhaftwerdung ohne Weiteres zum Tode verurtheilen würden.

So schwebte er von beiden Seiten in steter Lebensgefahr und beschloß in dieser schlimmen Lage, von welcher er seine Mutter benachrichtigte, sich, sobald eine Gelegenheit dazu erscheinen würde, den drohenden Gefahren durch die Flucht zu entziehen; ein Entschluß der durch die Verhältnisse genugsam gerechtfertigt war.

Seine Mutter, die für das Leben ihrer Söhne zitterte, wußte sich Pässe, sowohl nach England, als auch nach Rom zu verschaffen und reiste dann nach Foligno, von wo aus sie einen vertrauten Boten an die Brüder absandte, der sie benachrichtigte, daß sie nach Foligno kommen und von dort mit ihr nach England abreisen sollten.

Um diesen Wunsch zu erfüllen, hätten Louis Napoleon und sein Bruder die Flucht ergreifen müssen und dies verbot ihnen einerseits das Ehrgefühl, welches sie abhielt, in der kritischen Phase, welche die Revolution erreicht hatte, die Waffen niederzulegen, und andererseits die gänzliche Mittellosigkeit, in welcher sie sich befanden.

Die einzige Hoffnung, welche ihnen übrig blieb, bestand darin, nach einem für die Insurgenten unglücklichen Treffen, in der allgemeinen Flucht Gelegenheit zur Rettung zu finden und diese Hoffnung sollte schneller, als sie geglaubt hatten, in Erfüllung gehen.

Es kam in der Gegend von Forli zu einem Gefechte mit den päpstlichen Truppen, welches mit einer wilden Flucht der Insurgenten endete.

Louis Napoleon und sein Bruder benutzten diese Gelegenheit und nahmen eine Richtung, welche die übrigen Flüchtlinge nicht einschlugen.

Nach einer Stunde athemloser Flucht, erreichten sie das Schloß des

Grafen Sforza, der Freimaurer war und dessen Bekanntschaft Louis Napoleon früher gemacht hatte.

Der Graf nahm die beiden Brüder höchst freundlich auf, bewirthete sie und gewährte ihnen für die Nacht eine Zufluchtstätte. Am andern Morgen ließ sie der Graf in seinem Wagen nach dem nur eine Meile entfernten Forli bringen; aber bereits auf dem Wege dahin hatte sich des älteren Bruders eine Krankheit bemächtigt, deren befremdende Erscheinungen und überaus rascher Verlauf den Verdacht zu rechtfertigen schienen, daß der arme junge Mann das Opfer eines schwarzen Verbrechens geworden sei, obwohl die Ursache dieses Todes in undurchdringliches Dunkel gehüllt blieb.

Als die Brüder in Forli angelangt waren, verschied der ältere nach wenigen Stunden in den Armen Louis Napoleons.

Die Königin Hortense war inzwischen unter vielen Gefahren und Mühsalen von Foligno, welches sie der herannahenden Oesterreicher halber schleunig hatte verlassen müssen, nachdem sie unterwegs die traurige Nachricht vom Tode ihres ältesten Sohnes erhalten hatte, in Pesaro angekommen, wo sie endlich mit Louis Napoleon wieder zusammen traf.

Zugleich kam aber auch die Nachricht, daß der Feind bereits nahe vor den Thoren stehe und auch die Segel seiner Schiffe sichtbar seien. Man mußte also, gesund oder krank, lebend oder sterbend, die Flucht ergreifen, wollte man ihm nicht in die Hände fallen.

In aller Eile wurden die Pferde besorgt und vor den Wagen gespannt, in welchen Napoleons Mutter gehoben werden mußte, da sie nicht gehen konnte. Louis Napoleon war selbst bis zum Tode erschöpft und von einem Fieber ergriffen.

In diesem Zustande verließen sie Pesaro und kamen am andern Morgen in Ancona an.

Die Lage Napoleons und seiner Mutter war äußerst gefahrvoll: der Hafen war von österreichischen Schiffen blockirt, der Landweg überall von den Truppen der Oesterreicher verschlossen und nur List konnte einen schwachen Hoffnungsschimmer gewähren, da Louis Napoleon von der Amnestie, welche der österreichische General beim Eintritte in die Romagna verkündet hatte, speciell ausgeschlossen worden war.

Zu all diesen Gefahren gesellte sich noch der unglückliche Umstand, daß gerade in dem Augenblicke, wo die Verzögerung eines Moments ein Menschenleben galt, Louis Napoleon von Krankheit ergriffen und gezwungen wurde, das Bett zu hüten.

Er bekam die Masern und mußte acht Tage lang unter steter Angst und Gefahr ausharren, bevor er, nach Erklärung des Arztes, ohne Besorgniß für sein Leben abreisen konnte.

Inzwischen mußte aber gehandelt werden; denn sonst war Napoleon verloren und er hatte es in der That nur der Entschlossenheit und Geistesgegenwart seiner Mutter zu danken, daß er gerettet wurde.

Diese bestellte einen Platz auf einem im Hafen liegenden Schiffe, ließ Napoleons Paß von der Polizei holen, und traf alle Anstalten, als solle er nach Corfu absegeln. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde glücklich getäuscht, und als das Fahrzeug mit Einbruch der Nacht die Anker lichtete und den Hafen verließ, bezweifelte Niemand, daß Louis Napoleon auf demselben die Küste Italiens verlassen hätte.

Dieser befand sich aber im buchstäblichen Sinne des Wortes mitten im Bereiche seiner Feinde; denn während er an den Masern darniederlag, füllte sich der Palast mit dem Gefolge eines österreichischen Generals, welcher sich in demselben einquartiert hatte und dessen Wohnzimmer von dem Napoleons nur durch eine dünne Thür getrennt war.

Endlich aber konnte Louis Napoleon abreisen; aber wie sollte er unbemerkt aus seinem Zimmer, aus dem mit Wachen besetzten Palaste und aus Ancona gebracht werden, das von Soldaten wimmelte?

Und dennoch mußte es geschehen, der entscheidende Augenblick war gekommen.

Seine Mutter ließ das Gerücht verbreiten, daß sie des Morgens um sieben Uhr abreisen würde, befahl aber die Pferde mit Tagesanbruch bereit zu halten, und Louis Napoleon legte die Livree eines angeblich plötzlich krank gewordenen Bedienten an.

Der Marchese Zappi, ein junger Mann, der zu den am stärksten Compromittirten gehörte, welchen die Königin Hortense gleichfalls zu retten suchte, und der sich im Hause eines Freundes verborgen hielt, legte eine ähnliche Bedientenkleidung an und durchwachte die Nacht, um mit der ersten Morgendämmerung aufzubrechen.

Um vier Uhr Morgens standen in einiger Entfernung zwei Wagen bereit. Napoleons Mutter verließ ihr Zimmer und nachdem sie durch einen, mit schlafenden Soldaten angefüllten Saal gegangen war, stieg sie die Treppe hinab und wurde von den am Fuße derselben stehenden Schildwachen ohne Belästigung vorbeigelassen.

Zehn Minuten später fuhr sie durch die Straßen der Stadt. Louis Napoleon stand hinter ihrem Wagen, der Marchese Zappi hinter dem ihrer Kammerfrau als Bedienter auf. Am Thore wurden die Pässe untersucht, für richtig befunden und bald war man in freiem Felde.

Die Fliehenden athmeten tief auf; denn der erste Schritt zum Entkommen war glücklich gemacht. Aber es drohten noch unendlich viele Gefahren, bevor sie sich vollkommen für sicher halten durften.

Man gelangte nach Macerata und Louis Napoleon verließ während des Pferdewechsels den Wagen. Er trat in das Haus, um sich durch ein Glas Limonade zu erfrischen. Während ein junges Mädchen ihm dasselbe reichte, legte er die Bezahlung dafür auf den Tisch.

In demselben Augenblicke erhob sich ein Mann, der in der Nähe saß, und welchen Napoleon gar nicht bemerkt hatte, nahm das Geld und reichte ihm dasselbe zurück.

„Mein Prinz," sagte er, „erlauben Sie mir keine Bezahlung anzunehmen und Sie zu bitten, so lange Sie sich noch auf italienischem Boden befinden, kein Haus zu betreten, dessen Bewohner Sie nicht kennen. Reisen Sie mit Gott."

Schlimmer als hier hätte die Sache in Tolentino ablaufen können, wo eine Abtheilung österreichischer Soldaten lag.

Aus irgend einer Ursache hatten sich vor dem Gasthofe, aus welchem sich die Herzogin von St. Leu, Napoleons Mutter, einige Erfrischungen bringen ließ, eine Anzahl junger Leute versammelt und Einer derselben glaubte Louis Napoleon erkannt zu haben.

Er theilte seine Vermuthung den Umstehenden mit, von denen sich Einige sogleich entfernten und bald mit einem starken Trupp Soldaten zurückkehrten, welcher den Wagen umzingelte und der Herzogin erklärte, sie könne nur ohne den als Diener verkleideten Louis Napoleon, den man erkannt habe, abreisen.

Hortense bestand darauf, den Befehlshaber des Ortes herbeizurufen, da sie nur diesem Folge leisten würde. Davon wollte aber die Menge nichts wissen, tobte und machte Miene, Louis Napoleon mit Gewalt vom Wagen zu reißen, als glücklicher Weise der Commandeur der österreichischen Truppen kam und den Auflauf bemerkte.

Er trat heran und fragte nach der Ursache des Tumults.

Nachdem man ihn mit derselben bekannt gemacht, begab er sich an den Wagen und sagte:

„Madame, ich bitte um Ihre Pässe."

Die Herzogin zeigte ihm einen in Ancona erhaltenen Paß, der in bester Ordnung war.

Nachdem der General denselben geprüft hatte, gab er ihn zurück und wandte sich gegen den Angeber.

„Ich bin nicht beordert," sagte er, „irgend Jemanden gefangen zu nehmen. Uebrigens sind die Pässe der Frau Herzogin von St. Leu vollständig in Ordnung. Entfernen Sie sich!"

Hierauf sagte er zu den Soldaten:

„Soldaten, ich befehle Euch, sogleich den Platz zu säubern."

Die Soldaten stellten sich in Reih und Glied, fällten die Bajonette und der Platz war in wenigen Augenblicken leer.

Der General wartete, bis die Wagen den Ort verlassen hatten.

In der größten Eile fuhren die Reisenden weiter und erreichten nach mancherlei Abentheuern glücklich die toskanische Grenze. Hier aber drohten Louis Napoleon die größten Gefahren. Er war in Toskana zu bekannt, als daß ihm seine Verkleidung hätte von Nutzen sein können, und da die Regierung des Landes über seine und seines Bruders heimliche Entweichung aus Florenz äußerst piquirt war, so lag die Vermuthung nahe, daß man ihn nicht über die Grenze lassen würde. Ueberdies hatte der Minister des Großherzogs die Ankunft der Fliehenden geahnt und bereits einige Tage zuvor einen besonderen Commissair nach der Grenze abgesandt, um die ankommenden Reisenden auf das Strengste zu überwachen.

Napoleons Mutter beschloß unter diesen Umständen, die Grenze bei Nacht zu überschreiten. Allein, als sie an derselben anlangte, sagte man ihr, daß der Commissair sich nach seinem anstrengenden Tagesdienste in eine entfernte Villa zurückgezogen habe, die Pässe in seiner Abwesenheit nicht visirt werden könnten und die Reisenden bis zum nächsten Morgen warten müßten.

Die Bestürzung über diese Eröffnung war groß und für den Augenblick trat eine völlige Rathlosigkeit ein. Allein die Herzogin faßte sich bald, nahm ihren Courier bei Seite, instruirte ihn genau, und sandte ihn mit ihrem Passe zum Commissair.

Als der Courier zu diesem kam, ihm die Pässe überreichte und bemerkte, daß die Herzogin von St. Leu die Grenze zu passiren wünsche, sagte der Commissair:

„Wollen Sie mir schwören, daß die Frau Herzogin nicht von ihrem Sohne begleitet wird? Ich habe die bestimmtesten Befehle, ihn Toscana nicht betreten zu lassen."

„Der Sohn der Herzogin von St. Leu," antwortete der Courier, hat sich in Ancona nach Corfu eingeschifft; daher wünscht auch die Frau Herzogin von Livorno aus sich zu Schiffe zu ihm zu begeben. Zuvor jedoch beabsichtigt sie ungefähr vierzehn Tage in Toscana zu bleiben, um Mineralwasser zu trinken, weil sie krank ist."

Da die Aussage des Couriers in Betreff der Abreise Louis Napoleons mit den darüber in Umlauf gesetzten Gerüchten übereinstimmte, war der Beamte zufrieden gestellt. Er unterschrieb den Paß, und eine Viertelstunde später überschritten die Fliehenden die Grenze.

Es lag im Interesse der Reisenden, Toscana so schnell wie möglich zu durcheilen; denn erstens war Louis Napoleon hier so bekannt, daß

seine Verkleidung ihn nicht geschützt haben würde, und zweitens waren die Wege von Insurgenten bedeckt, denen man die Flucht durch das toscanische Gebiet gestattet hatte, und gegen diese hatte Napoleon vor Allem Ursache auf der Hut zu sein.

Allein je größer die Eile ist, welche man hat, um so hartnäckiger stellen sich Hemmnisse und Hindernisse entgegen und so war es auch in diesem Falle.

Als die Reisenden nach Camoscia kamen und Pferde verlangten, erklärte man ihnen, daß keine zu haben seien; sie waren daher genöthigt, zu bleiben, wo sie waren, selbst auf die Gefahr hin, daß Louis Napoleon am andern Morgen von irgend einem der Flüchtlinge, mit denen der Gasthof überfüllt war, erkannt und über die Grenze zurück geschickt, oder den Oesterreichern ausgeliefert werden würde.

Die Herzogin wollte mit den Pferden, die sie nach Camoscia gebracht hatten, weiter fahren, allein der Eigenthümer derselben erklärte, daß die Thiere zu ermüdet seien und nothwendig ausruhen müßten.

In Folge dieses Ausspruches mußten sie sich fügen. Die Herzogin übernachtete in ihrem Wagen, und Louis Napoleon, ermüdet und matt, genoß des ungestörten Schlafes.

Als er wieder erwachte, waren die Pferde bereits angeschirrt, obgleich die Sonne noch nicht aufgegangen. Seine Mutter, von Besorgniß um ihn erfüllt, hatte nicht die Ruhe, bis zum hellen Morgen zu warten.

Napoleon ging an einen Brunnen, erfrischte sich durch einen Trunk des schönsten Wassers und bestieg seinen Bedientensitz hinter dem Wagen seiner Mutter.

Nach manchen ähnlichen bedenklichen Vorfällen wie in Camoscia erreichten die Reisenden endlich die französische Grenze und konnten, nachdem sie dieselbe glücklich überschritten hatten, wieder frei aufathmen.

Sie kamen nach Paris und die Herzogin stattete dem Könige Louis Philipp einen Besuch ab. Der König empfing sie mit ausgesuchter Höflichkeit, bedauerte ihr Geschick und bot ihr Geld, Freundschaft, Gunst und alles Andere an, nur nicht was sie wünschte, in Frankreich bleiben zu können.

Am darauf folgenden Tage machte Louis Napoleon einen kurzen Spaziergang auf dem Boulevard des Italiens. Er war kaum einige hundert Schritte gegangen, als er bemerkte, daß ihm Jemand folgte. Es war ein Herr, dessen Aeußeres Anstand und Bildung voraussetzen ließen. Napoleon blieb stehen, um ihn vorüber gehen zu lassen, allein der Fremde blieb gleichfalls stehen und folgte ihm, als er weiter ging.

Dies seltsame Benehmen verdroß Louis Napoleon; er wendete sich daher gegen den Unbekannten um und sagte:

„Welchem Zufalle verdanke ich das Vergnügen, Sie unablässig hinter mir zu sehen?"

Der Mann grüßte ihn mit der größten Höflichkeit und erwiderte:

„Verzeihung, mein Herr, ich bin Agent der geheimen Polizei. Indem ich die Ehre habe, Sie zu begleiten, gehorche ich den Befehlen, welche mir mein Chef ertheilt hat."

Ganz erstaunt und wenig von dieser unerbetenen Aufmerksamkeit der Polizei erbaut, erwiderte Napoleon:

„Ich werde Sie nicht weiter bemühen, mein Herr. Da mir aber Ihre Begleitung nicht angenehm sein kann, so wird Ihnen mein Wort genügen, daß ich ohne dieselbe sogleich in mein Hotel zurückkehren werde."

„Ihr Wort, mein Herr," entgegnete der Agent, „würde mir vollkommen genügen, wenn ich die Ehre hätte, Sie zu kennen. Da dies aber nicht der Fall ist, so — —"

„Wie? Sie kennen mich nicht?" fragte Napoleon erstaunt. „Wie ist das möglich? Man hat Ihnen befohlen, mich zu beobachten, ohne Ihnen meinen Namen zu nennen?"

„Man hat mir Ihr Hotel bezeichnet und dieses Portrait gegeben. Eines Weiteren bedurfte es nicht."

Bei diesen Worten öffnete der Polizeibeamte sein Portefeuille und zog eine kleine Lithographie hervor, in welcher Napoleon sein wohl getroffenes Portrait erkannte.

Er sagte hierauf zu dem Beamten:

„Mein Herr, ich werde Sie nicht weiter von der Erfüllung Ihrer Pflicht abwendig machen. Doch sagen Sie gefälligst dem Herrn Polizei-Präfecten, daß ich ihm für die meinem Namen bewiesene Rücksicht verpflichtet bin und Gelegenheit zu erhalten hoffe, mich seiner dankbar zu erinnern. Kommen Sie, mein Herr!"

Nach diesen Worten ging er in Begleitung des Agenten wieder in sein Hotel zurück, an dessen Thür dieser sich mit einer tiefen Verbeugung verabschiedete.

Kurz nachher hielt ein Wagen vor der Thür des Hotels. Ein Stabsoffizier stieg aus demselben, der sich sogleich bei Napoleons Mutter melden ließ. Es war Herr v. St. Arnauld, Adjutant des Kriegsministers, Marschall Soult. Er wurde angenommen.

Nach einer kurzen Einleitung erklärte Herr v. St. Arnauld, daß er beauftragt sei, der Frau Herzogin die dringende Bitte an das Herz zu legen, daß es ihr gefallen möge, ihren Aufenthalt in Paris nicht über

vierundzwanzig Stunden hinaus zu verlängern und sie Seitens des Herrn Marschalls jeder Dienstwilligkeit zu versichern, welche zur Beschleunigung ihrer Abreise beitragen könnte.

„Sagen Sie dem Herrn Marschall," antwortete die Herzogin, „daß ich seine Bitte erfüllen werde und ihm für das Anerbieten seiner schätzbaren Dienste verbunden bleibe."

Herr v. St. Arnauld empfahl sich und am anderen Morgen reisten die Herzogin von St. Leu und Louis Napoleon von Paris ab, um nach London zu gehen.

Hier hielt sich Louis Napoleon längere Zeit auf, bis die Umtriebe, namentlich Taillerand's, ihn nöthigten, mit seiner Mutter wieder über Frankreich nach Arenenberg in der Schweiz zurückzukehren. Dies geschah am 14. August 1831, wo er zuerst wieder den schweizerischen Boden betrat, nachdem er ihn am 4. November 1830 verlassen hatte.

Den weiteren Verlauf des napoleonischen Lebens werden wir in den späteren Kapiteln dieses Bandes bringen.

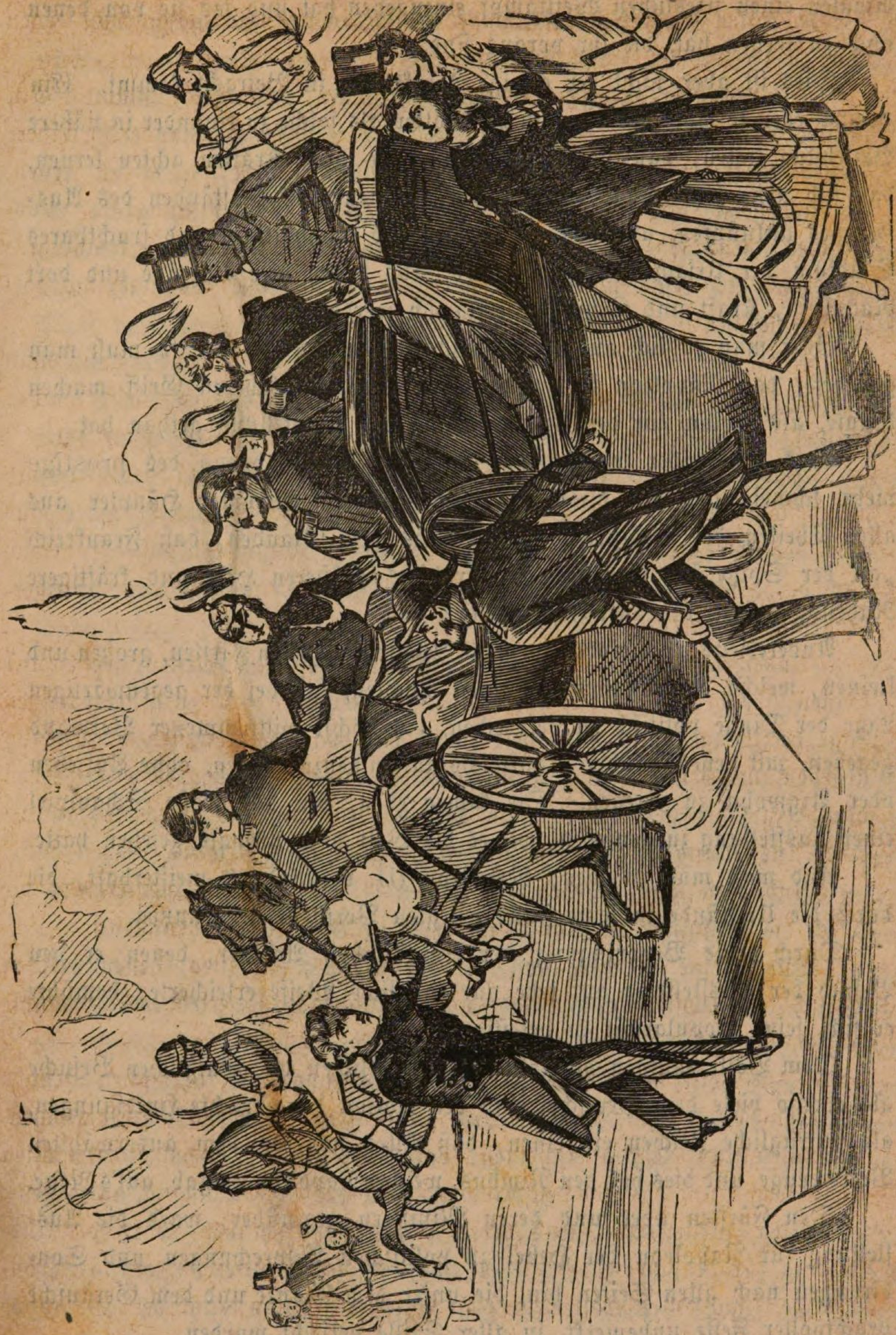
Fünftes Kapitel.

Die Weltausstellung.

Mag man den Gedanken, in Paris eine Welt-Industrieausstellung zu veranstalten, von welcher Seite man wollte, betrachten, man wird ihn immer bewunderswerth finden müssen.

Sieht man nur auf die rein materielle Seite desselben, so springt in die Augen, welche pekuniären Vortheile ein solches Zusammenströmen von Fremden aus allen Theilen Europa's, wie es zur Zeit der Ausstellung in Paris stattfand, für die Bevölkerung der Hauptstadt haben und wie beliebt dies den Urheber des Gedankens und den Schöpfer der Ausstellung bei allen Klassen der Einwohnerschaft machen mußte.

Stellt man sich auf den socialen Standpunkt, so kann es kein belehrenderes und einflußreicheres Ereigniß geben, als diese Ausstellung. Sie rückt die Production aller Völker der Erde, vom civilisirtesten bis zum unkultivirtesten herab, auf einen Punkt zusammen und gestattet eine äußerst anziehende Vergleichung ihrer Resultate, welche eine nur vortheil-



Das Attentat auf den Kaiser von Rußland.

hafte Rückwirkung auf die Bestrebungen der einzelnen Nationen haben kann, da nun einer jeden derselben die unschätzbare Gelegenheit gegeben ist, mit einem Blicke zu ülersehen, wo sie ohne Nebenbuhler als die am Weitesten vorgeschrittene dasteht, wo sie mit den Erzeugnissen ebenbürtiger

Rivalen einen friedlichen Wettkampf einzugehen hat und wo sie von denen noch zu lernen hat, die ihr voraus sind.

Dies ist aber nicht der einzige Punkt, der in Betracht kommt. Ein zweiter eben so wichtiger ist, daß die Völker als solche zu einander in nähere Beziehung treten, daß sie sich gegenseitig in ihren Kräften achten lernen, daß sich neue Handlungsverbindungen mit neuen Gegenständen des Austausches anknüpfen, und daß ein eifriges und nachhaltiges und fruchtbares Studium der Ursachen angeregt wird, aus denen hier Vorzüge und dort Nachtheile, Kraft und Schwäche erklärlich werden.

Geht man endlich auf den politischen Gesichtspunkt ein, so muß man gestehen, daß Napoleon III. nicht leicht einen glücklicheren Griff machen konnte, als er ihn mit der Insceneseżung der Ausstellung gethan hat.

Was konnte der französischen Eitelkeit, der Wahrung des prestige mehr schmeicheln, als dieses Zusammenströmen gekrönter Häupter aus allen Theilen der civilisirten Welt? Was den Glauben, daß Frankreich „an der Spitze der Civilisation marschire" größeren Halt und kräftigere Nahrung geben, als diese Ausstellung?

Andererseits aber wurde durch die Ausstellung allen Fürsten, großen und kleinen, welche das Bedürfniß fühlen mochten, sich bei der gegenwärtigen Lage der Dinge politisch zu besprechen, ein höchst willkommener Vorwand gegeben, mit dem Herrscher Frankreichs zusammenzukommen, ohne Aufsehen oder Argwohn zu erregen. Sie kamen eben, um das große Schauspiel einer Ausstellung zu genießen, wie es die Welt noch niemals gesehen hatte.

Und man muß zugeben, Napoleon III. verstand es meisterhaft, die durch die Umstände in seine Hand gelegten Vortheile zu benutzen.

Durch seine Bevorzugung der französischen Arbeiter, denen er den Besuch der Ausstellung auf jede nur mögliche Weise erleicherte, bemühte er sich, seine Popularität zu befestigen.

Dem Volke mußten die zahlreichen fürstlichen und königlichen Besuche als ebenso viele dem Herrscher und der Nation dargebrachte Huldigungen, als untrügliche Zeichen erscheinen, daß Alles sich vor dem auserwählten Volke beuge, und dies hob den Nimbus, welcher Napoleon umgab, auf's Neue.

Den Fürsten aber und deren Ministern gegenüber, ward die Ausstellung für Napoleon der Hebel zu politischen Besprechungen und Sondirungen nach allen Seiten hin, die unter dem Glanze und dem Geräusche prachtvoller Feste unbemerkt, in aller Stille versucht wurden.

Daß die Besuche der hohen Häupter in Paris nicht bloß der Ausstellung galten, daß sie vielmehr eine ausgesprochen politische Bedeutung hatten, beweist am Besten die mit dem Besuche der hervorragendsten Herrscher zusammenfallende Anwesenheit ihrer bedeutendsten Minister.

Die große Bedeutsamkeit der internationalen Ausstellung macht es nöthig, einen, wenn auch nur sehr flüchtigen Blick, auf dieselbe zu werfen, und zunächst das Ausstellungsgebäude selbst kurz zu beschreiben.

Das Gebäude wurde auf dem Marsfelde aufgeführt. Das Marsfeld, in seiner Längenaxe von Südost nach Nordwest gerichtet, wird auf der einen Seite von der Seine, auf der anderen von der, ihrem Laufe parallelen, langen Front des Gebäudes der Militairschule begrenzt, und war, bis vor einem Jahre noch, ein rings von einer Allée eingefaßter Platz, voll unergründlichen Sandes, der Schrecken derer, die ihn zu durchwaten hatten.

Die Unternehmer fanden also, im strengsten Sinne des Wortes, tabula rasa vor; sie hatten nichts zu schonen und zu erhalten, aber dafür auch Alles erst zu schaffen, Wasser, Erde, Bäume und Gebüsch, ebenso wie ihr Gebäude.

Der Grundgedanke, welcher dessen, von allen bis dahin für den gleichen Zweck gewählten, so abweichenden Plan bestimmte, ist ja wohl bekannt genug.

Eine Sammlung der Producte und jeder Art der Industrie der Gegenwart (von zehn Jahren rückwärts beginnend) und der Stoffe und Mittel ihrer Erzeugung galt es so zu ordnen, daß zugleich diejenigen jeder einzelnen Gattung und Richtung menschlicher Thätigkeit angehörenden, räumlich zusammengefaßt würden, und doch auch wieder die Thätigkeit einer jeden überhaupt darin mitwirkenden Nation oder Staatsgemeinschaft in ihrer Gesammtheit auf all jenen Gebieten mit Leichtigkeit zu überblicken wäre.

Sollte dieser vortreffliche Gedanke vollständig durchgeführt, in einer Gebäudeanlage verwirklicht werden, so mußte man auf die Rücksicht, große künstlerische Wirkungen durch deren architectonische Gestaltung zu erzielen, von vornherein verzichten, oder sie wenigstens erst in zweiter Reihe sprechen lassen. Einem architectonisch verwöhntem Auge wird dieser Bau anfangs vollständig mißfallen; aber diese Unzufriedenheit verschwindet bald den hervortretenden evidenten Vortheilen gegenüber, welche dieser Bau für die Erreichung seines eigentlichen Zweckes bietet.

Das System der gleichsam eingeschachtelten, concentrischen fast elliptischen Ringe und der sie durchschneidenden Radien, war dasjenige, welches sich für die hier gestellte Aufgabe und den gegebenen Raum am Besten empfahl, und die ihm entsprechende Ausführung verdient weit mehr Bewunderung wegen der Genialität und Einfachheit, womit ein so schwieriges Problem anscheinend so natürlich und selbstverständlich gelöst wurde, als kritischen Tadel, wegen mangelnder architectonischer Schönheit und Mustergültigkeit.

Von den ringförmigen Räumen steigt der weiteste, äußerste zu der größten Höhe, die indessen auch nicht über 50 bis 60 Fuß betragen mag, zu seinem festen Dache hinauf, und erhält seine Beleuchtung nicht durch dieses, sondern durch die seine ganze Höhe durchmessenden rundbogigen Fenster in der äußeren Wand.

Die innerhalb seines Umfanges liegenden Ringe sind von dem schönen Oberlicht ihrer Glasbedachung selbst erhellt und nach dem inneren unbedeckten Hofe zu, scheint die Ringwand so verringert, daß man sich dort von einem mäßig niedrigen Gebäude umgeben glaubt.

Dieser Ringe enthält der ganze Bau acht. Von jenem Lichthofe ausgehend, wird ihre Gesammtheit wieder von Quergalerien durchschnitten, die in der Breitseite der Ellipse einander parallel, in der Längerichtung als Radien des Rundes nach der äußeren Peripherie ausstrahlen; solcher Parallelen führen je drei, dieser Radien je fünf nach jeder der betreffenden beiden Seiten.

Jeder der concentrischen Ringe nun enthält die zu einer der ausgestellten Abtheilungen von Kunst- und Industrie gehörigen Objecte beisammen; jeder der großen sich der Form des Dreiecks nähernden oder oblongen Räume aber, deren Schmalseiten von dem äußersten und innersten Umkreisabschnitt; deren Langseiten von je zwei jener alle Ringe durchschneidenden Galerien gebildet werden, enthält vereinigt die Gesammtmasse der Erzeugnisse je eines Landes. Durch diese sinnreiche Anordnung kann man in jedem Augenblicke die Resultate der Productivthätigkeit jedes einzelnen Landes überblicken und ebenso die, ein und derselben Gattung entstammten, vergleichend gegen einander abwägen.

Frankreich nahm, das kleine belgische Dreieck ausgenommen, die ganze östliche Hälfte des Gebäudes in Anspruch; die übrigen Partien desselben sind den anderen Staaten in ziemlich richtiger relativer Abwägung der Bedeutung ihrer nationalen Industrien zugewiesen, den Niederlanden mit Luxemburg, Belgien, Preußen mit dem Norddeutschen Bunde, den süddeutschen Staaten, Oesterreich, der Schweiz, Spanien, Portugal, Griechenland, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, Italien, dem Kirchenstaate, Rumänien, der Türkei, Aegypten, China mit Japan und Siam, Persien, Tunis und Marokko, Vereinigte Staaten Nordamerikas, Brasilien mit den südamerikanischen Republiken und Hawai, endlich Großbritanien und Irland.

Andererseits sind die Gattungsabtheilungen vom äußersten Ringe angefangen: Nahrungsmittel und Getränke, Maschinen und Arbeiten der „Künste des Nutzens“, Rohstoffe, Bekleidung jeder Art, Möbel und zum Schmuck gehörige Dinge, Material der „freien Künste“, als Buchdruck,

Buchbinderei, Landkarten u. s. w., Werke der neuen Kunst und schließlich zur Illustrirung der „Geschichte der Arbeit" dienende Gegenstände, das heißt eine „archäologische Galerie".

Mitten in diesem vielgliedrigen Rund liegt der gartenähnliche innere Hof unter freiem Himmel, von wo aus selbst am heißesten Tage eine erquickende Frische in die Galerien hineinweht.

Um den äußersten Ring zieht sich eine unabsehbare Reihe von „Café's aller Nationen", in denen man, freilich zu sehr theuren Preisen, vortrefflich bewirthet wird.

Der, ungeachtet des großen Rundbaues, bedeutende, freigebliebene Raum des Marsfeldes, wurde mit zauberhaft erscheinender Kunst und Schnelligkeit aus einer wüsten Sandfläche in busch- und baumreiche Parks verwandelt, und in und zwischen ihnen erheben sich all' jene, den allerverschiedensten Zwecken und Bedürfnissen dienende Etablissements und „Annexe" des Hauptgebäudes.

Von den vier Quartieren des Parks, welche durch die mittlere Eingangsavenuen, die „Grande Avenue" und die Avenue d'Europe, gebildet werden, ist das Eine der beiden südöstlichen ausschließlich für besonders erlesene, gartenkünstlerische Schöpfungen vorbehalten: Treibhäuser mit den herrlichsten tropischen Gewächsen, Meisterstücke der Blumenzucht zwischen Wasserkünsten, Aquarien, Grottenwerken u. s. w.

Manche der Gruppen konnten aber, ihrer Natur nach, im Rundbau nicht aufgenommen, sondern mußten im Park und Specialgarten untergebracht werden. Es sind dies die Gruppen: der lebenden Producte und Erzeugnißproben der Landwirthschaft auf allen Gebieten ihrer Thätigkeit, der ebenfalls lebenden, wachsenden und blühenden Erzeugnisse des Gartenbaues und der Kunstgärtnerei, und endlich die der Gegenstände, welche ganz speciell in Hinsicht darauf ausgestellt sind, in wie weit sie dienen, „die physische und moralische Lage der Bevölkerungen" zu verbessern.

Diese letztere Gruppe hat sechs Unterklassen: Material und Methoden des Jugendunterrichts; Bibliotheken und Material der Belehrung in der „reiferen Jugend", der Familie, den Werkstätten und der Commune; Möbel; Bekleidungs- und Nahrungsgegenstände jedes Ursprungs, welche praktische Nützlichkeit am Besten mit billigen Preisen vereinigen; Proben der characteristischen Nationalcostüme aller Länder; Proben von Wohnungen, in welchen die günstigen Bedingungen für Gesundheit und Wohlbehagen der Bewohner ebenfalls mit billigstem Preise zusammen treffen; Producte jeder Art von Handwerksmeistern erzeugt; Arbeitsinstrumente und Verfahrungsweise des für eigene Rechnung arbeitenden Handwerkers,

besonders solche, in denen sich vorzügliche Geschicklichkeit, Geschmack und Intelligenz desselben ausgeprägt zeigt.

Vollständigkeit ist nach all' diesen Richtungen hin natürlich nicht zu erreichen gewesen, aber dennoch ist das Gebotene lehrreich und erfreulich. So sollten die „nationalen Costüme" zum Beispiel, nicht bloß an Manequens gezeigt werden, sondern die gesammte äußere Lebenserscheinung, besonders jener, ihre ursprüngliche Physiognomie, das ihrer Tracht, ihrem Bau, ihrem Geräth eigene charakteristische Gepräge, noch treu und ächt bewahrenden Volksstämme, sich selbst uns lebendig darstellen. Das war jedoch nur sehr bedingt zu bewerkstelligen, annähernd aber ist es für Araber, Chinesen und Russen gelungen. Die meisten anderer Nationalitäten haben sich nur noch hier und dort durch eine Probe ihrer Wohnungsarten im Park, die civilisirteren und geschäftskundigeren durch einen Bazar, Schul- und Kaffeehaus, Bierhalle oder Buffet und gleichzeitig durch einige tausend Ausstellungsbesucher vertreten lassen.

An den Letzteren kann man, ohne daß sie selbst entfernt daran denken selbst als „Ausstellungsobjecte" fungiren zu wollen, Sitten, Manieren, Bildungsgrad, Tracht, Sprache, Nationalgetränke und alle ihrem Stamme etwa charakteristischen Eigenschaften allseitig, vollständig und gründlich studiren.

Merkwürdig ist es dabei, zu beobachten, wie dies ganze Völkergemenge, wie verschieden die Naturanlagen, Lebensgewohnheiten, Geschmacksrichtungen der Stämme, wie der Individuen auch sein mögen, sich in dem gemeinsamen Cultus wenigstens eines, vor zwanzig Jahren noch ausschließlich nationalen Getränks vereinigt. Alles huldigt, ohne alle Ausnahme, dem wiener Biere, dem Dreher'schen, das die Sympathien aller Nationen erworben hat und in dem großen Sacher'schen Pavillon im Park credenzt wird.

Unweit davon, von der Terasse des Pavillons wenigstens theilweise sichtbar, stand F. Drake's Kolossalstatue König Wilhelm I., als Prinzregent, die für die Kölner Rheinbrücke bestimmt ist.

Der riesige broncene Reiter ist, von Gebüsch an den Seiten umgeben und gedeckt, immer noch frei genug für den Blick aus nahem oder weitem Abstande, um seine höchst imposante Wirkung zu üben.

Nun hat es sich gefügt, daß diesem Königsstandbilde gegenüber, zu beiden Seiten des dort errichteten belgischen Gemäldesaales, zwei andere broncene Reiterstatuen, belgischen Ursprungs, aufgestellt wurden; Karl der Große und König Leopold I. Und nun parirt jener sein Roß, das Kopf und Hals tief niederbeugt und sich zurückstemmt, und der constitutionelle König par excellence hält den Hut tief abgezogen und scheint

sich seinerseits dem entgegenreitenden preußischen Monarchen zu neigen; — eine zufällige Zusammenstellung, die zu auffällig ist, um nicht jeden Vorübergehenden zu frappiren und zu Glossen aller Art unerschöpfliche Veranlassung zu geben.

Dies in kurzem Umrisse das äußerliche, allgemeine Bild der colossalen Pariser Ausstellung, welche am 1. April um zwei Uhr Nachmittags von Napoleon III., der sie mit seiner Gemahlin und einem ansehnlichen Gefolge besuchte, feierlich eröffnet wurde.

Ein näheres Eingehen auf den Inhalt der fünfundneunzig Abtheilungen des Industriegebäudes kann hier nicht beabsichtigt werden, wohl aber wird sich bei Erwähnung hervorragender fürstlicher Besuche Gelegenheit finden, über Einige der genannten Abtheilungen etwas Näheres, wenn auch nur beiläufig, zu sagen.

Sechstes Kapitel.

Die fürstlichen und gekrönten Häupter in Paris.

Selten ist wohl eine so zahlreiche Versammlung gekrönter Häupter und fürstlicher Personen zusammen gekommen, als bei Gelegenheit der Pariser Welt-Industrieausstellung, die sogar von Herrschern besucht wurde, die, wie der Vicekönig von Aegypten, nur ausnahmsweise oder, wie der Sultan, bis dahin niemals die Residenzen Europas durch ihre Anwesenheit verherrlichten.

Alle diese regierenden Herren hier zu verzeichnen, würde zu weit führen, und es möge daher genügen, nur von den bedeutenderen mit einiger Ausführlichkeit zu sprechen und der übrigen, so weit sie ein Interesse bieten, nur kürzlich zu gedenken.

Am Morgen des 11. Mai's traf der Prinz von Wales, der Kronprinz Englands, in Paris ein und stieg im Hotel des britischen Gesandten ab, der am Abende desselben Tages zu Ehren des hohen Gastes ein großes Fest gab.

Am Nachmittage des 23. Mai's reiste der Kronprinz von Preußen mit seiner Gemahlin von Potsdam ab, um sich nach Paris zu begeben und kam um halb sieben Uhr Abends am 24sten daselbst an. Am Bahn-

hofe waren zum Empfang das Personal der Preußischen Botschaft, sowie der Adjutant des Kaisers, General Graf Reille, und mehrere andere hochgestellte Personen anwesend. Das kronprinzliche Paar begab sich in Hofequipagen nach dem Preußischen Botschaftshotel.

An demselben Tage rückten die Freischützen der Vogesen in Paris ein, von denen ein späteres Kapitel ausführlicher berichten wird.

Am Vormittage des 25. Mai besuchten der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen zum ersten Male die Ausstellung, kehrten dann ins Botschaftshotel zurück und begaben sich um 2 Uhr in die Tuilerieen, wo Abends ein großes Diner ihnen zu Ehren stattfand. Wenige Tage nachher machten der Kaiser Napoleon und seine Gemahlin dem Kronprinzen von Preußen den Gegenbesuch, bei welchem der Kaiser in Civilkleidern erschien.

Am 26. Mai Morgens um 10 Uhr begab sich das kronprinzliche Paar abermals nach der Ausstellung. Der Prinz war von einigen Herren, die Prinzessin von einer Palastdame begleitet.

Sie besichtigten gemeinschaftlich die Maschinengalerie, und die Krupp'sche Ausstellung, welche das besondere Wohlgefallen der Prinzessin erregte.

Viel Anziehungskraft schienen in der Maschinengalerie die Nähmaschinen auf die Kronprinzessin auszuüben und sie gab einem der jungen Männer, der sie ihr näher erklären wollte, zu verstehen, daß sie sehr gut damit umzugehen wisse.

In der That legte sie auch Hand an; wenn auch die hohe Dame nicht nähte, so untersuchte sie doch die Maschine mit so sicherer Hand, daß man bemerken konnte, sie verstehe Etwas davon.

Der Prinz und die Prinzessin waren von der preußischen und sächsischen Ausstellungscommission begleitet.

Das Publicum grüßte immer sehr höflich, doch hielten die Polizeidiener dasselbe stets in einer respectvollen Ferne.

Um 11 Uhr verließ die Kronprinzessin in Gesellschaft ihrer Palastdame und eines Hofherrn den Industriepalast, um sich zu ihrem Bruder, dem Herzoge von Edinburgh zu begeben, den sie übrigens täglich sah.

Der Kronprinz, der seine Gemahlin bis zum Wagen begleitet hatte, setzte dann seine Wanderung durch die Galerien fort. Derselbe sah sich einen großen Theil der preußischen und der norddeutschen Ausstellung an.

Der Prinz hielt sich längere Zeit in der preußischen Maschinengalerie, in der Bergwerksabtheilung und bei der bielefelder Leinwand auf, von welcher letzteren er sich eine große Anzahl Stücke zeigen ließ.

Die chemische Abtheilung, wo er längere Zeit verweilte, schien ihn besonders zu interessiren.

Fröhlich sah er drein, als er zu den Kattunen kam und auf einer Masse von Taschentüchern die Schlacht von Sadowa abgebildet sah.

Höchlichst schien ihn auch die Parfürmeriegalerie zu ergötzen. Ein großer Theil der Kölner hatte sich dort eingestellt, und so oft der Prinz an einem derselben vorbei kam, wurde ihm kölnisches Wasser dargereicht.

Schon glaubte er mit demselben fertig zu sein, als er plötzlich vor Jean, Marie Farina, „dem ächten", stand, und ein junges Mädchen mit einer ungeheuren Flasche ihm entgegentrat.

Der Prinz brach nun in ein helles Gelächter aus und rief:

„Man könnte wahrlich glauben, man sei in Köln!"

In der Photographen-Abtheilung, sah sich der Kronprinz längere Zeit seine eigene, fast lebensgroße Photographie an, die dort ein Berliner Photograph ausgestellt hatte.

Gegen halb zwei Uhr zog sich der Prinz in seinen Salon zurück, verließ denselben aber gleich wieder, um im Garten zu promeniren.

Dort sah er sich mehrere Gebäude an, darunter das preußische Schulhaus 2c. und sprach mit einigen Herren auf das Freundlichste.

Gegen drei viertel auf zwei Uhr fand in dem Kronprinzlichen Salon ein kleines Frühstück statt, zu dem die Commissionsmitglieder der preußischen und sächsischen Ausstellung gezogen waren. Das Frühstück hatte der preußische Ausstellungsrestaurant Becker aus Solingen servirt.

Nach dem Frühstück setzte der Prinz seine Wanderungen durch die Ausstellung fort.

Sein einfaches, natürliches Auftreten gefiel allgemein; manchen Parisern war es auffallend, daß der Prinz nie leidet, daß ein Aussteller, wenn er ihn anredet, den Hut abbehält und sie, wie es die pariser großen Herren machen, unbedeckten Hauptes dastehen läßt.

Der Prinz war diesmal auch wieder in Civil, er hatte seinen Paletot abgelegt; dagegen trug er seinen Regenschirm in der Hand und bediente sich desselben als Stock.

Die Kronprinzessin gefiel gleichfalls allgemein. Sie war bei dem Besuche der Ausstellung äußerst einfach gekleidet. Sie trug ein schwarzes Kleid, einen schwarzen Hut und einen schwarzen Spitzenschleier.

Am 28. Mai gab der österreichische Botschafter, zu Ehren des gleichfalls in Paris anwesenden belgischen Königspaares, einen höchst glänzenden Ball. Den Glanzpunct desselben bildete der hinter dem Hotel liegende Garten.

Man hatte auf der einen Seite dieses Gartens einen ungeheuren Ballsaal erbaut, dessen Errichtung nicht weniger als 10,000 Thaler kostete, und neben demselben ein großes Zelt errichtet, das als Speisesaal diente.

Der Ballsaal war auf wunderbare Weise decorirt; zehn große Kronleuchter mit Wachslichtern erleuchteten ihn. Derselbe war von dem übrigen Theile des Gartens durch vier ungeheure, aus Spiegelgläsern bestehende Fenster, die vom Boden bis an die Decke gingen, getrennt; sie gestatteten den vollen Anblick des mit bengalischem Feuer erleuchteten, mit Grotten, Lauben und prachtvollem Buschwerk geschmückten Gartens.

Der direct aus Wien mit dem Musikcorps eines ungarischen Regiments verschriebene Strauß dirigirte die Ballmusik.

Unter den, auf diesem feenartig ausgestatteten Balle erschienenen hohen Gästen, befanden sich auch der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen.

Am 30. Mai fand in den Tuilerien eine Theatervorstellung statt, in welcher die Rollen durch die vornehmsten Persönlichkeiten besetzt waren.

Man gab die „commentaires de César,“ und unter den Darstellern fehlte weder die Fürstin v. Metternich, als Kutscher und Lokalsängerin, noch der Fürst Metternich, welcher den Pianisten spielte, noch die Gräfin Pourtales, noch die schöne Marquise de Gallifets, die es verstand, reizender als jemals auszusehen.

Anfangs soll sich die Fürstin Metternich geweigert haben, diesmal ihre Rollen zu spielen, weil es sich bei dieser Vorstellung nicht, wie bei einer früheren in Compiegne, darum handelte, sich unter einander die Zeit zu vertreiben, sondern die Gäste des Kaisers zu amüsiren, die aus Rußland, England, Belgien und namentlich aus Preußen gekommen waren. Indessen schließlich siegte doch die Schauspielerin über die Fürstin. Es blieben auch einige Couplets über das Zündnadelgewehr fort, die durch einige sehr schmeichelhafte für den Kaiser ersetzt waren.

Die Vorstellung begann um zehn Uhr. Der Kaiser saß auf der rechten Seite der Scene und hatte zu beiden Seiten die Kronprinzessin von Preußen und die Königin der Belgier. Zur Linken saß die Kaiserin, zu ihrer Rechten der König der Belgier und zu ihrer Linken der Kronprinz von Preußen. Auch der päpstliche Nuntius war gegenwärtig.

Am 31. Mai machte die Kaiserin mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen, sowie mit dem Könige und der Königin der Belgier einen Ausflug nach Fontainebleau.

Die hohen Herrschaften fuhren um ein Uhr mit mehreren anderen Personen, unter denen sich auch der Graf von der Golz, der Oberst v. Krosigk, die Adjutanten v. Jasmund und Graf v. Eulenburg befanden, nach dem kaiserlichen Schlosse ab.

Die Kaiserin, welche eine besondere Vorliebe für diese Residenz hat, bekanntlich wurde dort ihre Verlobung gefeiert, führte ihre hohen Gäste

selbst im Schlosse herum, das in den letzten Jahren bedeutend verschönert worden ist, und wo man zwei Tage lang gearbeitet hatte, um es in seinem ganzen Glanze erscheinen zu lassen.

Nach dem Dejeuner fand eine Spazierfahrt durch den Wald statt, welcher der schönste in ganz Frankreich ist, und der bis jetzt der Axt der Finanzverwaltung, die es auf einen Theil desselben abgesehen hatte, glücklich entgangen ist.

Um halb neun Uhr waren die hohen Herrschaften wieder in Paris.

Abends um elf Uhr besuchte der Kronprinz den Ball, welchen Herr Schickler gab.

Am Morgen des 1. Juni fand sich das preußische Musikcorps mit dem Kapellmeister Bilse auf der Botschaft ein, um den Kronprinzen und die Kronprinzessin zu begrüßen.

Die Musiker trugen mehrere Stücke vor, worauf der Kronprinz in den Garten, woselbst das Musikcorps aufgestellt war, hinunter kam und sich, inmitten der Musiker, längere Zeit mit dem Kapellmeister Bilse unterhielt.

Sodann begab sich der Kronprinz mit dem Grafen von der Golz und dem Kapellmeister Bilse in die Gemächer der Kronprinzessin, um ihr den letzteren vorzustellen.

Am 1. Juni, des Nachmittags um halb fünf Uhr, traf der Kaiser von Rußland mit seinen beiden Söhnen in Paris ein. Napoleon III. empfing seine hohen Gäste am Bahnhofe und fuhr mit ihnen, nachdem die Begrüßungsceremonien vorüber waren, nach den Tuilerieen, woselbst sie die Kaiserin Eugenie begrüßte.

Bei seiner Ankunft wurde der Czar mit den lebhaftesten Acclamationen von der versammelten Volksmenge bewillkommnet, obwohl dazwischen auch, sowohl am Nordbahnhofe, als auch auf den Boulevards der mißfällige Ruf „vive la Pologne“ (es lebe Polen) vernommen wurde.

Fast sämmtliche Häuser der Straßen, welche der kaiserliche Zug auf seinem Wege nach den Tuilerieen berührte, waren mit Fahnen geschmückt, und eine dichte Menschenmasse wogte auf den Trottoirs. Besonders zeichneten sich die Rue de la Paix, der Vendomeplatz und die Rue Castiglione aus.

Gleich nach ihrer Ankunft begaben sich der Kaiser Alexander und die beiden Großfürsten in die, in der Faubourg St. Honoré gelegene russische Kirche, um ihre Gebete zu verrichten und den Popen zu begrüßen.

Mit Anbruch der Nacht war ein großer Theil der Häuser der Boulevards, fast alle Theater, die ganze Rue de la Paix, ein Theil des Faubourg St. Honoré, in welchem das Elysée liegt, woselbst der russische Kaiser

während seines Aufenthaltes in Paris wohnte, die Hotels aller hohen Beamten, viele Häuser auf dem Börsenplatze, sogar die Börse selbst festlich beleuchtet.

Abends besuchten der Kaiser und die beiden Großfürsten das Variétés-Theater, dessen Verwaltung bereits von Köln aus durch eine telegraphische Depesche von dem bevorstehenden Besuche benachrichtigt worden war.

Eine Viertelstunde nach dem Beginn des Theaters, man gab Offenbachs „Großherzog von Geroldstein", erschien der Kaiser mit seinen Söhnen und man nahm in der rechten Seitenloge Platz. Alle Blicke richteten sich dort hin, aber es erscholl kein Ruf.

Der Kaiser von Rußland trat übrigens, insoweit es die Festlichkeiten gestatteten, sehr einfach auf. So erschienen er und die Großfürsten im Theater in Civilkleidung und der Kaiser, der etwas früher wegging als seine Söhne, begab sich, ehe er in den bereit gehaltenen Hofwagen stieg, in das an der Ecke der Rue Vivienne gelegene Café Véron, um einen Schoppen Bier zu sich zu nehmen.

Der Kaiser und die Großfürsten sprachen fast fortwährend nur französisch.

Ehe der Kaiser sich nach dem Theater begab, stattete er dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen einen Besuch ab, welchen diese am folgenden Tage erwiederten.

Am 2. Juni fand in Longchamp ein großes Pferderennen um den Preis von 100,000 Francs statt, welchem der Czar, die Großfürsten Alexander und Wladimir, die Großfürstin Marie, der Herzog und die Prinzessin von Leuchtenberg, der preußische Kronprinz und Gemahlin, der Großherzog von Weimar, das belgische Königspaar u. s. w. beiwohnten.

Der Seinepräfect hatte sich an diesem Tage an der Spitze des Gemeinderathes der Stadt Paris nach dem Palais Elysée begeben, um dem Czaren und den Großfürsten die Aufwartung zu machen und sie zu dem Feste einzuladen, das ihnen von der Stadt gegeben werden sollte.

Der Czar empfing den Gemeinderath huldvoll und unterhielt sich längere Zeit mit dem Seinepräfecten, Herrn Haußmann, den er wegen der Verschönerungen von Paris beglückwünschte.

Natürlich war Herr Haußmann auch bei dem Wettrennen gegenwärtig und erregte hier bedeutendes Aufsehen.

In der kaiserlichen Loge befanden sich, außer den obengenannten fürstlichen Personen, noch die Prinzessin Murat, sowie eine große Anzahl von Herren, darunter der Fürst Gortschakow, das Gefolge der hohen Herrschaften und mehrere hohe französische Hof- und Staatsbeamte; zu ihnen bildete der Herr Seinepräfect einen seltsamen Contrast.

Haußmann ist eine lange Figur, trägt keinen Bart und hat die Manieren eines Mannes, der da glaubt, ein dreistes und selbstbewußtes Wesen kennzeichne allein den Mann von Welt.

So erregte denn sein Auftreten in der Kaiserlichen Tribüne sogar Verdruß bei den Leuten, die sich vor derselben befanden. Die guten Pariser Bürger ärgerten sich und hielten sich darüber auf, daß ihr Präfect in der Kaiserlichen Tribüne so auftrete, als wenn er der Kaiser selbst wäre.

Besonders wunderlich machte es sich, als er den König und die Königin der Belgier begrüßte. Er that dies mit einer Ostentation, ja sogar mit einer Art von Protectormiene, die, wie auch sein fortwährendes Auf- und Abgehen in der Kaiserlichen Tribüne, seine Gestikulationen und lautes Sprechen constatirten, zur Genüge bewies, daß er von feiner Lebensart ganz besondere Begriffe habe.

Die Kaiserin Eugenie war bei dem Wettrennen nicht gegenwärtig, sondern befand sich in St. Cloud bei dem kaiserlichen Prinzen, welchem, nach dem Wettrennen, auch der Czar seinen Besuch machte.

Nach dem Diner in den Tuilerieen begaben sich der Kaiser und die Kaiserin, der Czar mit seinem Sohne, der Kronprinz von Preußen und seine Gemahlin und die übrigen hohen Gäste zum Balle der Herzogin von Mouchy. Der Ball war sehr glänzend, allein die Majestäten blieben nicht lange dort.

Am 3. Juni machte der Czar eine Spazierfahrt durch Paris, auf welcher ihn seine beiden Söhne, Graf Adlersberg und General Leboeuf, der ihm vom Kaiser beigegeben war, begleiteten.

Sie besuchten zuerst die Notre-Dame-Kirche und dann den Justizpalast, die Conciergerie, die Gefängnisse und einen Theil der Polizeipräfectur.

In dem „Salle des pas perdus“ ereignete sich jedoch ein höchst unangenehmer Vorfall.

Der russische Kaiser, der bei diesen verschiedenen Besuchen ein strenges Incognito bewahrte, wurde in dem Saale, wo eine größere Anzahl von Advocaten auf- und abging, erkannt, und sofort erklang von vielen Seiten der Ruf: „Es lebe Polen!“

Der General Leboeuf, der ganz in Verzweiflung gerieth, ging auf eine der Gruppen zu, indem er halb drohend und halb bittend ausrief:

„Aber meine Herren! Was soll das! Wozu kann das führen? Wer kann es wagen, sich dies zu erlauben?“

„Ich,“ — so tönte eine Stimme aus der Gruppe hervor, — „der Advocat Flocquet. Ich habe gerufen „es lebe Polen.“ Ich habe das Recht dazu.“

Die Mehrzahl mißbilligte dies Benehmen und rief: „hinaus zur Thür, hinaus!“

Der Czar, der diese Worte, aus Mißverständniß, vielleicht auf sich bezog, bewegte heftig seinen Stock und sagte zu dem General Leboeuf, welcher ihn führte: „sortons! sortons!“ (fort, fort.)

Auch als sich der Czar ins Museum von Cluny begab, standen vor dem Museum viele Studenten, welche ihn mit dem Rufe: „Es lebe Polen“ empfingen und als der Czar sodann am Abende des 4. Juni die Gala-oper besuchte, standen vor dem Café Mazarin etwa sechszig bis achtzig Studenten und ließen den Ruf „es lebe Polen“ ertönen.

Die Eintrittskarten zu dieser Galavorstellung wurden übrigens zu ganz außerordentlichen Preisen bezahlt. Man hat fünfhundert Francs (166 Thaler) für einen Fauteuil gegeben und die Preise für die Logen waren geradezu unerschwinglich.

Die Kaiserliche Loge befand sich für diesen Abend gegenüber der Scene und es wurden acht gewöhnliche Logen und ein Theil des Amphi-theaters benutzt, um der Kaiserlichen Familie und den Gästen eine Loge zu machen. In derselben standen drei Throne und um diese Throne je zwölf vergoldete Stühle.

Die gewöhnliche Kaiserliche Loge war dem diplomatischen Corps zur Verfügung gestellt worden.

Am Morgen des 5. Juni um 8 Uhr reisten der Kronprinz, die Kronprinzessin von Preußen nebst Gefolge und der preußische Botschafter Graf v. d. Goltz nach Compiegne ab, um den König von Preußen zu empfangen und kehrten mit demselben um 4 Uhr Nachmittags zurück.

Als der Königliche Zug hielt, trat der Kaiser, dem der einzige in Paris anwesende Marschall Baraguay d'Hilliers, der General Mellinet, Obercommandant der Nationalgarde, General Fleury und der Prinz Joachim Murat folgten, schnell an denselben heran und reichte dem aus dem Wagen steigenden Könige beide Hände dar.

Nach einer recht herzlichen Begrüßung unterhielten die beiden Monarchen sich einige Minuten lang, worauf der König seine Umgebung vorstellte.

Auf dem Bahnhofe wurde nicht gerufen, aber man schwenkte die Hüte und Taschentücher, auf welche Grüße der König sehr freundlich antwortete.

Nach beendigtem Empfange, der ungefähr zehn Minuten dauerte, verließen die hohen Herrschaften den Bahnhof.

Beim Erscheinen des Königs und des Kaisers, welch' Letzterer den Ersteren am Arme nach dem bereit gehaltenen Hofwagen führte, begann die dort aufgestellte Musik das „Heil dir im Siegerkranz“ zu spielen.

Im Bahnhofe war eine Abtheilung des gerade aus Mexico zurückgekommenen neunundneunzigsten Regiments und vor derselben das dreiundvierzigste Regiment aufgestellt, das in der Krimm stark gelitten, dort aber sich ausgezeichnet hatte.

Der Kaiserlich-Königliche Zug fuhr bis zur Stelle des Boulevards Magenta, wo die Truppenaufstellung aufhörte, langsamen Schrittes.

Denselben eröffneten zwei von Gold strotzende Vorreiter mit einer Abtheilung Garde-Lanciers; dann kam der Kaiserliche Wagen, in welchem sich, außer dem Kaiser, der König von Preußen und zwar zur Rechten Sr. französischen Majestät befand. Auch der Kronprinz und der Prinz Joachim Murat fuhren in demselben.

Der Kaiser, der König und der Kronprinz waren in Generalsuniform, und während der Kaiser den schwarzen Adlerorden trug, hatten der preußische König und der Kronprinz den Großcordon der Ehrenlegion angelegt.

Eine Abtheilung Garde-Lanciers folgte dem Kaiserlich-Königlichen Wagen.

In dem Wagen, der den Lanciers folgte, befanden sich Graf Bismarck und General v. Moltke mit zwei französischen Offizieren. Graf Bismarck war in der Uniform eines Cürassiergenerals, ganz weiß, und obschon die Menge sehr neugierig nach ihm spähte, so suchte doch hinter der weißen Tracht kein Pariser den Mann, welchen man so oft mit schwarzen Farben gemalt hatte.

Sieben andere Hofwagen enthielten den größten Theil des Gefolges der beiden Majestäten; den Zug schlossen Garde-Lanciers.

Eine Masse anderer Wagen, in einem derselben befand sich auch die Kronprinzessin mit ihren Damen, folgte dem Zuge.

Als der König neben dem Kaiser daher fuhr, hörte man vielfach „Quelle bonne figure.“ (Welche schöne Figur.)

Auf dem Boulevard de Straßbourg fand eine kleine Demonstration statt. Dort rief ein Deutscher mit starker Stimme: „Vive l’Empereur d’Allemagne!“ (Es lebe der Kaiser von Deutschland.)

In den rasch vorbeifahrenden Wagen mag man diese Demonstration wohl gar nicht bemerkt haben.

Auf dem Boulevard de Straßbourg und Sebastopol wurde wenig gerufen; man hörte, als der Kaiserliche Zug herankam, mehr:

„Le voilà!“ (da ist er); aber dieser „Er“ war heute nicht der Kaiser, sondern der König von Preußen.

Am Eingange des Louvre ging es ziemlich still zu, während auf dem Karousselplatze der Ruf: „es lebe der Kaiser“ häufiger war.

Am Louvrehof, wo der Zug Schlag halb fünf Uhr ankam, waren Garde-Voltigeurs aufgestellt, auf dem Karousselpatze bildete das zehnte Dragonerregiment und im Tuilerienhofe Garde-Voltigeurs das Spalier.

Die Kaiserin ging dem Könige bis an das untere Ende der Ehrentreppe entgegen und war von ihrem Hofstaate umgeben.

Nachdem der König in den Empfangssalon geführt worden war, fand die Vorstellung statt.

Die ganze Ceremonie dauerte etwas über eine halbe Stunde, worauf der Kaiser den König in die für ihn im Pavillon Marsan in Bereitschaft gesetzten Gemächer führte.

Am Morgen des verhängnißvollen 6. Juni besuchte König Wilhelm um 9 Uhr die Ausstellung und begab sich alsdann nach dem Elysée, um dem Kaiser von Rußland einen Besuch abzustatten.

Im weiteren Verlaufe des Vormittags besichtigte der König das Opernhaus und machte eine Spazierfahrt über die Boulevards bis zum Bastillenplatze.

Um 1 Uhr begab sich der König in demselben Wagen mit der Kaiserin Eugenie nach dem Boulogner Gehölz, um dort der Revue beizuwohnen und Zeuge des Vorfalls zu sein, welchen das folgende Kapitel ausführlich schildern soll.

Siebentes Kapitel.

Das Attentat auf den Kaiser Alexander II. von Rußland in Paris am 6. Juni 1867.

Napoleon hatte zu Ehren seines Gastes, des Kaisers von Rußland, eine große Revue auf den 6. Juni festgesetzt.

Diese Revue überbot an Glanz und Zahl der Truppen jedes derartige militairische Schauspiel.

Die beiden Divisionen der Garde-Infanterie, die ganze Garde-Cavallerie und Garde-Artillerie, ferner das fünfhundert Mann starke Corps der Zöglinge der Schule in St. Cyr waren dazu befohlen.

Die Infanterie war auf der Eisenbahn bis St. Cloud befördert und

von dort aus bis zu dem Wettrennenfelde von Longchamp marschirt, wo der Jocky-Club colossale Tribünen hatte errichten lassen.

Von der anderen Seite rückten sämmtliche Truppen des ersten Armeecorps, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, in ihren nicht minder prachtvollen Uniformen heran.

Die Gesammtzahl der versammelten Truppen belief sich auf ungefähr 60,000 Mann.

In ruhiger Präcision rückten die einzelnen Regimenter an ihren Platz und rangirten sich.

Auf das Commando:

„Stillgestanden."

Erstarrte jene vielfach gegliederte, buntfarbige Kriegerreihe zur ehernen Mauer. Kein Glied regte sich in der ungeheuren Linie.

Da wirds lebendig an dem äußersten Saume des Boulogner Gehölzes. Säbelgerassel und der Klang von Rosseshufen erschallt weit dahin über die Ebene von Longchamp.

Es nahte der Kaiser Napoleon, der Czar von Rußland und König Wilhelm von Preußen hoch zu Roß.

Napoleon, begleitet vom General Rolin, war nach dem Elysée gefahren und hatte dort den Czaren abgeholt.

Fünf Minuten später hatte König Wilhelm von Preußen mit der Kaiserin Eugenie in einem Wagen die Tuilerien verlassen.

In dem folgenden Wagen befanden sich zwei Hofdamen der Kaiserin, Graf Bismarck und General v. Moltke.

Sämmtliche Wagen waren offen. Die der Majestäten wurden von Hundert-Garden escortirt.

Am nördlichen Gitter des Boulogner Gehölzes war das Rendezvous; die Monarchen und ihre Suiten waren zu Pferde gestiegen, während die Kaiserin, die Kronprinzessin von Preußen und die Prinzessin Ludwig von Hessen nach der Tribüne hinüberfuhren, von der aus sie dem großartigen Schauspiele beiwohnten.

Gefolgt von glänzender Suite reitet Napoleon links ab, auf den rechten Flügel seiner Krieger zu und dann die ganze Fronte hinab, um zu prüfen, ob die Aufstellung der Truppen nichts mehr zu wünschen übrig lasse.

Am linken Flügel angekommen, wendet er sich und reitet im Carrière bis vor die Mitte der Front, wo seine Gäste, der Czar und König Wilhelm, die russischen Großfürsten, der Kronprinz von Preußen mit ihren Suiten, Bismarck, v. Moltke an der Seite ihres Königs sich bereits eingefunden hatten.

Nach Feldherrnsitte begrüßt Napoleon seine Gäste und ladet den Czaren ein, die Heerschau abzunehmen.

Seite an Seite reiten beide Monarchen mit ihren Suiten an dem rechten Flügel der Fronte.

Laut erscholl das Commando:

„Achtung! präsentirt das Gewehr!“

Mit einem Schlage rasseln die Gewehre, die Musikcorps spielen, eins nach dem anderen, die russische Nationalhymne.

Dreimal tönen die Vive l'empereur's wie Kanonensalven aus den Reihen der französischen Krieger.

Fernhin blitzen die Säbel der Cavallerie, die Trompetenfanfaren schmettern aus weiter Ferne herüber und immer von Neuem ertönt der donnernde Ruf: „Es lebe der Kaiser.“

Die Kaiser sind die Front hinabgeritten. Schon schwenken die Truppen vom rechten Flügel ab in Compagniecolonnen und formiren sich in auf einander geschlossenen Massen zum Defilirmarsche.

Wie unerschütterliche Säulen rücken die Colonnen nach dem Tacte der Musik heran, die Commandeure salutiren den Kaisern mit dem Degen und die Fahnen senken sich.

Napoleon erwiderte den militairischen Gruß mit französischer Leichtigkeit und Gewandtheit; der Czar, wie gewöhnlich, mit ernster Miene.

Alle Generale und Commandeure, die ihre Truppen vorübergeführt hatten, schlossen sich der doppelten kaiserlichen Suite an.

Compagniecolonne folgt so auf Compagniecolonne, dann die Schwadronen der Reiter, die Batterien der Artillerie und zuletzt die Wagen des Trains.

Als auch die letzten Colonnen an den Kaisern vorbei defilirt waren, dankte der Czar dem Kaiser für die ihm erwiesene Ehre, und Napoleon drückte den Generalen seine Zufriedenheit aus.

Die Truppen zogen nach verschiedenen Richtungen ab und die Napoleonische Heerschau war vorüber.

Die fürstlichen Personen stiegen von den Pferden und setzten sich in die bereit stehenden kaiserlichen Hofwagen. Nach wenigen Augenblicken schon rollten sie der Stadt zu.

Eine unabsehbare Menschenmasse, welche der Revue beigewohnt hatte, wandte sich in dichtem Gedränge gleichfalls der Stadt zu.

Sobald man die Hofwagen gewahrte, eilte man ihnen in dichten Haufen entgegen, um der fremden Fürsten, die man bei der Revue nur flüchtig oder gar nicht gesehen hatte, ansichtig zu werden.

Durch den großen Andrang wurden die Wagen im Weiterfahren verhindert, es trat eine Sperrung der Passage ein.

Auch der kaiserliche Wagen kam in das Gedränge und gerade an der Stelle, wo der Weg von der Ebene in das Boulogner Gehölz einbiegt und sich an der großen Cascade verengt, wurde der Lauf der Pferde durch neue, herandrängende Menschenmassen und stillstehende Wagen gehemmt.

Der Kaiserliche Wagen mußte im Schritt fahren.

Darin saßen die Gäste des französischen Kaisers, der Kaiser Alexander II. von Rußland, dessen Söhne, die Großfürsten Wladimir und Alexandrowitsch und Kaiser Napoleon selbst.

Eben sollte der Befehl gegeben werden, eine andere Straße zu fahren, als der dem Kaiserlichen Wagen zur Linken reitende Stallmeister Raimbeaux einen Mann aus der Menge sich hervor- und an den Wagen herandrängen sah.

In der Meinung, der Mann wolle dem Kaiser eine Bittschrift überreichen, drückte Raimbeaux seinem Pferde die Sporen ein, um den unbefugten Bittsteller fern vom Kaiser zu halten.

In demselben Momente, als das Pferd des Stallmeisters einen Satz nach vorn machte, fällt ein Schuß.

Die Großfürsten, besonders Wladimir, waren plötzlich mit Blut bedeckt.

„Prinz, Sie sind mit Blut bedeckt; sind Sie verwundet?" fragte Napoleon besorgt den Letzteren.

„Nein, Sire, und Sie selbst?"

„Doch auch Sie nicht?" wandte er sich an den Kaiser von Rußland.

„Die Vorsehung hat uns beschützt," erwiderte der Kaiser ernst.

„Der Schuß galt mir," fuhr Napoleon fort, „das war ein Italiener."

„Nein, mir galt der Schuß," versetzte der Czar, „es war eine Pole."

„Wie dem auch sei; jedenfalls können wir jetzt sagen, daß wir zusammen im Feuer gewesen sind," bemerkte Napoleon scherzend.

Dann erhob sich Napoleon im Wagen und verkündete mit lauter Stimme dem herandrängenden Volke:

„Ich bin so glücklich, Ihnen die Versicherung geben zu können, daß Niemand im Wagen getroffen ist."

Unter dem lebhaften Zuruf der Menge setzte der Wagen sich schnell in Bewegung und fuhr nach dem Elysée Napoleon, der Residenz des russischen Kaisers. —

Die abgefeuerte Kugel hatte die Nüstern des Stallmeisterpferdes getroffen, gänzlich durchbohrt und war zwischen dem Czaren und dem Großfürsten hindurch gefahren.

Das Blut war weit hingespritzt und vorzüglich auf die Kleidung des russischen Großfürsten gefallen, aber auch der Czar und Napoleon waren mit Blut bedeckt.

Der Schuß war auf den Kaiser von Rußland abgesehen gewesen, hatte aber die beabsichtigte Wirkung nicht gehabt, vielmehr eine vom Mörder nicht geahnte.

Das Pistol, dessen er sich bediente, war mit gehacktem Blei überladen, der Schuß sprengte den Lauf und verletzte die Hand des Mörders auf erhebliche Weise.

Auch traf ein Splitter der zerspringenden Pistole eine in der Nähe befindliche Dame, die erst vor einigen Tagen mit ihrem Manne, einem Notar im Departement Puy-Dome, nach Paris gekommen war.

Die Verletzung schien anfangs bedenklich, war jedoch, wie sich später herausstellte, durchaus nicht ernster Natur.

Das Pferd des Stallmeisters, welches die verbrecherische Absicht durch seine Dazwischenkunft vereitelte, hat seine Dienstleistung mit dem Leben büßen müssen; es starb noch am Abend dieses Tages.

Kaum war der Schuß abgefeuert, als Herr Lebet, Hauptmann der Pariser Stadtgarde, auf den Mörder zustürzte und ihn am Arm ergriff.

Ein Herr de Presle, gleichfalls Hauptmann derselben Waffe, sprang gleichzeitig vom Pferde und leistete seinem Collegen Beistand.

Beide hatten den Mörder schon festgenommen, als die Volksmasse wie rasend über diesen herfiel.

„Tödtet ihn, erwürgt, zerreißt ihn," riefen mehr als Tausende von Stimmen und Tausende von Armen streckten sich drohend nach dem Wehrlosen aus.

„Zurück!" riefen die Offiziere und hieben mit den Säbeln um sich, um den Arrestanten vor der Volkwuth zu schützen.

Aber weder Worte noch Waffen vermochten die wüthende Menge zurückzuhalten.

Der Kampf wurde heftiger, dem einen Offizier wurden die Epauletten abgerissen, der andere wurde von dem Mörder gänzlich getrennt.

Endlich erhielten die Offiziere von einigen Männern Beistand; man widersetzte sich der Menge und wurde von der Uebermacht fast erdrückt oder emporgehoben.

So wurde die kämpfende Gruppe allmählig bis auf die andere Seite des Waldweges geschoben.

„Ziehen wir uns zurück in das Dickicht," rief der Hauptmann Lebet seinen Cameraden zu, „dort können wir uns besser vertheidigen. Presle laßt den Mörder nicht los!"

„Ich kann ihn nicht mehr halten," erwiderte de Presle, den Mörder loslassend.

Die Menge hatte sich des Verhafteten, welchem das Blut in Strömen aus der verwundeten Hand stürzte, bemächtigt.

Einer Ohnmacht nahe, ward er von hundert Fäusten gepackt.

„Hängt ihn auf!" erschallte der wilde Ruf.

„Hier an diesen Baum!" brüllten Andere; „einen Strick her! Wer hat einen Strick!"

„Hier! Hier!" ertönte es aus der Masse.

„Trompeter!" hatte der Hauptmann Lebet einem seiner Untergebenen inzwischen zugerufen, „holen Sie die Stadtgardisten zur Hilfe, schnell!"

Mit rasender Schnelligkeit und gerade noch zur rechten Zeit trafen die Stadtgardisten ein.

Zwei Unteroffiziere brachen sich mit den Kolben ihrer Gewehre Bahn und schützten den Mörder mit genauer Noth vor dem Tod des Erhängens, den die Volksjustiz über ihn verhängt hatte.

Sicherlich wäre dieser Tod auch am Mörder vollzogen worden, wenn die Offiziere keine Verstärkung erhalten hätten.

Der Mörder wurde in eine Droschke geschleppt und unter einer Escorte berittener Stadtgarde nach der Polizeipräfectur gebracht. Zwei Gardisten setzten sich neben dem Verhafteten in die Droschke.

Während sich an der Stelle der verbrecherischen That diese Gewaltscene zutrug, verfolgte ein großer Theil des Volkes den kaiserlichen Wagen mit dem enthusiastischen Jauchzen:

„Es lebe der Kaiser!"

An jenem Tage wurde in Paris neben dem Attentat vielfach die Frage erörtert, was die Menge bewogen haben könne, so rasend auf den Mörder los zu stürzen.

Die Stimmen waren getheilt.

Die Einen sprachen die Ansicht aus, daß die Entrüstung über das Verbrechen das leitende Motiv gewesen sei.

Andere fanden den Grund in der Entrüstung darüber, daß man dem Gaste des französischen Kaisers so feindselig gegenübertrat.

Eine nicht unbedeutende Anzahl aber schrieb den bewiesenen Eifer auf Rechnung materieller Interessen, sie befürchtete, daß die Menge von der Erinnerung an die glänzende Belohnung Kommissaroffs geleitet sei, von welchem ein früherer Meuchelmörder, der es auf das Leben des Czaren abgesehen hatte, ergriffen war.

Jeder hoffte, so hörte man an jenem Tage oft, einen Orden, ein

Geschenk, irgend eine Belohnung, wenigstens eine rühmende Erwähnung in den Tagesblättern zu erreichen.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle; Thatsache ist, daß der in dieser Sache fungirende Untersuchungsrichter, Mr. de Gonet, vierzehn Tage nach dem Attentate mehr als achtzig Briefe von Personen empfing, deren jede versicherte, den Mörder zuerst ergriffen zu haben. — —

Der Czar wohnte am Abende dieses Tages mit seinen beiden Söhnen der Vorstellung im Chatelet-Theater bei, nachdem er einen Besuch bei seiner Schwester, der Großfürstin Marie, abgestattet hatte.

Ueberall, wo der Czar sich sehen ließ, wurde er unter dem Jubelrufe des Volkes empfangen.

Dann begab er sich zum Ball nach der russischen Botschaft. —

Alle Gemüther waren dem Einflüsse des Ereignisses noch so erlegen, daß in den glänzenden Räumen eine peinliche Stille herrschte.

Napoleon selbst schien sehr angegriffen.

Abgespannt und mit traurigem Lächeln, antwortete er auf die Zurufe der Anwesenden von Salon zu Salon.

Privatstimmungen aber müssen, Staatsrücksichten gegenüber, in den Hintergrund treten.

Der Ball war anberaumt, er mußte auch abgehalten werden, das Festprogramm darf keine Unterbrechung erleiden.

Ein Bild des großen Weltgetriebes im Kleinen. Hunderte sterben und lassen Traum und Seelenschmerz im Herzen der Ihrigen zurück, aber das rollende Rad der Zeit führt die nächste Minute mit ihren Anforderungen heran, unerbittlich machen sie sich geltend und achten nicht der Trauer und des Schmerzes.

Napoleon brachte einen Toast auf die glückliche Errettung des Czaren aus und dieser erwiderte ihn, wie gewöhnlich, in ernster Weise.

Trotz des an den schleunigen Tod mahnenden, erschütternden Ereignisses wurde die große Kaiser-Quadrille getanzt und die ironischen Klänge russisch-französischer Tanzmusik fesselten den größern Theil der Gesellschaft bis vier Uhr Morgens.

Wenige Stunden darauf ward in der russischen Capelle zu Paris ein Tedeum abgehalten, welchem Napoleon und Eugenie, der Czar mit den beiden Großfürsten, der König von Preußen, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen beiwohnten.

Nach Beendigung des Tedeums empfing der Czar, während die Telegraphendrähte von allen Souverainen Europa's Beglückwünschungen heranführten, die französischen Minister.

„Aber welcher Gefahr setzen sich Ew. kaiserliche Majestät aus," be-

merkte einer der Minister, „wenn Sie in Paris ohne alle Bedeckung promeniren."

„Die Geschicke der Fürsten gehören Gott," erwiderte der Czar mit Zuversicht, „sie liegen in den Händen der Vorsehung. Dieses Ereigniß kann nur dazu dienen, die Bande, welche mich mit Frankreich und dessen Kaiser verbinden, fester zu knüpfen. Die Kundgebungen und die Sympathie der Bevölkerung werden in mir eine unauslöschliche Erinnerung zurücklassen.

„Ich werde wegen des Vorfalles Paris auch nicht um eine Stunde vor der einmal von mir festgesetzten Zeit verlassen."

Stündlich liefen von fast allen Städten und Gemeinden Frankreichs Adressen ein; wo Gelegenheit gegeben war, fanden Kundgebungen statt.

So im Theâtre de l'Ambigu Comique. Madame Lacressonière, welche Ludwig XIII. vorstellte, sprach die Worte, welche auf die Ermordung seines Vaters Bezug haben, mit besonderem Nachdrucke aus.

„Fürstenmord ist eine zwiefache Infamie! Wer den Fürsten erdolcht, mordet das Land!" rief sie mit Pathos und Hurrahs und Bravi's schlugen brausend an die Decke.

Auch die Polen, welche im Verdachte der Theilnahme an einem Complott standen, schwiegen nicht.

Schon am 7. Juni brachten alle öffentlichen Blätter folgendes von mehreren polnischen Professoren unterzeichnetes Schreiben an die bezüglichen Redactionen:

„Die unterzeichneten Polen haben die Ehre, Sie zu bitten, Ihre Leser gefälligst wissen zu lassen, daß die polnische Emigration einen öffentlichen Act vorzubereiten gewillt ist, dessen Zweck dahin geht, jede Verantlichkeit für das gestern im Boulogner Gehölz begangene Attentat von sich abzulehnen und die Gefühle des Schmerzes und des Tadels auszudrücken, welche dieses Verbrechen jedem Polen einflößt."

Und am 9. Juni überreichte eine Anzahl in Paris wohnender Polen, an ihrer Spitze Ladislaus Mickiewicz, Sohn des erst vor Kurzem beerdigten, berühmten Dichters, dem Kaiser Napoleon folgende Adresse:

„Sire, wir kommen, um Eurer Kaiserlichen Majestät hochachtungsvoll all' die Gefühle auszudrücken, welche die Handlung in uns wachgerufen, die im Bois de Boulogne gegen den Czar Alexander begangen worden ist.

„Der politische Mord widerspricht allen unseren Ueberlieferungen.

„Er ist das Werk eines jungen Mannes, den das Uebermaß häuslichen und nationalen Schmerzes sich verirren ließ.

„Deshalb auch wagen wir die Hoffnung zu nähren, daß dies die

Sympathien nicht stören werde, welche Frankreich seit Jahrhunderten für seine Schwester, Polen, empfindet, die heute von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere die unbarmherzigste der Heimsuchungen erduldet, und die, trotz allem Anscheine des Gegentheils, nie die Hoffnung aufgegeben, daß es Eurer Majestät aufbehalten sei, diesem Zustande ein Ziel zu setzen."

Haben sich auch nicht alle Polen, namentlich nicht die Linke der polnischen Emigration unter General Rubinski, mit dem Inhalte dieser Adresse einverstanden erklärt, da er, dem Czaren gegenüber, für zu unterthänig gehalten wurde, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß ein Complot nicht bestanden hat.

Die Gemüther beruhigten sich denn auch allmählig und auch bei Hofe fand der Trost immer mehr und mehr Eingang.

Der Czar aber setzte seinem ruhigen, würdevollen Benehmen die Krone auf durch eine allgemeine Verwunderung erregende Bitte, die selbstverständlich eine ebenso allgemeine ehrende Anerkennung fand.

Der Czar bat um die Begnadigung des Mörders Bereczowski.

Nachdem Bereczowski in die Conciergerie gebracht war, verfiel er in einen fieberartigen Zustand.

Die Wunde der linken Hand hatte sich verschlimmert und der Chirurg der Conciergerie sah sich, um dem Brande vorzubeugen, genöthigt, den Daumen abzunehmen.

Nachdem der Verband angelegt war, begann das Verhör.

Bereczowski wurde vorgeführt.

Er war blond, von kleiner Statur, aber von starkem Körperbau. Sein Betragen war äußerst ruhig und bescheiden und zeugte von Intelligenz.

Die mit Charpie umwickelte Linke ruhte während des Verhörs in einem Becken, das von Zeit zu Zeit mit frischem Wasser versehen wurde.

„Sind Sie Pole?" lautete die erste Frage.

„Ja, ich bin es!" erfolgte die Antwort mit Ruhe und Bestimmtheit.

„Wie alt sind Sie, und wo sind Sie geboren?" wurde das Verhör fortgesetzt.

„Ich bin zweiundzwanzig Jahr alt, und im District von Duber in Volhynien geboren," erwiderte er ohne Zaudern.

„Zu welchem Glauben bekennen Sie sich?"

„Zum römisch-katholischen, aber meine Familie, welche dem kleinen Adel angehört, ist unter dem Czar Nicolaus gezwungen, zur griechischen Religion überzutreten."

„Ihre Beschäftigung?"

„Ich war in der Heimath Student, mußte aber meine Studien aufgeben, da ich bei der Insurrection im Jahre 1864 zu den Waffen griff."

Nun richtete bald Baroche, bald Rouher, Schuwalow und die übrigen Herren verschiedene Fragen an Bereczowski.

„Haben Sie Ihre verbrecherische Absicht Niemand mitgetheilt?" wurde das Verhör fortgesetzt.

„Ich bin danach schon öfter gefragt; ich erkläre wiederholt, nein, und zwar einfach aus dem Grunde, weil ich fürchtete, verrathen zu werden."

Man traute indessen dieser Versicherung nicht und hielt immer noch ein Complot für möglich. Man glaubte sich zu dieser Annahme berechtigt, weil der Weg, auf dem das Verbrechen verübt wurde, nach dem ursprünglichen Plane gar nicht passirt werden sollte, es daher als eine eigenthümliche Fügung erschien, wenn Bereczowski zufällig auf diesen Weg gekommen sei.

Viel wahrscheinlicher erschien es, daß auf allen passirbaren Wegen Verschworene in meuchelmörderischer Absicht aufgestellt waren.

Man fragte ihn deshalb:

„Wie konnten Sie gerade auf der Stelle, wo Sie Ihre That verübten, mit dem kaiserlichen Wagen zusammentreffen; woher wußten Sie, daß der Kaiser gerade diesen Weg einschlagen würde."

„Ich hatte schon am Dienstag, als der Czar in die Oper ging, den Plan gefaßt, ihn zu erschießen, aber ich hatte nicht rechtzeitig Vorbereitungen dazu getroffen.

„Doch nahm ich mir vor, meinen Vorsatz auszuführen, wenn der Czar bei der Revue einträfe. Allein ich wußte nicht genau, welchen Weg er einschlagen würde und, als sein Wagen vorbeifuhr, konnte ich mich ihm nicht schnell genug nähern.

„Während der Revue erfuhr ich, daß der Kaiserliche Zug am Wasserfall vorbeikommen werde; ich hielt mich deshalb in der vordersten Reihe der Zuschauer auf und gerade da, wo die beiden Wege auseinander gehen.

„Die eine Straße hatte ein Dragonerregiment besetzt, diese Straße konnte also wohl, wie ich mir sagte, nicht eingeschlagen werden.

„Der Wagen näherte sich und als er in die Straße einlenkte, auf deren Seite ich stand, folgte ich der Richtung des Zuges und in dem Moment, als der Kaiser an mir vorüberrollte, sprang ich hervor aus der Volksmenge, richtete mein Pistol mit beiden Händen auf den Czaren, krampfhaft klammerten sich beide Zeigefinger um den Hahn und drückten ab auf den, den ich hasse."

„Wie kamen Sie zu der Waffe?"

„Ich habe sie gekauft für 9 Francs, die ich von den 35 Francs nahm, welche mir das Emigrations-Comité als Unterstützung gewährt hat."

„Erkennen Sie dies Pistol als die Waffe an, deren Sie sich bedient,"

wurde er gefragt, indem man ihm ein Pistol zeigte, welches am unteren Ende zerbrochen und dessen einer Lauf gesprengt war.

„Ja," antwortete er, „das war meine Waffe. Ich habe sie erst gestern bei einem Waffenhändler auf dem Boulevard Sebastopol gekauft."

„Wer hat das Pistol geladen?"

„Ich selbst, gestern Abend, in meiner Wohnung."

„Sie müssen zu stark geladen haben, denn der eine Lauf ist geplatzt."

„Zu meinem Bedauern," erwiderte Bereczowski. „Ich hatte das nicht erwartet. Die Kugeln, welche ich gekauft hatte, schienen mir für beide Pistolenläufe zu klein zu sein; ich versuchte deshalb neue zu gießen, zog schließlich aber doch vor, die gekauften zu vergrößern."

„Sie haben auch Niemandem erzählt, daß sie eine Schußwaffe gekauft hätten?"

„Niemandem. Ich bin gestern Abend, nachdem ich meine Doppelläufe geladen hatte, noch in ein Kaffeehaus in der Rue des Dances in Batignolles*) gewesen, habe aber, obwohl viele Polen dort waren, keinem ein Wort, weder von dem Pistol, noch von meiner Absicht gesagt."

„Sie haben so eben mitgetheilt, wo Sie den gestrigen Abend zugebracht haben, aber verschwiegen, wo Sie sich heute vor der Revue aufhielten. Wo waren Sie heut Vormittag vor 11 Uhr."

„Ich stand schon früh um 7 Uhr auf, kleidete mich schnell an und frühstückte."

„Haben Sie sich dabei durch hitzige Getränke aufgeregt?"

„Nein, ich frühstückte sehr frugal, ich nahm nur ein Roggenbrödchen, etwas Wurst und etwa eine halbe Flasche Wein zu mir. Den Rest des Weines goß ich in ein Fläschchen, das ich in die eine Tasche steckte, während die andere bereits das geladene Pistol barg. Dann machte ich mich langsam auf den Weg nach der Rennbahn. — Während der ganzen Zeit habe ich mich mit Niemandem über meine Absicht unterhalten."

„Sie sind katholisch, haben Sie zu Ostern gebeichtet?"

„Voriges Jahr, ja, aber dieses Jahr wollte ich warten, bis —"

Für diesen Tag war das Verhör beendet, die niedergesetzten Protokolle wurden verlesen und Bereczowski zur Unterschrift vorgelegt.

Er unterschrieb erst, nachdem er jedes einzelne Protokoll noch einmal selbst mit Sorgfalt durchgelesen hatte.

Eine Bescheinigung, wodurch festgestellt wurde, daß das ihm vorgelegte Pistol die Waffe sei, die er auf den Kaiser abgefeuert hatte, nahm er Anstand zu unterschreiben.

*) Batignolles ist das Polenquartier.

„Hier steht,“ sagte er, „am Orte, wo das Verbrechen begangen, wurde das Pistol gefunden, schreiben Sie, es wurde aufgerafft, dieser Ausdruck ist der richtigere.“

Der Ausdruck wurde berichtigt, und Bereczowski unterschrieb die Protokolle.

Am andern Morgen fragte Bereczowski den Gefängnißbeamten:

„Kann ich die heutigen Journale zu lesen bekommen?“

„Zu welchem Zwecke?“

„Ich möchte gern sehen, wie man meine gestrige That und die sie begleitenden Umstände wiedergiebt.“

„Das ist gegen die Gefängnißvorschriften; die Journale dürfen Ihnen nicht verabreicht werden.“

Bereczowski war über diesen Bescheid empört, doch beruhigte er sich bald und bestand nicht weiter auf sein Verlangen.

Gleich darauf fand das zweite Verhör statt, dem außer vielen anderen interessirten Staatsbeamten auch der Justiz-Minister Baroche wiederum beiwohnte.

Ueber die Auslassungen Bereczowski's in diesem Verhöre ist wenig bekannt geworden.

Er soll nur Mittheilungen über einige Acte der russischen Regierung gemacht haben, welche seine nächsten Anverwandten betroffen haben.

„Ich gebe zu,“ soll er mit der Ruhe behauptet haben, welche er schon beim ersten Verhöre bewahrt hatte, „daß ich ein großes Verbrechen begangen habe; ich bin mir dessen wohl bewußt, doch bereue ich dasselbe keineswegs; ich habe gerechte Ursachen dazu: mein Bruder ist von den Russen gehängt, meine Schwester geschändet und mein Vater nach Sibirien verbannt worden.“

Immer noch von der Voraussetzung ausgehend, daß die Polen ein Complot gegen den Czaren geschmiedet hätten und Bereczowski nur durch das Loos oder den Zufall bestimmt sei, den Mord auszuführen, wurden massenhafte Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen.

In dieser Ansicht wurde die Behörde noch mehr bestärkt, als ein seltsamer Fall bekannt wurde, welcher sich am Tage des Attentats selbst ereignet hatte.

Gegen 2 Uhr Morgens erschallte in der Rue Montmartre, in der Nähe des Boulevards, der Ruf:

„Hilfe, Hilfe!“ und dazwischen das Geschrei:

„Mord, Mord!“

Eine Menge Menschen ward dadurch herbeigezogen. Zwischen sie

hindurch stürzte ein junger Mann mit blutigem Gesicht und blutigen Händen.

Er war aus dem Hôtel du Tyrol gekommen und hatte die Wunde vermuthlich dort erhalten.

Ein dem Hôtel gegenüber wohnender Arzt war durch den Tumult auf der Straße aufmerksam gemacht, eilte hinab und leistete dem Verwundeten den ersten Beistand.

„Die Wunden,“ erklärte er, „rühren von den Einschnitten zertrümmerter Fensterscheiben her.“

Nachdem der Arzt seine Pflicht gethan hatte, wurde der Verwundete von herbeigeeilten Polizei-Agenten vor den Polizei-Commissar geführt.

Soviel sein Zustand zuließ, wurde der junge Mann zu Protocoll vernommen.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Commissar.

„Kroll.“

„Welcher Nationalität?“

„Ich bin Pole.“

„Wie alt?“

„Einundzwanzig Jahr.“

„Ihre Beschäftigung?“

„Ich bin Student der Medizin.“

„Wohnen Sie im Hôtel du Tyrol?“

„Nein, in der Rue St. Français; im Hôtel du Tyrol habe ich nur für die Nacht ein Zimmer verlangt.“

„Haben Sie der Revue beigewohnt?“

„Ja!“

„Waren Sie auch in der Nähe der großen Cascade?“

„Ich war dort.“

„Wissen Sie von dem Schuß, der auf den Czaren gerichtet war?“

Der Gefragte schien jetzt plötzlich vom Irrsinne befallen zu sein. Er antwortete:

„Ja, die russischen Großen haben mir eine Million gegeben! Aber ich werde Alles dem Czaren sagen.“

Der junge Mann wurde für geisteskrank erachtet und in ein Hospital gebracht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So viele Verhaftungen, Haussuchungen und Zeugenverhöre der Leiter der geheimen Sicherheitspolizei, Lagrange, nun auch vornehmen mochte, so erzielte man doch kein anderes Ergebniß, als daß Bereczowski ohne Mitschuldige sei.

Auch wurde dem Mörder vielseitig das Zeugniß ausgestellt, daß er ein ruhiger, besonnener Arbeiter und guter Camerad gewesen sei, den man eines solchen Verbrechens nicht für fähig gehalten hatte.

Die Gemäßigten unter der polnischen Emigration waren die Ersten gewesen, welche wegen der Ankunft des Kaisers Alexander besorgt waren und die Exaltirten wurden gleich vom ersten Tage an von ihren eigenen Freunden und Landsleuten streng überwacht, auf Bereczowski war nicht der mindeste Verdacht gefallen.

Ein ehemaliger Werkstattsgenosse der Fabrik Gouin, welcher ihn am Abende vor dem Attentate im Kaffeehause in der Rue des Dances getroffen hatte, bekundete, daß über Politik kein Wort zwischen ihnen gewechselt sei, er habe aber gefunden, daß Bereczowski nicht so heiter als sonst gewesen, daß er vielmehr tiefes Schweigen beobachtet habe, als ob er in Gedanken vertieft sei.

Je mehr Zeugen vernommen wurden, desto mehr gelangte man zu der Ueberzeugung, daß ein Complot nicht vorliege und mit dieser Ueberzeugung wurde die Voruntersuchung als geschlossen erklärt.

Wie die Sympathien für den Czaren sich kundgaben, so auch für Bereczowski.

Die vom Springen des Pistols herrührenden Wunden, welche schon nach wenigen Tagen auf dem besten Wege der Heilung waren, hatten sich noch nicht geschlossen, als außer dem berühmten Mitgliede des gesetzgebenden Körpers, Jules Favre, sich noch sechsunddreißig Advocaten zur Vertheidigung Bereczowski's erboten.

Wenn auch der Abscheu vor dem Meuchelmorde immer noch derselbe blieb, wie am Tage des Attentates, so schenkte man dem Bereczowski doch einiges Mitleid, als man die Einzelnheiten seiner Geschichte und der seiner Familie vernahm, und aus diesem Grunde, meinte man, würde Bereczowski's That von den Geschworenen des Assisenhofes des Seine-Departements sehr glimpflich beurtheilt werden. x)

Ernstlich war deshalb auch schon die Rede davon gewesen, die Sache nicht an die Assisen, sondern vor den Haute cour de justice, — dem hohen Gerichtshofe, — zu bringen.

Unzweideutige Aeußerungen ließen auch darauf schließen, daß man in juristischen Kreisen sehr unwillig war auf das bei der Voruntersuchung beobachtete Verfahren.

„Das Gesetz schreibt vor," lautete es hie und da an den grünen Tischen unter Fachleuten, „daß die Untersuchung einzig und allein vom Untersuchungsrichter geführt werden darf. Diese gesetzliche Bestimmung ist umgangen: nicht allein der Justizminister, der Staatsminister, der Po-

x) Also wirklich wahr! Vgl. Seite 605.

lizeipräfect, sondern auch sogar zwei Fremde, der russische Polizeimeister und der russische Geheimrath haben den Beschuldigten vernommen."

„Und Graf Schuwalow, der Polizeimeister," lautete ein anderes Urtheil, „hat diese Vernehmung sogar in mehreren Sprachen vorgenommen, ohne daß er, wie das Gesetz es vorschreibt, vorher irgend einen Eid geleistet hatte."

Dergleichen Formfehler sind aber Juristen nicht geneigt, dadurch gut zu heißen, daß sie die Gesetzlichkeit einer solchen Voruntersuchung anerkennen, eine Verwerfung der Sache vor den Assisenhof würde voraussichtlich dennoch, gleichviel wie das Urtheil ausfällt, vom Cassationshofe wegen Formfehlers eine Cassirung des Urtheils zur Folge gehabt haben.

Durch Zusammenberufung eines Haute cour de justice konnte allen diesen Unannehmlichkeiten vorgebeugt werden.

Dennoch zögerte man, seine Zuflucht dazu zu nehmen.

Man befürchtete, zu großes Aufsehen zu erregen.

Und dann erinnerte man sich auch, daß bei allen Attentaten gegen den Kaiser Napoleon selbst der gewöhnliche Rechtsboden niemals verlassen war.

Achtes Kapitel.

Der Prinz Napoleon und die Freischützen der Vogesen.

Die Genesung des kaiserlichen Prinzen schritt nur langsam vorwärts und trotz der sorgfältigsten Bemühungen seiner Aerzte, Nelaton und Barthez, konnte dem Kaiser immer noch nicht der erwünschte Bericht erstattet werden, daß das Leben des Sohnes außer Gefahr sei.

Die Leidenstage in St. Cloud schlichen dem Prinzen in Eintönigkeit dahin. Und diese zu unterbrechen, hatte Napoleon schon längst beschlossen.

Während noch das belgische Königspaar zum Besuch in den Tuilerien weilte, rückte am Morgen des 24. Mai 1867 eine Truppe in Paris ein, welche allgemeines Staunen erregte.

Es waren die „Freischützen der Vogesen," deren Präsident oder Oberchef der Prinz Napoleon ist.

Unter Trommelschlag rückten die malerischen Gestalten, die Söhne

des Waldgebirges, unter dem Geleit einer ungeheuren Volksmenge, welche sich schon am Bahnhofe angesammelt hatte, durch die Straßen der Weltstadt.

Sie trugen weiße Leinwandhosen und Jacken, auch ebensolche Gamaschen, die den unteren Theil der Hosen einschlossen und Tornister mit aufgeschnallten Mänteln.

Die keck aufgestülpten Heckerhüte mit den herabwallenden Federn gaben den jägerlichen Gestalten ein verwegenes Ansehen, das durch ihre ungezwungene Bewegung noch erhöht wurde.

Bewaffnet waren sie mit Hirschfängern und Doppelbüchsen.

Ihre Sprache ließ sofort den deutschen Ursprung erkennen, mochten sie nun deutsch reden oder französisch radebrechen.

Nur die blau-weiß-rothen Cocarden und die Federn von gleicher Farbe kennzeichneten die Schaar als eine französische Truppe.

Ihre Heimath ist der Elsaß. Ein jeder Einzelne schien dem wohlhabenden Stande anzugehören.

Sie marschirten mit fünf fliegenden französischen Tricoloren in zwei Abtheilungen, von denen die erste ungefähr 180 Mann, die zweite ungefähr 70 Mann zählte.

Jede Abtheilung war wieder in hintereinander marschirende Abtheilungen von 14 Mann getheilt.

Ihnen voraus ging ein Piquet Soldaten, denen ein etwa zwanzig Mann starkes Musikcorps folgte.

Drei Militairwagen mit dem Gepäck der Truppe und ein zweites Piquet Soldaten schlossen den Zug.

Zwei Marketenderinnen von schönem Wuchse und angenehmer Gesichtsbildung, ebenfalls in weißer, aber dabei äußerst eleganter Kleidung, mit Stiefletten bekleidet, welche den persischen weder an Grazie noch Feinheit der Arbeit etwas nachgaben, marschirten im tactvollen militairischen Schritt in den Zwischenräumen zwischen Musik und der vorderen Abtheilung einher.

Wie jede Truppe auf ihre Waffe stolz ist, so auch die der Freischützen.

„Was will das Zündnadelgewehr gegen unsere Waffe?“ äußerten sie in jugendlichem Uebermuthe und leicht verzeihlicher Selbstüberschätzung zu den sie begleitenden Pariser. „Nichts. Mit uns ist das Zünadelgewehr nicht mehr zu fürchten!“

So gering sie übrigens das Zündnadelgewehr anschlagen, so wenig schätzen sie auch die Verwandtschaft mit den Zündnadelträgern.

Obwohl von deutscher Abstammung, haben sie doch französische Gesinnungen und machen daraus auch gar kein Hehl.

Mit ihrer Ankunft n der Hauptstadt Frankreichs wollten sie eine

besondere Feierlichkeit zu Ehren ihres Chefs, des genesenden kaiserlichen Prinzen, verbinden.

Man kam ihnen deshalb sehr zuvorkommend entgegen und als sie Halt gemacht und Gewehr bei Fuß hatten, lud ein kaiserlicher Adjutant sie zu einem Frühstücke nach St. Cloud ein, wo der Prinz residirte.

Die Gesundheit des Prinzen war augenblicklich der Art, daß die Aerzte eine größere Bewegung im Freien gestatten konnten und so fand denn am 28. Mai ein glänzendes militairisches Schauspiel statt.

Auf dem Place de Roi de Rome, dem neuen auf dem Trocadero errichteten Platze, sollte die Revue über die Freischützen abgehalten werden.

Wiederum kamen die abenteuerlichen Gestalten, deren Aeußeres an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnerte, in zwei Abtheilungen anmarschirt; diesmal hatte aber eine jede ein Musikcorps an der Spitze.

Neben ihnen standen auf einem von Polizei-Agenten abgesperrten Raume die Deputation von Bewohnern der Vogesen und Offiziere, die von dort stammen.

Die Freischützen wurden in zwei Reihen aufgestellt und harrten in dieser Stellung des weitern Commando's.

Nach 11 Uhr Vormittags näherte sich von Passy aus ein Hofwagen.

Ein Adjutant bemerkte und erkannte ihn.

„Der Prinz, der Prinz," ertönte es auf allen Seiten.

Laut erschallte das Commando:

„Achtung, präsentirt's Gewehr!"

Unter dem Schmettern der Trompeten näherte sich der Wagen.

Darin saß der Kaiserliche Prinz, ebenfalls in Weiß gekleidet, wie die Freischützen. Einen Heckerhut aber trug er nicht, sondern nur eine kleine Mütze mit breitem rothen Streifen.

Uebrigens sah der Prinz bleich aus und gegen früher sehr mager.

Neben ihm im Wagen befanden sich sein Gouverneur, sein Adjutant und sein Oberstallmeister.

Zwei Stallmeister ritten hinter dem Wagen her.

Der Prinz fuhr die Front der aufgestellten Abtheilungen hinab unter dem begeistertem Ruf der Schützen:

„Vive le prince impérial!" (Es lebe der kaiserliche Prinz.)

Den Wagen konnte der Prinz nicht verlassen, er ließ sich deshalb in die Mitte eines freien Platzes fahren.

Eine Deputation der Freischützen trat ihm hier entgegen.

An ihrer Spitze stand ein alter Stelzfuß, dem eine Kanonenkugel bei Solferino das Bein fortgerissen hatte, ein ehemaliger Capitain, Namens Gérard.

„Eure kaiserliche Hoheit,“ begann Gérard, „wollen uns gestatten, Ihnen heute unsere aufrichtige Zuneigung auszudrücken. In Zeiten des Kampfes und der Gefahr geloben wir treu an der Seite unseres Chefs zu stehen und unsere Fahnen unter seinem Commando zum Siege zu führen.

„Als einen äußeren Beweis unserer unbedingtesten Ergebenheit wollen Eure Königliche Hoheit eine Ehrengabe erachten, welche wir im Namen der Cameraden Ihnen zu Füßen legen und um deren huldreiche Annahme wir hiermit bitten.“

Der alte Stelzfuß trat einen Schritt seitwärts, um zwei Freischützen, welche aus der Mitte der Deputation hervortraten und einen roth ausgeschlagenen Koffer trugen, Platz zu machen.

Im Koffer befand sich die Ehrengabe, welche das Freischützencorps seinem Oberhaupte überreichen wollte. Sie bestand aus einer Doppelbüchse, einem Hirschfänger, und einer weißen Schützenblouse.

Der Prinz erhob sich mühsam im Wagen und erwiderte kurz:

„Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Anhänglichkeit an meine Person. Keine Gelegenheit, einem Jeden von Ihnen zu nutzen, werde ich vorübergehen lassen, wie ich auch stets für das Gesammtwohl der Truppe besorgt sein werde. Ich nehme Ihre Ehrengabe mit Freuden an, sage Ihnen hiermit meinen tiefgefühlten Dank und bitte Sie, der Truppe mitzutheilen, in welchem Grade mich der Beweis ihrer Liebe rührt.“

Der Prinz ließ sich ermattet nieder.

Er blickte seitwärts auf seinen Gouverneur und sagte zu ihm:

„Sprechen Sie für mich weiter und sagen Sie meinen braven Schützen, wie sehr erglüht ich für sie bin.“

Der Gouverneur leistete Folge und wandte sich noch in kurzer Ansprache an die Deputation, indem er die Gefühle des Prinzen, gleichzeitig aber auch das Bedauern ausdrückte, daß der Gesundheitszustand desselben noch immer kein befriedigender sei.

Hierauf brachte der Commandeur der Schützen ein dreifaches Hoch auf den Prinzen aus, in welches die Truppen, unter dem herzhaften Trompetentusche der beiden Musikcorps, lebhaft einstimmten.

Nun kam das Defilé der Truppen. Sobald die einzelnen Abtheilungen am Wagen des Prinzen vorüber marschirten, jubelten sie ihrem Chef aus Leibeskräften zu und schwenkten ihre Hüte.

Das Defilé war vorbei. Der Wagen des Prinzen bewegte sich langsam vorwärts.

„Gérard!“ rief der Prinz dem alten Stelzfuß vom Wagen aus zu, „treten Sie näher.“

Der Capitain trat, sich ehrerbietig verneigend, an den Kutschenschlag heran.

Der Prinz überreichte ihm zu seinem großen Erstaunen das Kreuz der Ehrenlegion, was Gérard auch ohne Weiteres in dem Knopfloche seiner Uniform befestigte.

Die Feierlichkeit war hiermit vorüber; der Prinz fuhr über Passy nach St. Cloud zurück.

Neuntes Kapitel.

Vor den Assisen.

Endlich war der 15. Juli herangerückt, der Tag, an welchem der Prozeß Bereczowski vor den Assisen verhandelt werden sollte.

Schon vom frühen Morgen an drängten sich die mit Einlaßkarten versehenen Personen in den Sitzungssaal. Schon lange vor der Eröffnung der Sitzung war dieser überfüllt.

Weder Damen, noch Polen befanden sich unter den Anwesenden; jenen hatte man den Zutritt abgeschlagen und diesen waren keine Einlaßkarten zugegangen.

Der erste Präsident Mr. Devienne war unwohl, es leitete deshalb der Gerichtsrath Mr. Berthelin die Verhandlung.

Der General-Procurator Chabanacy de Marnas, assistirt von dem General-Advocaten Benoist, vertrat die Anklage, Emanuel Arago war Vertheidiger.

Als Ueberführungsstück lag Bereczowski's zersprengte Pistole, mit der er das Attentat begangen hatte, auf dem Tische.

Ringsum herrschte tiefes Schweigen, denn eine Seitenthür neben den Schranken öffnete sich.

Herein trat Bereczowski.

Er war schwarz gekleidet und trug den linken Arm in einer Binde.

Marmorblässe lag auf seinen jugendlichen Zügen.

Nach Vereidigung der Geschworenen begann die Verhandlung.

„Geben Sie mir Ihren Namen, Ihr Alter und Ihren Stand an," forderte der Präsident den Angeklagten auf.

„Ich heiße Anton Bereczowski, bin 25 Jahr alt und übte die Profession eines Mechanikers aus."

„Tragen Sie den Anklageact vor!" befahl der Präsident sich an den Gerichtsschreiber wendend.

Dieser erhob sich und las.

Bereczowski bewahrte während des ganzen Vortrages die größte Kaltblütigkeit und verwandte keinen Blick von dem hinter dem Präsidenten befindlichen Gemälde, welches den Heiland am Kreuze darstellte.

Der Anklageact war verlesen und der Präsident schritt nunmehr zum Verhöre.

„Bereczowski, Sie kennen die Thatsachen, wegen deren Sie sich zu verantworten haben. Sie sind polnischer Flüchtling, aber Ihre Familie ist in Polen geblieben. Lebt Ihr Vater noch?" begann der Präsident.

„Ich weiß es nicht; aber meine Mutter ist todt."

„Sie haben drei Brüder und eine Schwester. Wo sind diese?"

„Ich habe nur zwei Brüder, deren Aufenthaltsort mir unbekannt ist."

„Ihre Familie war nie wegen politischer Vergehen verfolgt?"

„Nein, niemals!"

„Nachdem Sie bei Ihrer Großmutter eine gewisse Erziehung erhalten, haben Sie sich an dem Aufstande Polens vom Jahre 1863 betheiligt. Ihr Vater wollte Sie davon abhalten."

„Ja, er hat mich selbst verflucht, da ich es dennoch that."

„Dieser Fluch ist ein großes Unglück in Ihrer Existenz, er hat stets auf Ihnen gelastet."

„Mein Vater war im Irrthum."

„Dem sei, wie ihm wolle, Sie unterlagen wie die übrigen Insurgenten und haben sich nach Galizien, später nach München, endlich nach Lüttich geflüchtet, wo Sie sich zum Waffenschmied ausbilden wollten."

„Ja, aber es gelang mir nicht, dieses Gewerbe zu erlernen."

„Sie hielten sich dann in Paris auf bis zum Anfange dieses Jahres?"

„Ja."

„Dann verließen Sie Paris und hielten sich in Mouy auf. Was thaten Sie dort?"

Bereczowski schwieg beharrlich und gab keine Antwort.

„Sie kamen am Tage der Ankunft des Czaren nach Paris zurück?" fuhr der Präsident fort.

„Ich wollte sehen, ob ich den Czaren für das, was er meinem Vaterlande gethan, strafen könnte."

„Hatten Sie schon damals die Absicht, ihn zu tödten?"

„Ja, Herr Präsident."

„Sie dachten also nicht daran, daß er sich auf die französische Gastfreundschaft verlasse?"

„Ja; es war aber eine politische Affaire."

„Sie vertrauten Ihr Project Niemandem an?"

„Niemandem, weil ich fürchtete, verrathen zu werden."

„Sie hatten schon vor dem 6. Juni die Absicht, das Attentat auszuführen?"

„Ich bin dem Czaren nur einmal, von der Oper bis nach dem Elysé Napoleon, laufend gefolgt. Ich wollte sehen, ob ich mich ihm nähern könnte."

„Am 5. Juni haben Sie ein doppelläufiges Pistol gekauft. Warum?"

„Damit beide Schüsse des Czaren Brust treffen sollten."

„Am 6. Juni sind Sie früh aufgestanden?"

„Um sechs Uhr."

„Ihr Project war an diesem Tage vollständig fest beschlossen?"

„Ja, Herr Präsident, vollständig fest."

Hinsichtlich des Ladens der Pistolen, seiner Ankunft im Boulogner Gehölz und seines Verhaltens während der Revue machte Berezowski dieselben Angaben, wie bei der Voruntersuchung.

„Im Augenblicke, wo der kaiserliche Zug ankam, schossen Sie Ihre beiden Schüsse ab, auf wen zielten Sie?"

„Auf den Czaren! und ich rief: Es lebe Polen!" antwortete Bereczowski enthusiastisch mit lauter Stimme.

„Sie dachten nicht an die Folgen Ihrer Handlung."

„Doch, Herr Präsident! Ich wollte den Czaren tödten!"

„Sie glaubten also, das Recht dazu zu haben?"

„Ja, er hat mein Vaterland hingemordet, er hat die Frauen und jungen Mädchen massacriren und die Männer nach Sibriren transportiren lassen," antwortete Bereczowski unter Thränen.

Mit jedem Worte steigerte sich seine Aufregung, die Zuhörer waren tief ergriffen und manche Thräne der Rührung und des Mitleids sah man in ihren Augen perlen.

„Aber Sie hatten nicht das Recht, über das Leben eines Mannes, eines Souverains, zu verfügen."

„Der Czar ist kein Mann, er ist der Souverain Polens, er ist der Mörder meines Vaterlandes."

„Dieses ist einfach die Theorie des Königsmordes. Gott erlaubt nicht, daß man über das Leben seines Gleichen verfügt."

„Der Czar ist nicht meines Gleichen; mein Gewissen befahl mir, ihn zu tödten. Gott wird mir verzeihen."

Das Verhör des Angeklagten von dem Gerichtshofe war hiermit beendet; noch ehe zu den Belastungs-Zeugen geschritten wurde, erhob sich eine Stimme, es war die Emanuel Arago's, des Vertheidigers.

„Ich verlange," rief er, „daß man feststelle, daß der russische Polizeiminister Schuwalow den ersten Verhören des Angeklagten auf der Polizei-Präfectur beigewohnt habe."

„Dem widersetze ich mich," entgegnete der General-Procurator; „denn das wird durch die Untersuchung nicht dargethan."

„Die Sache ist bekannt, sie ist wahr; und ich verlange nur, daß die Wahrheit festgestellt werde'," fuhr Arago mit Bestimmtheit fort.

„Ob die Thatsache wahr ist oder nicht, gehört nicht hierher, sie liegt außerhalb der Sache," erwiderte der General-Procurator mit ruhiger Miene.

„Es genügt mir für den Augenblick, daß sie anerkannt worden ist, fügte Arago hinzu und beruhigte sich.

„Herr Stallmeister Raimbeaux!" rief hierauf der Präsident den ersten Belastungszeugen.

Raimbeaux gab den Verlauf an, wie wir ihn bereits kennen.

Neu war nur die Angabe, daß er sowohl, als der Stallmeister Bourgoing, unmittelbar nach dem Schusse dem Kutscher Befehl gegeben hatten, schnell zu fahren, daß aber der Kaiser Napoleon diesen Befehl aufgehoben und befohlen habe, zu halten.

„Erst als der Kaiser sich überzeugt hatte," fuhr Raimbeaux fort, „daß keiner seiner Gäste ermordet sei, ließ er weiter fahren."

„Ich wünsche Ihnen in der That zu Ihrer Kaltblütigkeit Glück, Herr Raimbeaux," versetzte der Präsident und ließ dann den Zeugen abtreten.

Die nächsten Zeugen, welche über die Ereignisse an der großen Cascade in dem Augenblicke des Attentates gehört wurden, konnten nur über schon bekannte Thatsachen berichten.

Von besonderem Interesse aber waren die Aussagen derjenigen beiden Stadtgardisten, welche Bereczowski nach der Präfectur gebracht hatten.

„Als wir Bereczowski in den Wagen hoben," erklärte der Eine, „war er fast leblos. Die Bewegung des Wagens brachte ihn aber wieder zu sich und als er überall „Es lebe der Kaiser!" rufen hörte, schrie er: „Es lebe der Kaiser und Polen!"

„Wir Beide machten ihm bemerklich, daß er beinahe den Kaiser Napoleon getödtet hätte; darauf erwiderte er: „Nein, ich wollte den Kaiser Napoleon nicht tödten, sondern den Czaren."

„Und als ich ihn fragte, ob er Mitschuldige habe, sagte er: „Nein, ich war allein mit meinem Vaterlande!"

Uebrigens war seine Wunde schrecklich anzusehen, der ganze Knochen lag bloß.

Die Wahrheit dieser Aussage bestätigte der andere Gardist, indem er gleiche Angaben machte.

Nach weiteren, unbedeutenden Zeugenaussagen ward eine kurze Pause gemacht, dann aber sofort zum Verhör der Entlastungszeugen geschritten.

Sie konnten hauptsächlich nur über das Auftreten Bereczowki's während der polnischen Insurection Aufschluß geben.

Zuerst ward aufgerufen der Herr v. Reczczewski.

„Ich war Oberst-Lieutenant im Regiment der Lanciers von Volhynien," erklärte er, „und habe Bereczowski während der Insurrection recht wohl gekannt.

„Er war einer der besten, ergebensten und muthvollsten Soldaten. Als die Insurrection besiegt war, war sein Schmerz furchtbar, es war, als ob ein Kind seine Mutter verloren habe.

„Ich forderte ihn auf, einen andern Stand zu ergreifen."

„Nie habe ich ihn aus dem Gesichte verloren und kann ich bezeugen, daß er stets fleißig war und sich ordentlich betragen hat."

„Herr v. Frankuski," rief der Präsident weiter, „was ist Ihnen über den Angeklagten bekannt?"

„Ich kann nur das wiederholen, was Herr v. Reczczewski so eben gesagt hat," erwiderte Frankuski, „hinzuzufügen habe ich dem nur, daß wir Bereczowski seiner Jugend halber, er war damals erst 16 Jahre alt — die Vorbereitungen zum Kampfe verschwiegen hatten; er aber hat sie errathen und sich dann selbst Waffen verschafft."

Die Aussage des dritten Entlastungszeugen v. Sewspatowski, gleichfalls polnischem Flüchtling, war nicht von Bedeutung.

Der Director und ein Lehrer der Erziehungsanstalt Jauffret, in welcher Bereczowski sich längere Zeit aufgehalten hatte, lobten ihn sowohl hinsichtlich seiner Fertigkeiten und seines Fleißes, als wegen seiner Aufführung im Institute.

Hierauf ergriff der Präsident wieder das Wort.

„Sie sollen einen Onkel in Paris haben, der für die Sache Polens sehr erglüht ist?" fragte er.

„Ich habe einen Onkel in Paris, er ist der Bruder meiner Mutter, und heißt Marzewski."

Auffallender Weise war dieses Mannes während der ganzen Verhandlungen erst jetzt zum ersten Male Erwähnung geschehen.

Ohne näher darauf einzugehen, ertheilt der Präsident dem General-Procurator, Herrn v. Marnas, auf dessen Antrag das Wort.

„Ich mache den Gerichtshof darauf aufmerksam," hob v. Marnas an, „daß der Angeklagte sein Verbrechen eingestanden hat, ohne die geringste Reue an den Tag zu legen. Angesichts dieser, so zu sagen, reinen Verdorbenheit ist es nothwendig zu wissen, wer die Familie Bereczowski ist."

„Der Angeklagte gehört einer ehrbaren, braven Familie an, die niemals verfolgt worden ist."

Bei diesen Worten machte der Vertheidiger unwillkürlich eine heftige Bewegung und zog die Augenbrauen zusammen mit einer Miene, die sagen wollte: Beende nur Deine Rede, dann werde ich Dir dienen.

„— und doch hat sich Bereczowski," fuhr der General-Procurator mit langsamer und würdevoller Stimme ungestört fort, „ungeachtet des Fluches seines Vaters bei der Insurrection betheiligt.

„Mit dem sechszehnten Jahre hat er, wie wir gehört haben, die Muskete des Insurgenten auf seine Schulter genommen, er hat gekämpft gegen die bestehende Regierung und, obwohl entwaffnet und flüchtig, hat er den Groll in seinem jugendlichen Herzen bewahrt bis auf den 6. Juni. Wahrlich eine seltene Tücke, eine seltene Verdorbenheit in solchem Alter.

„Ich schließe, indem ich die Herren Geschworenen auffordere, als ehrliche Leute ihr Urtheil zu fällen.

„Der Ausspruch muß heute noch derselbe sein, wie er im Boulogner Walde nach dem Attentat war."

Der General-Procurator ließ sich auf seinen Sitz nieder; Emanuel Arago begehrt und erhält das Wort zur Vertheidigung des Angeklagten.

„Ich erinnere," begann er, „den hohen Gerichtshof an die Umstände, unter denen die Insurrection im Jahre 1863 in Polen begonnen hat, und wie diese Insurrection damals in den Depeschen der französischen Regierung beurtheilt worden ist."

„Ich muß Sie bitten," unterbrach ihn der Präsident, „Ihre Vertheidigung nicht auf das politische Feld auszudehnen."

„Ich bestehe auf meinem Rechte," versetzte Arago, „und beziehe mich auf die Depeschen, deren ich soeben Erwähnung that.

„Denn, meine Herren, wenn Sie ganz von diesen Gefühlen durchdrungen sind, dann werden Sie zu würdigen wissen, wie eine Nachricht wirken mußte, wie die, welche ich Ihnen jetzt mittheile.

„Die ganze Familie Bereczowski ist, den Erklärungen des Angeklagten zuwider, nach Sibirien transportirt.

„Hier ist die Quelle, aus der ich schöpfte, überzeuge sich der hohe Gerichtshof selbst, hier ist das Moskauer Journal und hier die schreckliche Nachricht."

„Von dieser Thatsache hätten Sie dem General-Prokurator Kenntniß geben müssen,“ unterbrach ihn der Präsident wiederum.

„Ich habe das Recht,“ erwiderte Arago, sich nicht irre machen lassend, „ich habe das Recht, die Elemente der Vertheidigung vorzubringen, wann es mir gut dünkt und ich den Augenblick für geeignet halte.

„Und so beschwöre ich die Herren Geschworenen hiermit, ein mildes Urtheil zu fällen.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Rede Arago's war geradezu eine Anklage Rußlands zu nennen. Sie machte auf den Gerichtshof, Geschworene und Zuhörer einen tiefen Eindruck.

Die Geschworenen zogen sich nach dem Resumé des Präsidenten zurück. Nach langer Berathung betraten sie den Gerichtssaal um vier ein halb Uhr wieder.

Der Spruch lautete:

„Bereczowski ist des Verbrechens, dessen man ihn angeklagt, schuldig, aber die Geschworenen erkennen an, daß mildernde Umstände vorhanden sind.“

Obwohl man diesen Spruch allgemein erwartet hatte, so war es doch diesmal gewiß das erste Mal, daß in solchem Falle mildernde Umstände zugegeben worden sind.

In Folge dieses Spruches verurtheilte der Gerichtshof Bereczowski nicht zum Tode, sondern belegte ihn mit dem höchstmöglichen Strafmaaße — lebenslänglicher Zwangsarbeit.

Kaum waren die letzten Worte des Urtheil verkündenden Präsidenten verhallt, als lautes Beifallklatschen durch den Saal erschallte. Und dieser Beifallssturm wurde nur von Personen dargebracht, welche vom Präsidenten selbst die Einlaßkarten erhalten hatten, unter denen sich also auch nicht ein einziger Pole befand. Die öffentliche Meinung ist launisch: wem sie heute huldigt, wirft sie morgen in den Staub, und wen sie heute erniedrigt, bereitet sie morgen Triumphe.

Ruhig und ohne ein Wort zu erwidern, hörte Bereczowski den Urtheilsspruch an, trat dann auf die Gefängnißwärter zu und ließ sich zurückführen hinter das eiserne Gitter.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bereczowski wurde nach dem Gefängniß der Verurtheilten abgeführt und sah seiner Transportirung mit dem nächsten Schiff — nach Cayenne entgegen.

Ein Cassationsgesuch ist von ihm nicht eingereicht, er hat sich bei dem ersten Erkenntniß beruhigt.

Der Befehl seiner Abführung nach Cayenne wurde abgeändert, aus welchem Grunde ist unbekannt.

Mit seiner Abführung in das Gefängniß de la Roquette wurde seine Einschiffung nach Neu-Caledonien angeordnet. — — — — — — —

Die russische Regierung hatte gewünscht, den Prozeß noch einige Zeit hinausgeschoben zu sehen.

Sie hätte gern zuvor den unbekannten Oheim Bereczowski's, den exaltirten, für Polen erglühten Marzewski, dessen in der Sitzung nur oberflächlich Erwähnung geschah, ermittelt.

Das die russische Polizei ihn entdecken würde, daran zweifelte man nicht.

Die Tuilerien aber haben dem Gesuche um Herausschiebung des Prozesses nicht gewillfahrt; die Tuilerien wollten diesen Gegenstand der Aufregung so schnell als möglich beseitigt haben.

„Wir werden sicherlich noch Beweise von der Existenz eines Complottes gegen das Leben des Czaren beibringen," hatte der Gesandte Rußlands am französischen Hofe, Herr v. Budberg, erklärt.

„Die Gerichte werden auch nach der Beendigung des Prozesses Bereczowski's die Verschworenen zu strafen wissen," erschallte die Antwort aus dem Kaiserlichen Cabinete Napoleon III.

Zehntes Kapitel.

Verabschiedungen.

Am Morgen des denkwürdigen 6. Juni machte der König von Preußen, von einigen Herren seines Gefolges begleitet, seinen ersten Besuch auf der Ausstellung und wurde dort von der preußischen Ausstellungs-Commission empfangen.

Der König, der Kronprinz und Graf Bismarck, welche beiden letzteren sich gleichfalls auf die Ausstellung begeben hatten, waren sämmtlich in Civil.

Der Empfang, welcher dem Könige zu Theil wurde, war ein recht guter. Bei der Ankunft sowohl, als bei seinem Besuche der preußischen Ausstellung, die er zuerst in Augenschein nahm, ertönten viele Hurrahs.

Außer der preußischen Ausstellung besuchte der König auch noch die

französische. Er blieb jedoch nur bis gegen zehn Uhr im Ausstellungspalais, worauf er sich mit dem Kronprinzen, der Kronprinzessin und seinem Gefolge in die Blumenausstellung begab und dann nach dem Botschaftshôtel fuhr.

Nach einem Besuche bei dem russischen Kaiser, ging der König nach dem neuen, noch nicht ganz vollendeten Opernhause, um dieses zu besichtigen und fuhr sodann die alten Boulevards entlang bis zum Bastillenplatze.

Hierauf begab er sich zu der Revue, welche, wie in einem früheren Kapitel erzählt worden ist, in dem Attentate einen so eklatanten Abschluß finden sollte.

Am Abende nach dem Attentate auf den Kaiser von Rußland reiste die Kronprinzessin von Preußen von Paris ab, um sich nach Baden-Baden zur Königin und von dort zurück nach Berlin zu begeben, während der Kronprinz noch in Paris und bei dem Könige blieb.

Am 9. Juni gegen 10 Uhr Vormittags begab sich der König von Preußen nach der in der Nähe des Stadthauses, in der Rue des Billets gelegenen, protestantischen Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Der Kronprinz begleitete den König.

Am Eingange der Kirche empfing der Pfarrer, an der Spitze mehrerer anderer Geistlichen, den König und las in deutscher Sprache eine Anrede an ihn ab, worin der Wunsch ausgedrückt wurde, daß „Gott den König, das Königliche Haus und das ganze Land segnen möge."

Der König dankte in einigen kurzen, freundlichen Worten und begab sich dann nach den für ihn und sein Gefolge bereiteten Sitzen.

Der Gottesdienst dauerte bis gegen eilf Uhr, worauf der König nach den Tuilerien zurückfuhr. Bei der Rückfahrt sah der König sehr heiter aus.

Um ein Uhr fuhr der ganze Hof mit einem Extrazuge nach Versailles, um das dortige Schloß und die Gartenanlagen zu besichtigen.

Der König, der Versailles schon früher, aber vor vielen Jahren, gesehen hatte, war ganz erstaunt über die Verwandlung, welche das alte Schloß erfahren. Als er es zum ersten Mal sah, war es bekanntlich in einem höchst vernachlässigten Zustande.

Inzwischen hatte das Spiel der großen Wasser begonnen und die Herrschaften bestiegen die Wagen, um sich den Garten und die Wasserkünste anzusehen. Der König meinte später:

„Als ich die Wasserkünste sah, die am Ende nicht viel großartiger sind, als die von Sanssouci, hätte ich beinah geglaubt, ich sei in meiner Residenz bei Potsdam."

Abends fuhr der König nach der Opera comique, wo das Stück:

„Le voyage en Chine“ (die Reise nach China) gegeben wurde. Er schien sich sehr zu amüsiren und lachte oft herzlich. Er war überhaupt sehr heiter, während der Czar ernster als jemals, und Napoleon sehr ermüdet aussah.

Graf Bismarck machte die Fahrt nach Versailles nicht mit, wie er sich überhaupt in Paris wenig bemerklich machte. Dagegen behauptete man, daß er viele Unterredungen mit dem Fürsten Gortschakoff, dem russischen Premierminister und dem Marquis de Moustier, dem französischen Minister des Auswärtigen, gehabt habe, deren Gegenstand die orientalische, aber auch die deutsche Frage gewesen sei.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir einer Anecdote erwähnen, mit welcher man sich in Paris trug. Als Graf Bismarck, nach dem Attentate auf den Kaiser von Rußland im Boulogner Gehölze, mit dem Könige Wilhelm im preußischen Botschaftshôtel dinirte, meinte einer der Anwesenden, daß er nach der Revue mehrere Male den Ruf: vive Bismarck gehört habe.

„Nein,“ entgegnete der Graf, „man hat gerufen: V'la Bismarck! V'la Bismarck! (da ist Bismarck! da ist Bismarck!) und das will gerade nicht sagen vive Bismarck (es lebe Bismarck), aber es ist beinah ebenso schmeichelhaft.“

Am Abende fand ein großes Fest in den Tuilerien statt, welches der Kaiser Napoleon dem Czaren und dem Könige von Preußen zu Ehren gab.

Die zum Feste Befohlenen waren in zwei Kategorien getheilt worden; die erste, aus den Botschaftern, Gesandten, Ministern, Admiralen und sonstigen hohen Würdenträgern bestehend, fuhr über den Quai durch die Pforte des Pavillons Flora in die Tuilerien ein, während die zweite, die niedre Klasse, welche aber immer noch aus Herzogen, Generalen, Deputirten &c. bestand, ihren Weg durch die Rue Rivoli über den Karousselplatz nahm, um durch das Thor, welches vor dem sogenannten Pavillon de l'horloge und dicht hinter dem Triumphbogen liegt, einzufahren.

In den Tuilerien angekommen, wurden die Herren und Damen der ersten Kategorie in den Marschallsaal geleitet, wo die Thronsessel für die hohen Herrschaften aufgestellt waren.

Die Herren der zweiten Kategorie wurden in die Friedensgalerie geleitet, die neben dem Marschallsaale liegt; nur die Damen welche zu dieser Kategorie gehörten, erhielten sofort Zulaß in den Marschallsaal, wo sie jedoch genöthigt waren, die Ankunft Ihrer Majestäten stehend zu erwarten. Die Herren blieben in der Friedensgalerie.

Man fand es auffallend und wurde allgemein mißmuthig, als man dort von neun bis ein Viertel auf zwölf Uhr eingeschlossen blieb.

Einen Augenblick lang wurde man aber etwas heiterer gestimmt, nämlich, als der Baron v. Rothschild ankam.

Dieser schritt gerade auf die Thür des Marschallsaals zu, die sich nur dann öffnete, wenn die Damen, welche das Recht hatten, an derselben erschienen.

Der Thürsteher wies den Baron zurück, aber der reiche Finanzier öffnete ganz ungenirt die Thür, indem er in seinem frankfurter Französisch die Worte hinwarf: „Je voudrais parler à quelqu'un!“ (Ich möchte Jemanden sprechen!)

Der Thürsteher war verblüfft und ließ ihn gewähren, während der Herzog von Montmorenry meinte: „Voilà ce que j'ai vû dans ma vie de plus fort“ (das ist das Stärkste, was ich in meinem Leben gesehen habe.)

Um ein Viertel auf zwölf Uhr wurden endlich die Pforten geöffnet, und den in der Galerie sich befindenden Herren der Eintritt in den Marschallsaal gestattet.

Wenn die Tracht der Männer, sie trugen alle schwarze und kurze Beinkleider, etwas bunter gewesen, wenn es noch Mode wäre, unter Perrücken selbst dichten Haarwuchs zu verbergen, so hätte man sich an den Hof von Versailles versetzt wähnen können.

Die Damen, deren Toilette und Haarputz sowohl, als Tracht, Eleganz, Diamanten und Juwelenschmuck, dem glänzenden Hofe Ludwig XIV. und seiner Nachfolger keine Schande gemacht haben würde, standen in einem Halbkreise um die hohen Herrschaften herum, die, als die bis dahin Ausgeschlossenen Zulaß erhielten, auf ihren Thron- und anderen Sesseln Platz genommen hatten.

Der Czar hatte wieder seine strenge, kalte Miene angenommen und sprach fast nie ein Wort.

Der Kaiser sowohl als auch die Kaiserin sahen sehr heiter aus und König Wilhelm zeigte wieder das freundliche Gesicht, das ihm die Sympathie aller derer gewonnen hat, die sich ihm nähern konnten.

Der Großfürst-Thronfolger sah auch nicht heiter aus; der Kronprinz und der zweite Sohn des Czaren schienen jedoch in sehr guter Stimmung zu sein.

Als der Hof sich erhob und der Czar der Kaiserin die Hand dargereicht, wurden plötzlich die Thüren geöffnet, die vom Marschallsaale direct in den Garten hinab führen.

Der lange, breite Gang, der vom reservirten Theile des Tuileriengartens nach dem Concordienplatze führt, bildete einen wahren Feuerstrom,

von welchem die zu beiden Seiten des Weges liegenden hohen Bäume, die nicht illuminirt waren, die Ufer zu bilden schienen.

Am äußersten Ende dieser Flammenstraße prangte ein ungeheurer Stern, den russischen Andreasorden, so sagte man, darstellend. Er sollte eine neue Huldigung für den nordischen Kaiser sein.

Die Räume des reservirten Gartens waren mit Tausenden von bunten Lampen erleuchtet, die Wiesen und alle Blumenbeete mit Gaslämpchen eingefaßt, fast jede Blume hatte ihr Lämpchen, und darüber erhoben sich Hunderte von Feuerguirlanden. Die Springbrunnen warfen alle feurige Wasser; man bediente sich dazu des Anilin, den man mit electrischen Funken in Brand steckte. In dem reservirten Theile des Gartens brannten allein 25,000 Gaslämpchen.

Die Majestäten kamen dann nach dem Marschallsaale, um von ihren Thronsesseln herab den Tanzenden zuzusehen.

Kurz vor dem Souper wurde der Cotillon getanzt; er dauerte aber nicht lange, worauf die höchsten Herrschaften, sowie die zum Feste Befohlenen, sich nach dem ehemaligen Theatersaale begaben, wo der Kaiser Napoleon I. so gern die Fürsten um sich versammelte.

Der Saal war glänzend decorirt. Auf der ehemaligen Bühne, deren Hintergrund ein kleiner Garten mit den seltsamsten Bäumen, Pflanzen und Blumen zierte, war die Tafel aufgestellt, an der die höchsten Herrschaften soupiren sollten.

Zwei prachtvoll decorirte Treppen führten zu dem früheren Zuschauerplatze hinab, wo für die übrigen Gäste des Kaisers Tische bereitet worden waren.

Man hatte sich gegen halb drei Uhr zu Tische gesetzt und die Tafel dauerte bis gegen halb vier Uhr, wo sie zu Ende war.

Dies war das Zeichen zum Aufbruche und der Schluß des ganzen feenhaft glänzenden Festes. — — — —

Bei dem Besuche, welchen König Wilhelm am Tage vorher auf der Ausstellung machte, hatte man in Folge des verübten Attentats auf den Czaren, größere Vorsichtsmaßregeln getroffen. Man ließ Niemanden in die Nähe des Königs, und die Polizeiagenten benahmen sich ziemlich brutal.

Ein Mann, der nichts Arges dachte, ging in die Abtheilung hinein, wo sich der König befand. Zwei Agenten riefen ihm zu, er solle zurückbleiben. Er hörte aber nicht darauf, und nun sprangen die Agenten auf ihn zu und packten ihn am Arme. Ein kleiner Tumult entstand und der König, der aufmerksam wurde, trat plötzlich auf den Mann zu, der schon ziemlich bejahrt war und reichte ihm die Hand. Die Agenten ließen ihn

natürlich sofort los, und der König sprach mit demselben während einiger Minuten, indem er beim Fortgehen sagte:

„Mein lieber Geheimerath! Sie sind doch ein verdächtiger Mann, denn sonst hätte man Sie durchgelassen."

Der von den Agenten Gepackte war nämlich der Geheimerath, Professor Waagen aus Berlin.

Am 11. Juni gegen 7 Uhr Abends reisten der Czar, die beiden Großfürsten und deren Gefolge von Paris ab, um sich über Straßburg nach Darmstadt zu begeben.

Der Kaiser Napoleon, die Kaiserin Eugenie, der König von Preußen, der Kronprinz und Gefolge begleiteten den Kaiser von Rußland mittelst der Gürtelbahn nach dem Straßburger Bahnhofe, woselbst Abschied genommen wurde.

Der Dienerschaft im Palais Elysée, wo der Kaiser während seines pariser Aufenthaltes gewohnt hatte, hinterließ derselbe die Summe von funfzigtausend Francs.

Am Tage vor der Abreise empfing der Czar noch eine aus neun Engländern, meist in Paris angesiedelten Pfarrern und ihren Kirchendienern, zusammengesetzte Deputation, welche ihm eine von dreihundert der in Paris lebenden Engländer unterzeichnete Adresse überreichte, worin ihm herzlich Glück zu seiner Rettung aus der Hand des Meuchelmörders gewünscht wurde.

Der Czar redete die Deputation zuerst auf Englisch an, um ihr zu sagen, daß er besser Französisch als Englisch spreche und sagte ihr dann auf Französisch, daß ihn die Sympathie, welche ihm in der englischen Adresse ausgedrückt sei, tief rühre und daß sie dazu beitrage, die schmerzlichen Gefühle zu lindern, welche das Attentat in ihm erregt.

Er schüttelte hierauf dem Pfarrer Torbes, dem Sprecher der Deputation, herzlich die Hand und glaubte wahrscheinlich die Ceremonie sei vorüber, als ein anderer Pfarrer, Herr Davis, eine zweite lange Rede hielt, welche der Czar mit großer Geduld anhörte.

Herr Davis überreichte dem Czaren ein Buch, in welchem sich Uebersetzungen aus der Bibel in einhundert und zwanzig Sprachen befanden, so wie eine ins Chinesische übersetzte Bibel.

Nun schüttelte der Czar, welcher diese interressanten Bücher wohlwollend entgegen nahm, auch Herrn Davis die Hand, worauf die Ceremonie ihr Ende erreicht hatte. — — — —

Am Morgen des 12. Juni besuchte König Wilhelm abermals die Ausstellung, besichtigte dort die belgische, einige Abtheilungen der deutschen und österreichischen Ausstellung und dann die russischen Pferde.



Der Sultan Abdul Aziz.

Bei seinem, Tages vorher in der Ausstellung abgestatteten Besuche, widmete er den Geräthschaften für die Krankenpflege besondere Aufmerksamkeit.

Er stellte nähere Proben an und befahl auch einem der Leute, in

einen der Hängekörbe zu steigen. Als er darin lag, fragte ihn der König:

„Comme vous trouvez là de dans?“ (Wie befinden Sie sich darin?)

„Je m'y trouve très bien dur, monsieur,“ (Ich finde es hier sehr hart für mich, mein Herr,) antwortete der Mann, welcher nicht wußte, daß er den König vor sich habe.

Nach dem Besuche in der Ausstellung begab sich der König in die kaiserlichen Ställe, wo er über eine Stunde blieb.

Man führte dem Könige einige der schönsten Pferde vor, und er bewunderte vorzüglich die arabischen Hengste.

Die Ställe selbst, die mit ungeheurer Pracht ausgestattet sind, erregten gleichfalls sein großes Wohlgefallen.

Um ein Uhr war Dejeuner in den Tuilerien, worauf der König die Egouts, dieses unterirdische Paris, besichtigte, die Anlagen auf den Buttes de Chaumont und die großen Wasserbehälter von Menilmontant und Lavilette in Augenschein nahm, die einen großen Theil von Paris mit Wasser versorgen, das aus der Champagne kommt.

Hierauf speiste der König bei dem britischen Botschafter, Lord Cowley, und begab sich dann gegen elf Uhr Abends auf den Ball der preußischen Botschaft, auf welchem demnächst auch der Kaiser und die Kaiserin, begleitet vom Kronprinzen von Italien, Prinzen Humbert, und den übrigen Fürstlichkeiten erschienen.

Das französische Herrscherpaar verließ den Ball gegen zwei Uhr Morgens; eine halbe Stunde später kehrte auch König Wilhelm nach den Tuilerien zurück.

Der Ball war sehr glänzend, und der preußische Botschafter, Graf v. d. Golz, trug auf demselben das Großkreuz der Ehrenlegion, welches ihm eben verliehen worden war.

Das Fest selbst war viel gemüthlicher, als die ihm vorangegangenen, die freilich glänzender waren. Als eine Eigenthümlichkeit desselben ist zu bemerken, daß ein „Bierplätzchen“ eingerichtet war, wo bis zwei Uhr bereits vier Fässer ausgeleert waren.

Am 13. Juni besuchte König Wilhelm die Ausstellung zum letzten Male, machte sodann mehrere Abschiedsbesuche und dinirte in den Tuilerien.

Tags darauf reiste er um zehn Uhr Vormittags ab, um über Brüssel nach Berlin zurück zu kehren, während der Kronprinz bereits Abends zuvor um drei Viertel auf neun Uhr nach Baden-Baden abgereist war.

Bei seinem Abschiede hinterließ der König vierzigtausend und der Kronprinz dreißigtausend Francs für die Dienerschaft.

Während der Anwesenheit König Wilhelms in Paris wurden nahezu fünfhundert Gesuche um Verleihung preußischer Orden auf der preußischen Gesandtschaft eingereicht. Die Leute waren theils Franzosen, theils Fremde, welche die Gelegenheit benutzen wollten.

Auch an zweihundert Gesuche um eine Audienz wurden an den Grafen Bismarck gerichtet; er konnte aber kaum Muße genug finden, zehn dieser Bittsteller zu sprechen.

Was endlich die politische Seite der fürstlichen Besuche, namentlich des Königs Wilhelm, betrifft, so konnten natürlich darüber nur Gerüchte verbreitet sein; aber diese Gerüchte sind nichts desto weniger characteristisch und deshalb ist wohl der Mühe nicht unwerth, ihrer näher zu gedenken.

Bei einer Unterredung, die zwischen dem französischen Minister des Auswärtigen und dem Fürsten Gortschakoff stattgefunden haben soll, hat der Erstere angeblich auf den preußischen Ehrgeiz und die steigende Macht des preußischen Staates aufmerksam gemacht, und der Letztere, wie erzählt wurde, erwidert, daß Frankreich ja nicht glauben solle, Rußland sehe diese Thatsache mit solcher Gleichgültigkeit an, als in den Journalen verbreitet würde, es verfolge vielmehr die preußischen Bestrebungen auf das Aufmerksamste.

Andererseits wurde hervorgehoben, daß es den Anschein habe, als liege der Artikel V. des Prager Friedens dem Kaiser mehr am Herzen, als man zugeben wolle und in Bezug auf denselben sei versucht worden, den König Wilhelm zu bestimmten Zusagen zu drängen. Es sei Thatsache, daß, trotz gastfreundlicher Höflichkeit und Etiquette, von Napoleon III. privatim und persönlich dahin bezügliche Schritte bei dem Könige Wilhelm gethan worden seien.

Ebenso behauptete man, hätten zwischen Graf Bismarck und dem Marquis de Moustier verschiedene Unterredungen stattgefunden, in denen dasselbe Thema berührt worden.

Es heißt jedoch, der preußische Ministerpräsident habe nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß, wenn Preußen, Frankreich zu Liebe, den Artikel V. des Prager Friedens in einem weiteren Sinne auffassen würde, wie bisher geschehen, diese Concession durch ein Geschehenlassen der Dinge in Süddeutschland würde aufgewogen werden müssen.

Anspielungen dieser Art aber, so lauten die Gerüchte weiter, habe man am Allerwenigsten erwartet und in Folge dessen sei davon die Rede gewesen, Preußen möge für das Geschehenlassen der Dinge im vergangenen Jahre jetzt endlich jene Dankbarkeit bezeugen, die es bei Gelegenheit des Luxemburger Handels so sehr habe vermissen lassen.

Dies Alles sind indessen aber nur Gerüchte und zwar solche, die fran-

zösischen Ursprungs sind, die man aber eben gerade dieser ihrer Quelle wegen mittheilen muß, ohne aber in ihnen etwas Anderes finden zu wollen, als einen characteristischen Ausdruck von Partei-Wünschen und Hoffnungen, denen man kühn ins Auge schauen muß.

Sei dem indessen, wie es wolle, wir wenden uns nach diesen wenigen Andeutungen ab und angenehmeren Gegenständen zu, indem wir einige Worte über den Aufenthalt der Königin Augusta von Preußen in Paris sagen.

Wir unterbrechen zwar, wenn wir das hier thun, die Reihenfolge der Ereignisse, denn die Ankunft der hohen Frau fällt erst in eine etwas späteren Zeit, allein wir gewinnen dafür an Gleichartigkeit des zu vertheilenden überreichen Stoffes, und diese Rücksicht wird, denken wir, genügen, die Abweichung von der Zeitfolge genugsam zu rechtfertigen.

Die Königin Augusta reiste gegen Ende des Monats Juni nach England. Als sie in Dover den Boden Großbritaniens betrat, empfing sie der Viscount Torrigton und der preußische Botschafter Graf v. Bernstorf.

Mittags am 25. Juni war die Königin Augusta bereits in Windsor als Gast der Königin von England, nachdem sie in London auf dem Bahnhofe vom Prinzen von Wales empfangen, und nach Windsor geleitet worden war.

Am 30. Juni fuhr die Königin Augusta zum ersten Male nach London, woselbst sie der Prinzessin von Wales einen Besuch abstattete, dann das britische Museum und den Hortikulturgarten besichtigte und zum Diner nach Windsor zurückfuhr.

Am 2. Juli machte die Königin ihren zweiten Besuch in London, besuchte das Museum von South-Kensington, das St. Bartholomew-Hospital und Lambeth-Palace, die Residenz des Erzbischof von Canterbury.

Am 9. Juli verließ die hohe Frau London, schiffte sich in Folkestone nach Boulogne ein und kam Abends um drei Viertel auf zwölf Uhr in Paris an, woselbst sie auf dem Bahnhofe von sämmtlichen Mitgliedern der preußischen Botschaft empfangen wurde.

Sie begab sich im Wagen des Botschafters nach dem Hotel der preußischen Gesandtschaft.

Am 11. Juli besuchte die Königin Augusta die Ausstellung und zwar zunächst den Theil des Genfer internationalen Vereines für die Pflege kranker und verwundeter Krieger, mit besonderer Rücksicht auf den Berliner Centralverein.

Später besuchte sie die drei städtischen Wohlthätigkeitsanstalten und

begleitete die Kaiserin auf einer Spazierfahrt ins Boulogner Gehölz, nachdem sie am Vormittage noch das Stadthaus besichtigt hatte.

Tags darauf besichtigte die Königin die Sammlungen des Louvre und den Invalidendom und speiste sodann bei der Herzogin von Hamilton, nachdem sie abermals mit der Kaiserin Eugenie eine Spazierfahrt im Boulogner Gehölz gemacht hatte.

Am Vormittage des 13. Juli besuchte die Königin wiederum die Ausstellung und zwar speciell die preußische Abtheilung, begab sich dann in Begleitung des Großherzogs von Weimar nach der Conciergerie, um die dortigen Einrichtungen zu besichtigen, besuchte hierauf den Justizpalast und empfing darauf den Besuch König Ludwig I. von Baiern.

Abends wohnte sie zum ersten Male einer theatralischen Vorstellung bei und zwar Gounods neuester Oper: „Romeo und Julia.“

Am folgenden Tage besuchte die Königin Morgens um neun Uhr die Kirche, die evangelischen Schulen und Asyle der deutschen Arbeitercolonie in der Vorstadt Vilette, unweit der Buttes de Chaumont und wohnte dem Gottesdienste bei. Sodann fuhr sie in Begleitung des Großherzogs von Weimar und des preußischen Botschafters Grafen v. d. Golz nach St. Cloud, Versailles und Trianon und empfing nach ihrer Zurückkunft den Fürsten von Hohenzollern.

Am 15. Juli besuchte die Königin Augusta zum dritten Male die Ausstellung, später die kaiserlichen Archive und empfing sodann den Besuch des Kaisers Napoleon. Am Abende wohnte sie der Vorstellung im Theater français bei.

Am 16. Juli besuchte die Königin den Kirchhof Père Lachaise und das Hospital Lariboissière; machte am 17. um zwei Uhr Nachmittags ihren Abschiedsbesuch bei der Kaiserin in den Tuilerien und reiste um fünf Uhr über Köln nach Koblenz ab.

Elftes Kapitel.

Die Preisvertheilung.

Einer der merkwürdigsten und großartigsten Tage, während des Verlaufs der Industrie-Weltausstellung, war der 1. Juli, an welchem die Preisvertheilung in Gegenwart und unter Theilnahme des Kaisers Napo-

leon in dem Palais der Champs Elysées stattfand und es ist daher wohl gerechtfertigt, den Hergang dieser Festlichkeit ausführlich zu beschreiben.

Um halb zwei Uhr wurden die Thüren des Palastes geschlossen. Der Saal gewährte in diesem Augenblicke einen prachtvollen Anblick.

Die Sitze für die Zuschauer, welche sich an den vier Seiten hinzogen, waren, mit Ausnahme der Stelle, wo sich die Estrade für den Kaiser, die Kaiserin, den Sultan und ihren Gefolgen befand, dicht besetzt.

In der Mitte des großen Schiffes war ein Raum freigelassen, der in eine Art von Garten umgewandelt war, um welchen ein breiter Weg herumführte; den Garten zierten die schönsten Blumen. In der Mitte desselben waren die Trophäen der zehn Gruppen aufgestellt, um welche die Kommission einer jeden derselben und die, welche mit der goldenen Medaille bedacht waren, sich scharen sollten.

Die Kommissionen selbst mit den Preisgekrönten warteten, bis zur Eröffnung der Ceremonie, in den Nebensälen des Palastes.

Die Banner der Gruppen hatten alle verschiedene Farben; die erste, (schöne Künste), hatte ein weißes Banner, die zweite, (Material der freien Künste), ein veilchenfarbenes, die dritte, (Möbel), ein blaues, die vierte, (Kleidungsstücke), ein hellgrünes, die fünfte, (Rohstoffe), ein hellgelbes, die sechste, (Arbeiten der gemeinnützigen Künste), ein orangengelbes, die siebente, (Nahrungsmittel und Getränke), ein kirschrothes, die achte, (Ackerbau), ein rothbraunes, die neunte, (Gartenkunst), ein dunkelgrünes, die zehnte, (die Alles enthält, was nicht in den übrigen begriffen ist), ein ganz buntes; es bestand nämlich aus zwei rothen, zwei grünen, zwei blauen und einer grauen Farbe.

Alles, was Paris von Notabilitäten enthält, war in dem Saale anwesend, wohl an 18,000 Personen. Man erblickte die glänzendsten Toiletten, die glänzendsten Uniformen, die Costüme aller Länder und Völker. Was indessen den Damen erlassen war, die Strenge der Toilette, war dem männlichen Publikum vorgeschrieben; abgesehen von der Kniehose, war Standesuniform, oder weisbindiger Gesellschaftsanzug Bedingung des Eintritts. Das dumpfe Schwarz des Letzteren ging freilich fast unter in dem allverbreiteten Glanz der Ersteren.

Und welche Uniformen und Standestrachten sah man hier beisammen! Dort die von dicker Goldstickerei starrenden, blauen und violetten Fracks und Pantalons der französischen Staats- und Hofbeamten, die weiten Roben der Pariser Magistrate; hier die zinnoberrothen Talare der Londoner Citybehörden, die schwarzen Sammetfracks der Herren Aldermen mit den Stahldegen, den seidenen Kniehosen, den falschen Haar-

beuteln im Nacken, welche Tracht zu den stark backenbärtigen Gesichtern dieser Würdenträger oft auf das Wunderlichste zusammen stimmte.

Oder jene wahrhaft prächtigen Costüme mehrerer ungarischer Aristokraten, die im kurzen blau oder schwarz seidenen Rocke mit wallnußgroßen Edelsteinknöpfen den dunkelfarbenen, pelzverbrämten Sammetmantel, mit seinen aus Gold, Rubinen, Perlen und Emaillen gebildeten Agraffen und „Brandenbourgs" um die Schulter geworfen, den von Diamanten blitzenden Säbel am Gürtel, die rothen oder schwarzen Escarpins mit Halbstiefeln oder mit Goldfranzen besetzt, an den Beinen, den Kalpack mit dem Reiherbusch im Arme oder auf dem bärtigen Haupte, im ganzen Stolze ihres neubestätigten, siegesfrohen Nationalgefühls und Costüms daher paradirten.

Was aber will alle Schönheit ihrer Tracht besagen, gegen die der fließenden Gewande, die der Aegypter neben ihnen um seine Schultern drappirt, oder des rothen oder weißen Bournuß der vom braunen, edlen, bärtigen Haupt und Nacken arabischer Sheiks herniederwallt. Und was aller Glanz von Stoffen und Geweben, gegen den jener märchenhaft schönen und reichen Goldbrocate und räthselhaften Gewebe, welche die schwärzlichen Glieder der Siamesen und Cochinchinesen dort auf ihren Sitzen bekleiden.

Das ist eine Gesellschaft von Gestalten, die alle Physiognomik über den Haufen werfen kann.

Die eine dieser hinterindischen Excellenzen hat ihre hohe Gattin mitgebracht, die sich durch die kolossalen Ringe von solider schwerer Edelsteinpracht, welche sie an ihren langen, hageren, dunkelbraunen Knochenfingern trägt, ganz besonders auszeichnet.

Weniger glänzend als diese Kinder Asiens erscheinen ihre benachbarten Welttheilsgenossen, die Herren Chinesen, Japanesen und die spitzmützigen, unseren grünen Schützenkönigen ähnlich uniformirten Perser.

Nur ein und der andere vorgeschrittene Sprößling des „jungen China" prangt im eleganten Frack; die Mehrzahl dieser Männer des Ostens zog es vor, in ihren bequemen, weiten, seidenen oder baumwollenen Nationalgewändern zu erscheinen und ihre Würdezeichen, die Schwerter mit den langen, runden Griffen in dem umgürtenden Shawl, den Knopf und die Pfauenfeder der Mandarinen am Hute, zu tragen.

Unweit davon streckt ein fast ebenholzfarbiger, pockennarbiger, grauwolliger Onkel Tom, mit dem Kreuz der Ehrenlegion im Knopfloche des Fracks, sein würdiges Antlitz aus der weißen Cravatte und neben ihm kokettirt ein tadellos ausstaffirter, süßlächelnder junger Stutzer von Senegal, dessen Polysanderfarbe mit dem blendenden Battist auf seiner Brust

auf das Effectvollste kontrastirt, mit den weißen und rosigen Schönheiten von der Seine und Themse dicht hinter ihm.

An Raum fehlte es nicht; man konnte promeniren, ohne daß man auch nur zu fürchten brauchte, seinen Platz zu verlieren.

Im Saale selbst herrschte Halbdunkel; man hatte nämlich unter der Glasdecke ein ungeheures, mit Sternen besätes Velum angebracht. Es gab dem Ganzen eine ins Graue spielende Farbe, was sich nicht gut machte.

Der Thron gewährte einen prächtigen Anblick. Der Himmel, welcher ihn bedeckte, war von einer ungeheuren Höhe; zahllose Fahnen, von den größten Dimensionen schmückten denselben.

Unter den gewöhnlichen Zuschauern befand sich auch der Vicekönig von Aegypten. Er wohnte dem Feste, so zu sagen, incognito bei, obgleich er seinen Fez trug und von seinem Gefolge, sogar von den Personen umgeben war, welche ihm der Kaiser zugeschickt hatte.

Es schien ihm sehr heiß zu sein, denn er hatte seine Handschuhe ausgezogen und sie in seine Westentasche gesteckt.

Von 11 Uhr an trugen die Musiker, welche den ganzen, nach dem Concordienplatz zu gelegenen, hinteren Theil des Industriepalastes einnahmen, einige Stücke vor; das Geräusch, welches sie machten, hörte man aber in dem ungeheuren Raume fast gar nicht.

Gegen halb zwei Uhr hatte Alles Platz genommen; das allgemeine Summen schwieg, es breitete sich eine feierliche Stille über die ungeheure Versammlung.

Der Dirigent des Orchesters, ein prächtiger Künstlerkopf, erhob seinen Stab, und im mächtigen Vollklang von Hunderten von Instrumenten brausten jene grollenden, stürmischen, ernsten Passagen, voll erhabenen Trotzes, wechselnd mit jenen süßschmerzlichen, klagenden, wie in holden Thränen flehenden Accorden, welche Glucks Ouvertüre zu Iphigenia in Aulis einleiten, durch den weiten Raum dahin.

Auf einen solchen Anfang hätten freilich andere Dinge folgen müssen, als die im ferneren Verlauf der Feier noch gebotenen musikalischen Leistungen, um nicht dagegen abzufallen. Sie waren aber leider von der allerschlimmsten Art.

Die Cantate von Coppé, von dreitausend Sängern und Musikern exekutirt, hielt sich streng in dem beliebten Character des Café-chantant-Gedudels. Und Rossini's viel besprochene „dem Kaiser und seinem tapferen Volke" gewidmete Hymne, erhob sich in allen ihren Theilen so wenig über die Circusquadrille und den Galopp, daß die prämiditirte Schlußwirkung nahe daran war, in ihr komisches Gegentheil umzuschlagen.

Glücklicher Weise stürmten gleichzeitig mit ihr und vor ihrem Be-

ginne Eindrücke auf das Auge ein, welche die gesammte Auffassungs- und Beobachtungskraft so vollständig in Anspruch zu nehmen geeignet waren, daß kaum noch Etwas davon frei blieb, um sich über die begleitende Tanzmusik zu ärgern.

Gleich nach dem Schlusse der ersten Piece war unter den, um den Thron in voller Galla wachbaltenden Hundertgarden und den dort gruppirten Würdenträgern, eine plötzliche Unruhe, ein Hin- und Hergehen eingetreten, welche deutlich verkündeten, daß der Kaiserliche Zug den Palast betreten hatte.

Alsbald zogen die Kommissionen und die mit den goldenen Medaillen beehrten Aussteller in den Saal und schaarten sich um die Trophäen. Man hatte an denselben herum Sitze für sie errichtet. An der Spitze der ersten Gruppe (Künste) befand sich der Graf v. Niewekerke, Kaiserlicher Generalintendant der schönen Künste, eine, trotz des grauen Haupt- und Barthaares wohl conservirte, imposante Gestalt, das schönste männliche Repräsentationsstück eines Kunstdepartements-Dirigenten.

Der Kaiser Napoleon III., der in großer Generalsuniform war, die Kaiserin zu seiner Linken, in weißseidenem Kleide mit einer ungeheuren Schleppe und einem weißen Schleier, der vom Nacken hernieder wallte, zu seiner Rechten der Sultan, in glänzender Uniform, neben diesem der Kaiserliche Prinz, in schwarzem Sammetwams und kurzen, weiten Beinkleidern mit rothen Strümpfen, der Prinz von Wales, in rother Uniform, die Herzogin von Mouchy, in einer prachtvollen Robe von blaßroth mit Spitzen und Gold; auf der anderen Seite neben der Kaiserin, der Kronprinz von Preußen, die Prinzessin Clotilde in blaßlila Seide, der Neffe oder Sohn des Sultans, Graf und Gräfin von Flandern, der Prinz Humbert von Italien, der Herzog von Aosta, Prinz Napoleon und die Prinzessin Mathilde in grüner Seide, nebst den übrigen Prinzen und Prinzessinnen, traten durch die Thür ein, welche sich auf der rechten Seite des Salons hinter dem Throne befand.

Das Gefolge der Fürsten und Fürstinnen, die Marschälle und Adjutanten aller Nationen und Uniformen, die Hofbeamten, die Damen und Senatoren, die Garden zogen durch die Thür auf der linken Seite ein und ließen sich theils auf den Sesseln des obersten Plateaus nieder, oder stellten sich theils dahinter oder seitlich die Stufen aufwärts, auf.

Der Kaiser saß in der Mitte, zu seiner Rechten der Sultan und zu seiner Linken die Kaiserin, neben dieser der Kronprinz von Preußen und neben dem Sultan der Prinz von Wales. Der Prinz Napoleon saß auf der Seite der Kaiserin und der Herzog von Cambridge auf der des Sultans.

Nächst der Kaiserin, deren Schönheit noch keine Einbuße gelitten hat,

und dem Kaiser, dessen Haltung all den ihm angedichteten tödtlichen Krankheitszuständen auf das Entschiedenste widersprach, richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit am Meisten auf den Sultan, den ersten Beherrscher aller Gläubigen, der in Frieden und Freundschaft eine christliche Stadt betreten.

Wie er da saß, malerisch frei und bequem auf seinem Sessel, etwas vorgebeugt, die Linke auf den Schenkel gestützt, in seiner von Gold starrenden, schwarzen Uniform, die tiefen, großen dunklen Augen unter dem weit in die Stirne gezogenen Fez hervor in die Versammlung vor ihm gerichtet, machte er eine mehr gewinnende und fesselnde als eigentlich imponirende Erscheinung.

Inzwischen schmetterten die Sänger in Schwarz und die Sängerinnen in Weiß, unter welchen Letzteren die reizendsten jungen Blüthen der pariser Opernchöre ziemlich dicht gesäet waren, mit allen Instrumenten um die Wette in immer rapideren Polka- und Quadrillerythmen ihre Kaiserhymne heraus, immer lauter, immer jubelnder wurde die Schlußphrase der Kantate: „vive l'empereur, vive l'empereur," und in all den klingenden Jubel stimmte im höchsten Momente plötzlich das Geläut aller Glocken, Pauken und Kanonenschläge ein, — ein ganz hübsch berechneter Effect, wie verschieden sein Eindruck auf das Publikum auch immerhin war.

Nach dieser Einleitung ging es an die eigentliche Arbeit des Tages.

Der Staatsminister Rouher trat hervor und stattete dem Kaiser seinen Bericht ab, auf welchen dieser in folgender Rede erwiderte:

„Meine Herren!

„Nach einem Zeitraum von zwölf Jahren komme ich zum zweiten Male Belohnungen an Diejenigen auszutheilen, die sich am Meisten bei diesen Arbeiten, welche die Nationen bereichern, das Leben verschönern und die Sitten mildern, ausgezeichnet haben.

„In den Festen des Alterthums beging man in glänzender Weise feierliche Spiele, in denen die verschiedenen Völkerschaften Griechenlands um den Preis des Wettrennens mit einander kämpften.

„Was würden jene heute sagen, wenn sie diesen olympischen Spielen der ganzen Welt beiwohnten, bei welchen alle Völker, in Intelligenz mit einander wetteifern, zur selben Zeit in die unendliche Bahn des Fortschrittes zu eilen scheinen, einem Ideale zu, dem man sich unablässig nähert, ohne es jemals erreichen zu können?

„Von allen Punkten der Erde sind die Vertreter der Wissenschaften, der Künste und der Industrie mit Eifer herbeigeeilt und man darf sagen, daß Völker und Könige gekommen sind, um die Anstrengungen der Arbeit

zu ehren und durch ihre Gegenwart mit dem Gedanken der Versöhnung und des Friedens zu krönen.

„In der That, bei diesen großen Vereinigungen, welche nur die materiellen Interessen zum Gegenstande zu haben scheinen, ist es immer ein Gedanke der Sittlichkeit, der aus dem geistigen Wettkampfe zu Tage tritt: der Gedanke der Eintracht und Civilisation.

„Indem die Nationen sich einander nähern, lernen sie sich kennen und schätzen. Der Haß erlischt und die Wahrheit gewinnt immer größere Beglaubigung: daß das Gedeihen jedes einzelnen Landes beiträgt zu dem Gedeihen aller Länder.

„Die Ausstellung von 1867 kann sich mit Recht eine „allgemeine" nennen; denn sie vereinigt die Elemente aller Reichthümer des Erdballs.

„Neben den letzten Vervollkommnungen der modernen Kunst erscheinen die Producte der entferntesten Zeitalter, so daß diese Ausstellung zu gleicher Zeit den Genius aller Jahrhunderte und aller Nationen darstellt.

„Sie ist eine allgemeine: denn neben den Wundern, welche der Luxus für einige Wenige erzeugt, hat sie ihre besondere Sorgfalt auf die Bedürfnisse der große Masse gerichtet.

„Niemals haben die Interessen der arbeitenden Klassen eine größere Sorgfalt rege gemacht.

„Die moralischen und materiellen Bedürfnisse derselben, die Erziehung, die Bedingungen eines billigen Lebensunterhaltes, die erfolgreichsten Systeme des Genossenschaftswesens, sind der Gegenstand ausdauerndster Untersuchungen und ernster Studien gewesen.

„So schreiten alle Verbesserungen in gleicher Linie vorwärts.

„Wenn die Wissenschaft die Arbeit entfesselt, indem sie sich zum Herren des Stoffes macht, so erhebt die Bildung der Seele die ganze Menschheit, indem sie Laster, Vorurtheile, niedrige Leidenschaften bewältigt.

„Wünschen wir uns Glück, meine Herren, daß wir bei uns den größten Theil der Souveraine und Fürsten Europas, nebst so vielen eifrigen Besuchern empfangen haben.

„Seien wir gleichfalls stolz darauf, daß wir ihnen Frankreich gezeigt haben, so wie es ist, groß, blühend und frei.

„Man müßte jedes patriotischen Vertrauens baar sein, wollte man an der Größe Frankreichs zweifeln; man müßte seine Augen den Thatsachen verschließen, wollte man seine Blüthe leugnen; man müßte seine Institutionen verkennen, welche bisweilen bis zur Grenze der Willkühr tolerant sind, wollte man in ihnen nicht die Freiheit erblicken.

„Die Fremden haben dieses Frankreich beurtheilen können, das einst so unruhig war und diese seine Unruhe weit über dessen Grenzen hinaus

geworfen hat, und heute so arbeitsam und ruhig ist, stets fruchtbar an edlen Ideen, stets bedacht, seinen Genius für die verschiedensten Wunderwerke aufzubieten und niemals in Gefahr, sich durch materielle Genüsse entnerven zu lassen.

„Aufmerksame Geister werden ohne Mühe zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß ungeachtet der Entwicklung des Reichthums, ungeachtet der Hinneigung zum Wohlleben, der Pulsschlag des nationalen Lebens stets in lebhaftere Bewegung zu gerathen geneigt ist, so bald es sich um Ehre und Vaterland handelt. Doch diese edle Empfindung ist keineswegs darnach angethan, ein Gegenstand der Furcht für die Ruhe der Welt zu sein.

„Mögen Diejenigen, welche einige Zeit unter uns verlebt haben, in ihre Heimath eine richtige Anschauung von unserem Vaterlande mit sich nehmen, mögen sie überzeugt sein von den Gefühlen der Achtung und der Sympathie, welche wir für die fremden Nationen hegen, so wie von unserem lebhaften Wunsche mit ihnen in Frieden zu leben.

„Ich danke der kaiserlichen Kommission, den Mitgliedern der Jury, sowie den verschiedenen Comités für den einsichtsvollen Eifer, welchen sie in der Ausführung ihrer Aufgabe entwickelt haben.

„Ich danke Ihnen auch im Namen des Kaiserlichen Prinzen, welchen ich glücklich war, ungeachtet seines jugendlichen Alters, zu diesem großartigen Unternehmen, dessen Andenken er stets bewahren wird, heranziehen zu können.

„Die Ausstellung von 1867 wird, wie ich hoffe, eine neue Aera für die Harmonie und den Fortschritt der Menschheit bezeichnen.

„Ueberzeugt, daß die Vorsehung die Anstrengungen aller Derjenigen segnet, welche, wie wir, das Gute wollen, glaube ich an den endgültigen Triumph der großen Principien der Moral und Gerechtigkeit, welche allein, indem sie allen legitimen Bestrebungen Genüge leisten, im Stande sind, die Throne zu befestigen, die Völker zu heben und die Menschheit zu veredeln."

Nach dieser Rede begann der Minister die Namen der decorirten und der mit dem großen Ehrenpreise oder mit der ersten Medaille Prämiirten vorzulesen, mit der Gruppe der schönen Künste beginnend.

Sobald der Name aufgerufen wurde, stieg der Gerufene die Stufen des Thrones hinan, der Kaiser reichte ihm das betreffende Etui, die Kaiserin schenkte ihm ein freundlich verbindliches Lächeln und Verneigen in zahlreichen feinsten Abstufungen der Huld oder Vertrautheit, und der Glückliche, so vor den Augen der versammelten Welt Geehrte, trat wieder zurück und in die Reihen.

Lauter Jubel durchtönte den Saal, als der, für den kein höchster

Ehrenlohn zu hoch wäre, um seiner unerreichten Kunst angemessen und würdig zu sein, Meissonier vortrat, und ein kaum geringerer, als Gerôme's hageres, bräunlich fahles, markirtes Antlitz oben sichtbar wurde.

Und mit einer eigenthümlichen, innigen Befriedigung sah wohl jeder deutsche Zuschauer unseres Knaus feste, kräftige, kleine Gestalt die Stufen raschen Schrittes hinansteigen, um den großen Preis in Empfang zu nehmen. Bald wurde er zur höchsten Ueberraschung noch einmal aufgerufen, um aus des Kaisers Hand das Offizierkreuz der Ehrenlegion in Empfang zu nehmen.

Wenn eine Gruppe absolvirt war, rückte die nächste in deren Stand ein und so konnte man den ganzen Zug, auch den bis dahin weiter hinten aufgestellt Gewesenen, an sich vorüberschreiten sehen.

In keiner Gruppe fehlte es an wohlbekannten deutschen Gesichtern.

Beim Schlusse der Preisvertheilung trat der Kaiserliche Prinz vor und überreichte als „Präsident der Ausstellungscommission,“ seinem hohen Vater die goldene Medaille, die er sich in der zehnten Gruppe erworben hatte.

Diese Episode rief viele Vivats hervor.

Die Musikcorps begannen hierauf Märsche zu spielen, und die hohen Herrschaften nebst Gefolge traten dann den im Programm vorgeschriebenen Ummarsch durch das Schiff des Palastes an.

Gegen 4 Uhr war der Umgang und, mit ihm, das Fest zu Ende.

Die 18,500 vertheilten Preise scheiden sich in 60 große Preise, 900 goldene, 3600 silberne, 5000 bronzene Medaillen und etwa 9000 ehrenvolle Erwähnungen.

Wir verbinden hiermit gleich die Resultate der musikalischen Konkurrenz, obwohl dieser Wettkampf und die Preisvertheilung erst später, am 21. Juli, stattfand.

Die Jury für diesen in dem Palaste der Champs Elysée's gehaltenen Wettkampf der Militairmusik bestand aus dem Senator General Mellinet, als Präsidenten, und den Herren Felix Bamberger, preußischen Consul in Paris, Georg Kastner, Ambroise Thomas, Mitgliedern des Instituts Bamberg, Boulanger, v. Bülow, Jules Cohen, Oskar Commettant, Dachauer, Felicien Divid, Leo Delibes, Elwart, de Fuentes, Grisar, Hanswick, de Lajarte, Nicolai, Romero y Andia, General Rose, Semek, de Villers und Emil Jonas, Secretair.

Die zur Aufführung gebrachten Musikstücke waren nach der Reihenfolge der ertheilten Preise die folgenden:

Die drei großen Preise erhielten: Oesterreich, Regiment Herzog von Würtemberg, sechsundsiebzig Mann, Ouvertüre zu Wilhelm Tell.

Preußen, zweites Garderegiment und Gardegrenadiere Kaiser Franz, zusammen neunzig Mann, Phantasie aus dem Propheten.

Garde von Paris, sechsundfünfzig Mann, Chor und Marsch aus Lohengrin.

Die zweiten Preise erhielten: die Guiden der Kaiserlichen Garde, zweiundsechszig Mann, Phantasie über den Carneval von Venedig.

Belgien, Grenadiere, neunundfünfzig Mann, Phantasie aus Wilhelm Tell.

Baiern, erstes Infanterieregiment, einundfünfzig Mann, Introduction und Hochzeitschor aus Lohengrin.

Zwei dritte Preise: Rußland, Garde-Cavallerie, einundsiebenzig Mann, Ouvertüre zu „das Leben für den Czaren."

Holland, Grenadiere und Jäger, zusammen sechsundfünfzig Mann, Phantasie aus Faust.

Zwei vierte Preise: Spanien, erste Grenadierregiment, vierundsechzig Mann, Phantasie über Nationalmelodien, und Baden, Gardegrenadiere, vierundfünfzig Mann, Finale aus Loreley.

Ursprünglich war es im Voraus feststehende Absicht gewesen, den ersten großen Ehrenpreis in diesem Wettstreite der Töne sich nicht entgehen und ja vor Allem nicht den Preußen zukommen zu lassen; aber als es nun zur Entscheidung kam, war doch die moralische Macht der gerechten Sache schließlich zu groß, um ihr offen entgegen treten zu können.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, was es heißt und was es wirkt, wenn Wieprecht sich erhebt und seine Stürme entfesselt.

Trotz des ungeheuren Raumes des alten Industriepalastes in den Champs Elisées, dessen märchenhaft schöne Decoration, mit einziger Hinwegnahme des Thrones, dieselbe, wie am oben geschilderten Preisvertheilungsfeste geblieben war, machten diese gewaltig schwellenden von ihres Meisters Wink gelenkten Klangmassen auf Sinn und Seele der, nicht entfernt an eine ähnliche Vollendung gewöhnten, Pariser Hörer einen ganz außerordentlichen Eindruck.

Hätte die allgemein kundgegebene öffentliche Stimme abzuurtheilen gehabt, so wäre — dies gesteht auch die Presse zu — der erste Siegespreis, den die Jury aus internationaler Höflichkeit und nationaler Eigenliebe, gleichzeitig auch den Oesterreichern und Franzosen zugesprochen hat, ausschließlich und unbedingt den Preußen geworden.

Und Wieprecht, der würdige und populäre Meister, dessen Stab die Seinigen zum Siege geführt hatte, trug als Belohnung, außer seinem Antheile an dem Preise, welchen er seinen Musikern überließ, das Kreuz der Ehrenlegion davon.

Zwölftes Kapitel.

Der Orient in Paris.

Für uns Abendländer hat der Orient, so lange wir denselben kennen, immer etwas Märchenhaftes, Wunderbares gehabt und nicht allein die dortige Natur mit ihren Palmen, seltsamen Thieren und Wüsten, sondern auch die Menschen, ihr Thun und Treiben, ihre Einrichtungen und Verhältnisse, ihre persönliche Erscheinung und ihre Umgebung sind für die Masse der europäischen Bevölkerung von diesem eigenthümlichen Glanze umstrahlt.

Es ist daher natürlich, daß der angekündigte Besuch sowohl des Vicekönigs von Aegypten, als des Sultans, von der in Paris zur Weltausstellung versammelten Masse der Fremden wie der Einheimischen, mit der größten Ungeduld und der gespanntesten Neugierde erwartet wurde.

Der Erste, welcher in Paris erschien, war der Vicekönig von Aegypten. Er kam am 15. Juni in Toulon an und wurde von den Kanonen der Festung und der Schiffe begrüßt.

Er zeigte auf seiner Reise nach Paris eine merkwürdige Eile; denn er lehnte in Lyon officiellen Empfang, Rast und Diner ab, um nur nicht aufgehalten zu werden und auf das Allerschleunigste, noch vor Nachts, in der Hauptstadt Frankreichs einzutreffen.

Dies sonderbare Benehmen ließ die Vermuthung laut werden, daß dies gekrönte Haupt vielleicht, so gut wie der Czar, zu solcher Eile von dem anerkennenswerthen Wunsch und Eifer getrieben worden sei, eines großen dramatischen Genusses noch theilhaftig werden zu können, der am Abende desselben Tages denen bevorstand, die es eben vermochten, sich einen Platz im Theater der Porte Sct. Martin zu erobern, die erste Wiederaufführung der neu in Scene gesetzten Feerie der „biche au bois,“ welche allerdings in ihrer Darstellung Partien hat, die wohl selbst eines ägyptischen Vicekönigs Sinn und Geschmack hohe Befriedigung gewähren können.

Es ist indessen auch ebenso wohl möglich, daß den hohen Gast dieselbe Erwartung und gespannte Neugier nach dem modernen Babel und seinen Wundern trieb, womit man dort seiner harrte.

Möge dem jedoch sein wie ihm wolle, am Abende des 16. Juni um

fünf Uhr traf der Vicekönig von Aegypten auf dem Bahnhofe von Paris ein.

Der Kaiser fuhr ihm nicht entgegen, da der neue Gast nur ein Halb-Souverain ist, aber man hatte dafür nach dem Eisenbahnhofe sechs Gala-Hofwagen für ihn und sein Gefolge gesandt, und dort ein Bataillon Infanterie nebst Fahne, Oberst und Musik aufgestellt.

Außerdem befand sich dort noch eine Schwadron Lanciers, dazu bestimmt, die Escorte des Vicekönigs zu bilden.

Der Bahnhof hatte ein eigenthümliches Aussehen. Am Eingange des Hauptgebäudes war ein großes Portal erbaut, welches ein Vorhang aus grünem Sammet, mit Gold verbrämt, schmückte.

Eine große Anzahl Asiaten und Afrikaner, — sie waren alle bis in die nächste Nähe des Portals zugelassen worden, — Türken, Beduinen, Aegyptier, Araber, waren am Portal versammelt, sowie alle Mitglieder der hiesigen ägyptischen Schule.

Die ganze türkische Botschaft, mehrere hohe, französische Beamte und andere hochgestellte Persönlichkeiten hatten sich im Innern des Bahnhofes eingefunden.

Der Vicekönig fuhr durch die Rue Rivoli nach den Tuilerien. Bei seiner Ankunft daselbst begrüßte er den Kaiser und die Kaiserin, worauf er sich in den Pavillon Marsan begab, wo er während seines Pariser Aufenthaltes wohnte.

Der Vicekönig, der weder groß ist, noch ein hübsches Gesicht hat, seine Nase ist besonders häßlich, war, wie auch sein ganzes Gefolge, in Uniform; alle trugen den Fez.

Gleich nach seiner Ankunft im Pavillon Marsan setzte er die ganze Hofwelt durch die Mannigfaltigkeit seiner Gesten lebhaft in Erstaunen, da er sich nicht auf Arm- und Handbewegung allein beschränkte, sondern auch Oberoffizieren seiner Umgebung gewisse Dinge in fußgreiflicher Weise klar machte.

Als sein großes Gefolge sich mit ihm im Pavillon Marsan häuslich niederlassen wollte, und die ihm beigegebenen französischen Offiziere sich mit deren Unterbringung befaßten, rief Ismael Pascha denselben zu:

„Ne vous occupez donc pas de ces gens la.“ („Beschäftigen Sie sich doch nicht mit den Leuten da.) Ich will den Kaiser nicht geniren; ins Hotel mit den Leuten!“

Und so mußte sein ganzes Gefolge, vier Offiziere allein ausgenommen, wieder ausquartiert und in einem Gasthofe untergebracht werden.

Natürlicher Weise fehlte der Vicekönig auch nicht bei Spazierfahrten im boulogner Gehölze. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck seine

Hoheit vom Nil mitten unter den zierlichen Cabriolets und den prächtigen Wagen der schönen und vornehmen Welt dahinfahren zu sehen. Der Wagen, dem ein kaiserlicher Piqueur vorritt, gehörte zu den prächtigsten unter den vorhandenen Equipagen und die vier davorgespannten Braunen waren auserlesene Thiere.

In dieser Equipage befand sich, begleitet von einem eleganten Hut- und zwei jüngeren Fezträgern, der Vicekönig von Aegypten.

Er lag in der Wagenecke und zeigte der neugierigen Pariser Modewelt seine untersetzte Gestalt und sein breites, derbes, bärtiges Gesicht mit den gedrückten kleinen Augen unter der vom rothen Fez fast bedeckten niederen Stirn.

Das Antlitz dieses würdigen Muhamedaners zeugt wahrlich nicht von Kunstbegeisterung oder Kunstverlangen; aber dennoch und trotzdem besitzt er eine besonders schätzbare Seite, welche mit solchen Neigungen leider bei den damit Begabten nicht immer im gleichen Verhältnisse verbunden ist; er kauft Kunstgegenstände und zwar in reichlichem Maaße.

An Einem der Tage, welchen er dem Besuche der Ausstellung widmete, wurde er endlich müde, zog sich in seinen Pavillon zurück und warf sich auf die Polster des Divans, um zu schlafen. Aber im Begriff, seine hohen Augen zu schließen, fällt ihm ein, daß er hier auf der Ausstellung auch schlafend noch Etwas für seine freundlichen Wirthe thun müsse.

„Kaufen Sie inzwischen Kunstgegenstände für mich,“ wendete er sich an seinen Führer und Begleiter Herrn Raimbeaux.

„Aber welcher Gattung?“

„Ist gleichgültig.“

„Und für welche Summe?“

„Wie Sie wollen! sagen wir für 200,000 Francs.“

Und dieser Auftrag wurde auf das Gewissenhafteste und Pünktlichste ausgeführt.

Wie sonderbar indessen das Betragen des Vicekönigs von Aegypten auch sein mochte, so gehört er doch zu Denjenigen, welche die Ausstellung auf ebenso originelle, als interessante und belehrende Weise beschickt haben.

Die ägyptische Abtheilung der Ausstellung gehört zu den characteristischen derselben und der Vicekönig hat, wie kein anderer der Orientalen, dafür gesorgt, daß sein Land einen ehrenvollen Rang unter den Ausstellern einnehmen möge.

Ehrlicher und gründlicher hat es sich kein anderer angelegen sein lassen, das möglichst vollständige Bild aller, seinem Lande und seinen Völkern eigenthümlichen Thätigkeiten und ihrer Resustate zu geben, als er.

Als dem Vicekönig von Aegypten die Ankunft des Sultans auf französischen Boden gemeldet wurde, reiste er ihm bis Dijon entgegen, um ihm seine Huldigung darzubringen.

Um halb vier Uhr Nachmittags kam der Sultan am dreißigsten Juni nach Paris. Er wurde vom Kaiser Napoleon, vom Prinzen Napoleon und den hohen Würdenträgern auf dem Lyonner Bahnhofe empfangen. Der Bahnhof war auf das prächtigste geschmückt.

Als der Eisenbahnzug angelangt war, sprang der Sultan aus dem Wagen und reichte dem Kaiser die Hand zur freundlichen Begrüßung.

Hierauf folgte die Vorstellung der gegenseitigen Begleiter, die ziemlich schnell von Statten ging und Alle begaben sich hierauf in den Salon zurück.

Das Musikcorps der Garde-Jäger spielte beim Eintritte des Sultan einen türkischen Marsch. Der Aufenthalt Ihrer Majestäten im Salon währte nicht lange.

Der Sultan, der Kaiser, Prinz Napoleon und Fuad Pascha fuhr in einem Wagen rasch durch die Rue de Lyon und die Rue de Rivoli nach den Tuilerien.

Auf dem Wege dahin hatte sich eine Unmasse Menschen versammelt, gerufen wurde aber sehr wenig, wie man auch nicht viel Fahnen an den Häusern bemerkte. Türkische Fahnen sah man nur sehr selten. Um Punkt halb fünf Uhr traf der Zug in den Tuilerien ein.

Die Kaiserin empfing den Sultan an dem unterem Theile der großen Treppe. Er wurde hierauf nach dem Marschallssaale geleitet, wo die Vorstellungen stattfanden.

Dies dauerte ungefähr eine halbe Stunde, worauf der Sultan und sein Gefolge wieder zu Wagen stiegen, um vom Kaiser Napoleon nach dem Palast Elysée geleitet zu werden. Sie fuhren durch den Tuileriengarten und die Champs Elysées. Der Tuileriengarten bot einen äußerst freundlichen Anblick dar. Es befanden sich dort nur Frauen und Kinder, alle in reizender Toilette, und der Sultan schien ganz entzückt dreinzuschauen.

Im Elysée angekommen, konnte der Sultan sich aber wieder in die Türkei versetzt wähnen, denn dort empfing ihn türkische Musik.

Der Kaiser, und dies muß man als eine besondere Aufmerksamkeit betrachten, hatte nämlich dem Sultan die Turkos, also seine Glaubensgenossen, als Ehrenwache zugetheilt.

Aber auch in anderer Beziehung hatte man mit Sorgfalt auf die türkischen Sitten Rücksicht genommen, so daß der Sultan, insoweit sich das thun ließ, den Gebräuchen seines Landes ganz gemäß leben konnte.

Für die von seiner Religion vorgeschriebenen Waschungen konnte er sich des Nilwassers bedienen, von welchem man eine große Quantität hatte nach Paris kommen lassen, die man in einem Bassin des Elysée aufbewahrte.

In dem Speisesaale des Sultans war ein Mucharalei, eine Art von Schirm aufgestellt. Dieser ist mit Hunderten von Löchern versehen, was dem Sultan verstattet, seine Gäste zu sehen und mit ihnen zu sprechen, ohne von ihnen erblickt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Sultans verschiedene große Feste in Aussicht genommen; so wollte die türkische Botschaft ihm einen Ball geben, für welchen man bereits einen Saal erbaut hatte, dessen Hintergrund eine Aussicht auf den Bosporus darstellte und auf dem pariser Stadthause wurden große Vorbereitungen zu einem glänzenden Ballfeste getroffen.

Allein die traurige, officiell gemeldete Nachricht vom Tode des Kaiser Maximilian von Mexico machte diesem Allem ein Ende, da während der tiefen Hoftrauer dergleichen Feste unpassend gewesen wären. Nur die große Revue, welche der Feierlichkeit der Hoftrauer, dem Ermessen nach, keinen Abbruch that, wurde am Nachmittage des 8. Juli abgehalten.

Zehn Minuten vor vier Uhr verließen der Sultan und der Kaiser mit ihrem Gefolge die Tuilerien. Ganz gegen die bisherigen Gewohnheiten befand sich der Kaiser, dem eine Abtheilung Hundertgarden voranritt, ungefähr zehn Schritt seinem Gefolge voraus.

Der Sultan befand sich nicht an seiner Seite, sondern ritt an der Spitze des Gefolges. Der Kaiser trug die gewöhnliche Generalsuniform und ritt ein braunes Pferd.

Obgleich der Sultan, so zu sagen, von einer großen Anzahl glänzender Uniformen umgeben war, — man bemerkte darunter viele türkische Uniformen, eine preußische, eine österreichische, italienische, albanesische, montenegrinische und andere, sowie auch einige arabischen Schnittes — so war sein Kostüm doch so glänzend, (er war ganz mit Gold und Diamanten bedeckt und sein Fez schmückte eine Feder, die durch einen großen Diamanten an demselben befestigt war) und zugleich so geschmackvoll und ritt seinen weißen, etwas in's Graue hinüber schimmernden Hengst mit einer solchen Grazie, daß er allgemeine Bewunderung erregte und den Kaiser vollständig verdunkelte.

Der Kaiser sah übrigens sehr melancholisch aus; obwohl er sehr freundlich grüßte, wie auch der Sultan.

Was den Sultan anbelangt, so zogen die Leute vor ihm den Hut ab aber sie riefen nicht, weil sie meinten, der Sultan verstehe ja doch kein Französisch.

Als man aus den Tuilerieengarten heraus ritt, befand sich der Kaiser in der Mitte.

Die Truppen waren auf einer ungeheuren Linie vertheilt und boten deshalb keinen Gesammtanblick. Beim Erscheinen des Kaisers, seiner Gäste und seines Gefolges, spielten die Truppen den türkischen Marsch; kaum waren sie aber vorbei, so gingen sie zu „Reine Hortense“ über.

Dem Sultan muß der Anblick dieser Truppen, welche ihren Trauerflor für den Tag abgelegt hatten, ein eigenthümliches Gefühl erregt haben.

Der größte Theil der Regimenter, welche man ihm vorführte, war in der Krim gewesen, und viele Soldaten trugen noch die Krimmedaille.

Der Menge gefiel der Sultan äußerst, denn er ist keineswegs häßlich und hat ein freundliches Gesicht. Er ist unter Mittelgröße, aber von kräftigem, untersetzten Bau. Seine Züge sind fein geschnitten und vom reinsten orientalischen Gepräge. Das blasse Gesicht, aus dem die dunklen Augen träumerisch unter den schwarzen Brauen hinausblicken, hat einen überaus sanften Ausdruck. Sein Haar ist kurz und bereits halb ergraut und war in der Regel von einem rothen Fez mit blauer Seidenquaste bedeckt.

Seine Kleidung bestand für gewöhnlich aus einem langschößigen, bis zum Halse, den ein Stehkragen umgab, geschlossenen schwarzen Rock und eben solchen Beinkleidern.

Jeden ihm zu Theil werdenden Gruß erwiderte er freundlichst und würdevoll.

Sein Gefolge war überaus zahlreich und prächtig; worunter der düster blickende Neffe, und der hübsche freundlich drein sehende, übrigens auch schon mit orientalischer Gelassenheit einherschreitende neunjährige Sohn des Padischah, das schlaue, aber unschöne Antlitz Fuad Paschas, der Admiral Roussim Pascha, Reouf Pascha, Großceremonienmeister Kjamil Bey und Andere als besonders bemerkenswerth hervortraten.

Alle diese Würdenträger trugen ganz ähnliche europäische Kleidung wie der Sultan, nur hier und da durch blitzende Orden illustrirt.

Den Schluß des eigentlichen Gefolges bildete eine überaus malerische Gruppe bewaffneter Begleiter, von denen besonders der Träger eines weißen Turbans durch den Reichthum und die Pracht seiner brokatenen, ärmellosen Weste, deren Schöße auf die weiße Fustanella herabfielen und durch den juwelengeschmückten Handjar, der am gold durchwirkten Gürtel befestigt war, auffiel.

Andere trugen blau durchwirkte und verschnürte Röcke, prachtvoll ciselirte Pistolen und Dolche am Wehrgehänge, der Eine die mit Zobel verbrämte polnische Tschapka, mit roth sammtner Einlage, der Andere die

kegelförmige Schafpelzmütze des Albaniers als Kopfbedeckung; wieder ein Anderer, vermuthlich ein Tscherkesse, zeichnete sich durch golddurchwirkte geschnäbelte Halbstiefel aus.

Eine hagere Gestalt in langem Kaftan, grau von Haar und Bart, war ein türkischer Geistlicher, (Ulema). Allen aber war der ausgeprägte Gesichtstypus des Orients und auch das apathische Wesen des Orientalen eigen.

Am 8. Juli, Abends um sieben Uhr, reiste der Sultan von Paris nach London ab, woselbst der Vicekönig von Aegypten bereits am 7. desselben Monats eingetroffen war.

Der Kaiser gab dem Großherrn das Geleit bis zum Nordbahnhofe. Bei der Abreise wurde dasselbe Ceremoniell beobachtet, welches bei der Ankunft des Padichah stattgefunden hatte.

Schließlich möge hier noch der seltsamen Nachricht gedacht werden, welche vor einiger Zeit von türkischen Zeitungen gebracht wurden.

Bei Gelegenheit einer Lebensbeschreibung der Sultanin Valide, der Großmutter des jetzigen Sultans, sagen sie, daß die genannte Sultanin aus Frankreich stamme und sogar eine Verwandte des Kaisers der Franzosen sei.

Das klingt etwas romanhaft und hat einen unwahrscheinlichen Anstrich; allein die Gegenwart hat ein Seitenstück dazu geliefert, das geeignet ist, die Sache glaubwürdig zu machen.

Im Jahre 1834 wanderte die Familie Lanternier aus dem Chalez im Juradepartement nach Algerien aus, Vater, Mutter und eine am 29. November 1820 geborene Tochter, Namens Virginia.

Sie wurden sämmtlich von den Maroccanern gefangen genommen; der Vater ward erschlagen und die Mutter starb bald darauf.

Virginie entging, ihrer Schönheit wegen, dem Tode, und durch eine Reihenfolge höchst merkwürdiger, romantischer Umstände, wurde der Sohn des Kaisers von Marocco mit ihr bekannt und machte sie zu seinem Weibe.

Seit seiner Thronbesteigung hat sie ihre drei Schwestern aufgesucht und an den Hof gezogen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Friedenscongreß zu Genf.

Während in Paris die Industrie der gesammten civilisirten und unkultivirten Welt ihre Herrlichkeiten vor den aus allen Ländern herbeiströmenden Beschauern in einer Ausstellung ausbreitete, wie sie noch niemals gesehen worden war, und die Hauptstadt Frankreichs zugleich der Sammelplatz aller europäischen Fürsten, von den größten und mächtigsten an, bis herab zu den kleinsten wurde, mit denen sich die Spitzen der höchsten Aristokratie zusammenfanden, ward auch von demokratischer Seite eine Versammlung vorbereitet, die ein glänzender Ausdruck ihrer Gesinnung und Bestrebungen, eine große Heerschau aller der berühmten Namen, die sie zu ihrer Partei zählte, sein, und einen stark ausgesprochenen Gegensatz zu der prachtvollen Entfaltung aristokratischer Macht und bürgerlicher Thätigkeit bilden sollte.

Es sollte in Genf ein sogenannter „Friedenscongreß“ zusammentreten; dieser Gedanke ging von der internationalen Friedensliga und der neuen Gesellschaft la ligue internationale du désarment (der internationalen Verbindung zur Entwaffnung) aus, deren Comité sich durch ein Circular allen Friedensfreunden empfiehlt.

Der Zweck dieser Ligue ist Propaganda für den Frieden zu machen; bei Aufnahme von Mitgliedern wird weder auf Race noch Farbe, Religion, Geschlecht u. s. w. gesehen; die Mitglieder bestehen aus fondateurs (Begründern), welche im Laufe des ersten Jahres hundert Francs Beitrag zahlen, sociétaires (Gesellschaftsmitgliedern), die jährlich fünf Francs zahlen und aus adhérents (Gesinnungsgenossen), welche nach Belieben zahlen.

Jedes Jahr wird, am 31. Mai, das Comité neu gewählt und jedes Jahr eine „finanzielle und moralische Rechnung“ gelegt.

Dem Pariser Comité sollen nationale Comité's untergeordnet werden.

Das zeitige Comité erließ einen Aufruf, den in Genf abzuhaltenden Friedenscongreß zu besuchen und wandte sich an alle Diejenigen, welche als demokratische Notabilitäten angesehen wurden, ohne jedoch den gehofften Anklang zu finden.

Victor Hugo, Jules Favre und Louis Blanc erschienen nicht und Ludwig Bamberger und Schulze-Delitzsch lehnten den Beitritt ab.

Aber nicht bloß von der republikanischen und der liberalen Partei, auch von den Polen lief eine Ablehnung, oder vielmehr ein Protest ein.

Der polnische Agitator, Ladislaus Mickiewicz, legte als Antwort auf die an ihn ergangene Einladung zum Friedenscongresse einen Protest gegen das Princip dieser Versammlung, an den Präsidenten derselben gerichtet, ein.

Er erklärte in demselben: „so lange Polen nicht in seiner Integrität von den Karpathen bis zum Dnieper wieder hergestellt ist, wird es keinen dauerhaften Frieden in Europa geben und Polen kann nur durch Waffengewalt wieder hergestellt werden.“ — — — —

Indessen schien es doch, als wolle der Congreß großartige Dimensionen annehmen; denn die Zustimmungen aus Frankreich, England, Italien, Deutschland mehrten sich massenhaft und die französische Regierung schien nicht ohne Besorgniß auf denselben zu blicken.

Ueberdies kam am 8. September Garibaldi, der sich durch einen Adjutanten hatte anmelden lassen, und welchen man zum Ehrenpräsidenten ernannt hatte, in Genf an.

Von dem Augenblicke an, in welchem er, über den Simplon kommend, auf schweizerischem Boden anlangte, glich seine Eisenbahnfahrt durch die Kantone Wallis und Waadt und sein Einzug in Genf einem fortgesetzten Triumphzuge.

Man hatte zu seiner Abholung ein Dampfschiff in Villeneuwe gemiethet. Ein Comité, welches ihm bis zum genannten Orte entgegen ging, war zu seinem Empfange gebildet worden, in welchem alle Parteien, mit Ausnahme der reinen Conservativen, sich vereinigt hatten und dessen Präsidium von einer Volksversammlung Herren James Fazy übertragen worden war.

Das gemiethete Dampfschiff, der Simplon, brach im letzten Augenblicke, man behauptet unter dem Einfluß französischer Administratoren der Gesellschaft, welcher das Schiff gehört, die Unterhandlungen ab, und so sah sich das Comité gezwungen, die Eisenbahn zu benutzen.

Der Zug, welcher den General nach Genf brachte, langte um sechs Uhr dreißig Minuten an.

Schon um fünf Uhr hatten sich sämmtliche Vereine Genfs mit ihren Fahnen, viele tausend Mann stark, am Bahnhofe und in der Montblanc-Straße aufgestellt.

Nach zuverlässiger Schätzung betrug die Gesammtzahl der versammelten Volksmenge wenigstens 60,000 Menschen, wo nicht noch mehr.

Als Garibaldi mit seinem Gefolge in dem welthistorischen rothen Hemde auf dem Perron des Bahnhofes erschien, brach ein unbeschreiblicher Beifallssturm aus.

Der vierspännige, mit Blumen überschüttete Wagen, welcher den General trug, brauchte eine gute halbe Stunde, um den kurzen Weg vom Bahnhofe durch die Rue Montblanc bis zum Fazy'schen Hause, dessen erster Stock dem General zur Disposition gestellt war, zurückzulegen.

Der Enthusiasmus, welcher die Volksmenge belebte, läßt sich nicht beschreiben. In keiner großen Stadt und bei keinem Feste hatte man jemals etwas Aehnliches gesehen.

Die Pferde wurden nicht abgespannt; aber der Wagen schwebte buchstäblich zuweilen in der Luft, getragen von den Massen, die ihn umgaben.

Man küßte die Pferde und die Räder, die Vorreiter und die Bedienten und trug den immerhin noch rüstigen, aber am Stocke etwas hinkenden Garibaldi aus dem Wagen in das Haus und über die Treppen. Das Zurufen und Hüteschwenken wollte kein Ende nehmen.

Als Garibaldi, vom Congreß-Comité und der Empfangs-Deputation, an deren Spitze James Fazy stand, begleitet, auf dem Balkon des Hauses erschien, brach der Volksjubel, vom Donner der Kanonen, welche der Staat gestellt hatte, begleitet, noch energischer aus.

Vom Balkon aus sprachen zuerst James Fazy und Weisel einige Worte, die aber von dem Gebrause des Volkes gänzlich verschlungen wurden.

Dann redete Garibaldi, kurz, mit scharfer Betonung und weithallender Stimme. Er begrüßte das Volk von Genf und forderte dasselbe auf, ihm beim völligen Umsturze des Pabstthums jetzt behülflich zu sein, das es schon vor dreihundert Jahren erschüttert habe.

Diese Rede wurde von häufigem Beifalle unterbrochen, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß sich auch einigemal, bei scharfen Stellen gegen das Papstthum, ein Pfeifen hören ließ.

Dann zog sich der General zurück, und die Volksmenge verlief sich, während die Musik die Garibaldi-Hymne spielte und eine Batterie die letzten Schüsse that.

Aber noch spät am Abende konnte man an einzelnen Straßenecken, unter einer Laterne, Gruppen finden, die einen Mann umstanden, welcher ihnen die Worte Garibaldi's wiederholte, und die sich dann mit einem Hoch auf den Gast Genfs trennten.

Die Eröffnung des Friedenscongresses war auf den 10. September festgesetzt und die Anzahl der genommenen Karten war so groß, daß man fürchtete, der etwa fünftausend Menschen fassende Saal des Wahlgebäudes sei nicht groß genug, um die besonders aus Frankreich und Savoyen her-

zuströmende Menge, unter welcher sich Schaaren von Bauern befanden, die Garibaldi sehen wollten, zu fassen.

Garibaldi's heftige Rede, die bei den Massen so großen Beifall fand, war wenig nach dem Geschmacke der calvinistischen Patrizierfamilien, und es hieß, daß ein Staatsrath, Herr Camperio, sogar Gelegenheit genommen hätte, Garibaldi zu ersuchen, seine Sprache dem Congresse gegenüber zu mäßigen, da man in Genf nicht gewillt sei, das Uebelwollen eines mächtigen Nachbars zu provociren, mit dem man es vorzöge, gute Beziehungen zu unterhalten.

Wie wohl begründet dieses Gerücht war, zeigte die am 10. September erfolgte Eröffnung des Congresses, bei welcher gleich anfangs dieser Brief des Vicepräsidenten des genfer Staatsraths, Camperio, vorgelesen wurde, dessen Abfassung wahrscheinlicher Weise erfolgte, weil die französische Regierung die Aufmerksamkeit der schweizerischen Bundesbehörden auf diese Demonstration der kosmopolitischen Demokratie hingelenkt hatte.

Der Verlauf des Congresses zeigte denn auch unwiderleglich, daß diese Mahnung von Seiten Frankreichs vollständig begründet und berechtigt sei, er zeigte aber auch, daß die Schweizer viel zu practische Leute sind, um in die vorgebrachten Thorheiten der Social-Demokraten einzustimmen.

Nach Verlesung des Briefes von Herrn Camperio eröffnete der Präsident des Organisationscomité's, Herr Barni, an dessen rechter Seite Garibaldi saß, die Discussion mit einer Rede, in welcher er den Cäsarismus, die Centralisation und die Theorie der Agglomeration der Völker zu großen Massen, als Ideen des Rückschrittes bezeichnete, welche die gegenwärtige Ursache zum Kriege abgäben, und die Aufgaben des Congresses darlegte.

Ihm folgt Herr Accolas, ebenfalls Mitglied des Gründungscomités und Professor der Jurisprudenz, der an Behendigkeit und Beweglichkeit ersetzt, was ihm an Körperfülle abgeht.

Er hält das Prinzip der Solidarität der Demokratie für das Gegenmittel gegen jene Uebel, für den Weg, auf welchen man zu dem ewigen Frieden gelangen werde.

Als erste Etappe sei, wie er sagte, das von Garibaldi aufgestellte Postulat, die Vernichtung des Papstthums, anzusehen.

Arago, das ehemalige Mitglied der provisorischen Regierung von 1848 behandelte die Sache mit merkwürdiger Laune, sprudelnder Lebendigkeit und von der humoristischen Seite.

Er meinte, das sicherste Mittel den Frieden zu bewahren, müsse die

Chemie noch finden. Sie werde ein Mittel entdecken, in einer Secunde ein ganzes Regiment Soldaten hinzustrecken.

Hierauf wurden zwei Adressen verlesen, die eine von dem Genfer, die andere von dem Lausanner Arbeiter-Verein, welche „eine Umwälzung der socialen Verhältnisse im Sinne einer gerechten Vertheilung der Production" als einzige Basis des Friedens forderten.

Nach diesen einleitenden Verhandlungen wurde die Geschäftsordnung des Congresses ohne Diskussion angenommen und man kam nunmehr zu dem eigentlichen Programme, in welchem Abschaffung der großen Militairmonarchien und der stehenden Heere, sowie deren Ersetzung durch Eidgenossenschaften und Volksmilizen gefordert und die Stiftung einer Friedensliga vorgeschlagen wurde, deren Mitglieder verpflichtet sein sollten, Propaganda für dieselbe zu machen.

Ein Herr Schmidlin von Basel versuchte, als Wortführer für die in mehreren Städten der Schweiz laut gewordenen Bedenken, die sich besonders gegen die Betonung der Militairmonarchien als des feindseligsten Elementes richteten, den revolutionairen Prinzipien entgegen zu treten, erregte aber damit einen großen Sturm des Unwillens, der mit Mühe beschwichtigt wurde.

Auf ihn folgte Fazy, der nach einigen Worten über sich selbst, gegen den Vorredner polemisirte, aber doch anrieth, das Programm zu beschränken und mit einem Lobe Garibaldi's schloß.

Hiermit aber sollte die gemäßigte Haltung des Congresses ein Ende nehmen und mehr leidenschaftlichen, ungehörigen Erörterungen Raum geben.

Dem Antrage eines gewissen Herren Fermé aus Paris, die französische Fahne, als das Symbol des Despotismus aus dem Saale zu entfernen wurde zwar keine Folge gegeben, aber es entstand eine lebhafte Unruhe, welche den Präsidenten Barni bewog, an die Neutralität der Schweiz zu erinnern.

Da erhebt sich Garibaldi, um sich bei all seiner Liebe für die Schweiz, doch gegen diese etwas furchtsamen Neutralitätsrücksichten zu erklären und nach diesem Ausfalle gegen die Schweiz ein sehr langes Programm seinerseits hinzuzufügen, in welchem der Umsturz des Papstthums und die Einführung der Gottesreligion eine Hauptrolle spielen.

Er wurde zum Ehrenpräsidenten des Congresses ernannt, zum eigentlichen Präsidenten aber, Herr Jolyssaint, Mitglied des berner Staatsrathes und zum Vicepräsidenten Herr Barni erwählt.

Damit schloß die erste Sitzung.

Die zweite begann, nicht ohne daß sichtbar geworden wäre, es müsse

in der Zwischenzeit ein Ereigniß eingetreten sein, das auf die Haltung der leitenden Personen des Congresses bedeutenden Einfluß ausgeübt habe.

Man sagte, die französische Regierung habe bei dem Bundespräsidenten Fornerod in Betreff des Zusammenseins so vieler Häupter der europäischen Revolutionspartei reclamirt und in der That hatte sich der Bundespräsident in aller Stille nach Genf begeben, wodurch dies Gerücht an Wahrscheinlichkeit gewann.

Auch die ganz unerwartet am 11. beschlossene und ausgeführte Abreise Garibaldi's sah man als Folge gewisser Vorstellungen an, welche der Bundespräsident dem General gemacht habe und schrieb die Erklärung, welche der Präsident des Congresses bei Eröffnung der zweiten Sitzung gab, gleichfalls dem Einflusse des Bundespräsidenten zu.

Wie dem auch sei, der Präsident Jolissaint stellte als Prinzip seiner Präsidentschaft auf, daß der Congreß allein für seine Entscheidungen, die Redner aber für ihre Handlungen und Reden verantwortlich seien.

Nach Vorlesung der Briefe der Herren Jules Favre, Louis Blanc nnd Garibaldi, folgte die Vorlesung eines Protestes gegen die beiden, in der ersten Sitzung vorgetragenen Arbeiteradressen, der Gegendemonstrationen veranlaßte, die eine Spaltung unter den Anwesenden bekundeten, da die Schweizer zu practische Leute sind, als daß sie sich thatsächlich mit dem Socialismus und der universellen Revolution befassen sollten.

Nachdem nun Edgar Quinet und Armand Goegg gesprochen hatten, betrat ein Herr Borkheim die Rednerbühne und nannte Schulze-Delitzsch „den Commis-Vogageur der Bourgeois-Oeconomie,“ wofür ihm auf Antrag Karl Voigts ein Ordnungsruf zu Theil wurde; Simon von Trier polemisirte gegen Preußen und die Herren Dupont und Baron v. Ponat brachten allerlei tolle Behauptungen und Ansichten vor, denen der Genfer Carteret, der mit Mühe das Decorum des Congresses aufrecht erhielt, in seiner Schlußrede der zweiten Sitzung entgegentrat.

In der dritten Sitzung, in welcher eine Deputation der englischen Reformliga erschien und das Comité in einer beantragten Resolution das veränderte Programm des Congresses entwickelte, trat nach stürmischen Hin- und Herreden eine Art von Pause ein, welche Barni benutzte, um im Namen des Organisations-Comité's vorzuschlagen, daß in Genf ein permanentes Centralcomité gebildet werden sollte, welches sich mit den übrigen bereits bestehenden Gesellschaften in Verbindung zu setzen, oder aber neue zu schaffen habe, um überall die „gesunden Ideen“ des Congresses zu verbreiten.

Die Folge dieses Antrags war, daß die Schweizer Roget, Fazy und Wessel ihren Austritt aus dem Comité erklärten, die Debatte sich immer

wilder und unruhiger gestaltete und die Vernünftigen sich vergebens abmühten, die Diskussion wieder in ein maßvolleres Geleise zurückzuführen.

Die Hauptveranlassung zum größten Tumulte aber war, daß es den Genfern, die über die Wendung der Congreßverhandlungen besorgt waren, ernstlich um Abwendung weiterer bedenklicher Beschlüsse des Congresses zu thun war.

Als daher Fazys Antrag, die ersten beiden Artikel des Programms bei der Berathung fortzulassen, in zweimaliger Abstimmung verworfen wurde, murrten sie laut, wurden ungeduldig und es kam zu höchst unangenehmen Redensarten gegen die Radicalen.

Vergebens boten der Präsident und die gemäßigten Congreßmitglieder Alles auf, um Ordnung und Ruhe einigermaßen wieder herzustellen; ihre Anstrengungen waren umsonst und so mußte sich Herr Jolissaint aus dem Saale entfernen, womit die Sitzung von selbst geschlossen war.

An demselben Abende fand um 8 Uhr eine große schweizerische Volksversammlung statt, in welcher ein Protest beschlossen wurde, gegen die Richtung, welche der Friedenscongroß genommen, und gegen den Character, welchen die französischen Socialisten demselben aufgeprägt hätten.

Außerdem wurde beschlossen, daß alle Genfer Theilnehmer des Congresses sich jeder Resolution auf das Nachdrücklichste widersetzen sollten, welche für die Sicherheit der Schweiz gefährlich, und für ihre Neutralität compromittirend sein könnte.

So kam die vierte Sitzung heran, welche am folgenden Tage statt fand, und in welcher zunächst die Schweizer in der Person der Herren Jolissaint, Fazy, Wessel und Carteret sich im Sinne der von der Volksversammlung beschlossenen Resolution geltend zu machen suchten.

Herr Fazy entwickelte in längerer Rede den Antrag: über die principiellen Fragen gar nicht abzustimmen, oder wenigstens den Congreß auf drei Monate zu vertagen und Carteret unterstützte diesen Antrag.

Bei der darauf folgenden Abstimmung erklärte das Comité den Antrag für verworfen und nun folgte ein unsäglicher Tumult.

Während dieses furchtbaren Lärmens ließ das Comité über seinen eigenen Antrag, das veränderte Programm, abstimmen und behauptete, derselbe sei angenommen.

Die Proteste der Genfer, welche besonders darüber aufgebracht waren, daß Genf der Sitz des permanenten Centralcomité's des Friedensbundes werden sollte, äußerten sich immer stärker und sie erklärten endlich, gemeinschaftlich mit den übrigen nicht radicalen Mitgliedern, daß sie sich vom Congresse zurückzögen.

Weitere Verhandlungen sind nicht möglich, der Präsident Jolissaint

bedeckt sich und erklärt den Congreß für geschlossen, den er in die gastfreundlichere Stadt Bern einladet.

Unter Lärm und Geschrei trennte sich die Versammlung. So endete dieser sonderbare Friedenscongreß, auf welchem die revolutionaire Demokratie ein offenbares Fiasco machte.

Der permanente Ausschuß siedelte sofort nach Bern über, aber Jolissaint, dem man den Vorsitz antrug, lehnte dort denselben ab und er ward demnach an Karl Voigt übertragen. Man beschloß eine Zeitschrift unter dem Titel: „Vereinigte Staaten von Europa" herauszugeben.

Wie Mazzini, der Gesinnungsgenosse der Genfer Congreßmitglieder, welchen man gleichfalls zu dem Congresse eingeladen hatte, der aber nicht erschien, über diesen Friedenscongreß denkt, geht am Besten aus dem Briefe hervor, welchen ein Blatt die „Unità italiana" veröffentlichte.

„Eure Absichten sind heilig," sagte er seinen Freunden, die ihn zur Betheiligung am Congresse zu bewegten suchten. „Ihr wollt, was ich will. Aber Ihr nennt Euch „Friedenscongreß" und der Friede kann nur als eine Consequenz der Freiheit und der Gerechtigkeit bestehen."

Mazzini findet nun, daß die Gerechtigkeit in Europa nicht hinreichend triumphire und verkündigt deshalb von vorn herein für Italien „die Nothwendigkeit einer zweiten Revolution."

Dann will er, daß auf dem ganzen Continent an die Stelle der stehenden Armeen, das bewaffnete Volk, wie in der Schweiz, trete.

Endlich folgert er aus verschiedenen Umständen noch auf eine gewisse Zeit hinaus die Unvermeidlichkeit des Krieges und der Revolution.

Da er nun diese beiden sehnlichst herbei wünscht, hält er es für unnöthig, den Friedenscongreß zu besuchen.

Man sieht, der berühmte Agitator ist ebenso logisch und klar, als spöttisch und ironisch gegen seine Freunde.

Vierzehntes Kapitel.

Giuseppe Garibaldi.

Wir haben gesehen, mit welchen Gesinnungen und Reden der General Garibaldi auftrat, als er dem sogenannten Friedenscongresse in Genf beiwohnte, und werden bald erzählen wie er, seine Pläne mit rastloser

Ausdauer verfolgend, einen neuen Versuch machte, das Ziel zu erreichen, welches er sich gesteckt hat.

Um dies aber vollständig verstehen und beurtheilen zu können ist es nothwendig, die ganze Vergangenheit dieses Mannes in allen ihren verschiedenen, oft an das Wunderbare grenzenden Phasen, wenigstens kurz zu überblicken und daher wird es ganz am Orte sein, wenn wir hier eine gedrängte Uebersicht der Lebensereignisse Garibaldi's geben.

Giuseppe (Joseph) Garibaldi ist am 4., oder nach anderen Angaben am 19. Juli 1807 zu Nizza geboren, einer italienischen Stadt, die erst in Folge der letzten Ereignisse in Italien, französisch geworden ist.

Von früh auf sich dem Seedienste widmend, entwickelte er sehr bald die hervorstechendsten Eigenschaften seines Charakters: Muth, kaltblütige Besonnenheit, Edelmuth und Uneigennützigkeit.

Daneben war er, unter den Schwierigkeiten des Seelebens, bemüht, seine Kenntnisse zu vermehren. Er ist ein guter Mathematiker und ein Freund der schönen Literatur. Die Werke der besten Dichter seines Vaterlandes weiß er auswendig, ja, man sagt, er dichte selbst leicht und gut.

Auf einer seiner ununterbrochenen Seereisen im mittelländischen, griechischen und schwarzen Meere wurde er zuerst in die Geheimnisse jenes großen Bundes eingeweiht, den man unter dem Namen der „Carbonari" kennt und der sich die Einheit und mit der Einheit die Freiheit Italiens zum Ziele gesetzt hat.

Ein einfacher italienischer Seemann machte, fern von Italien, in der russischen Seestadt Taganrog den siebenundzwanzigjährigen Garibaldi mit den Gesetzen und Zwecken dieses Bundes bekannt, dem der junge Mann von nun an mit ganzer Seele angehörte.

Um den Zwecken des Bundes mit um so größerem Erfolge dienen zu können, trat er noch in demselben Jahre in die sardinische Kriegsmarine.

Die sardinische Regierung indessen kam, diesen Zwecken, ihres unverkennbar republikanischen Charakters wegen, damals durchaus abgeneigt, der Verbindung auf die Spur und Garibaldi mußte mit vielen Anderen fliehen.

Da er jedoch immer noch auf eine glückliche Erhebung der Lombardei rechnete, so blieb er, als Seemann beschäftigt, noch über zwei Jahre beständig in der Nähe seines Vaterlandes und erst als jene Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, segelte er nach Südamerika, wohin bereits viele italienische Flüchtlinge gegangen waren.

Wäre Garibaldi ein Abentheurer, gewöhnlichen Schlages, gewesen, so würde es ihm, bei seinem Muthe, seinen Erfahrungen und Kenntnissen nicht schwer geworden sein, sich während der Kämpfe, welche Südamerika

damals zerrissen, persönliche Vortheile und eine gesicherte Stellung zu schaffen; allein der damals dreißigjährige Mann dachte niemals an sich selbst.

Er half, wo er leiden sah, kämpfte mit vollkommener Verachtung seines Lebens und seines Vortheils gegen Alles, was ihm Unterdrückung schien und war beständig bemüht, den italienischen Namen auch in jenem fernen Welttheile zu Ehren zu bringen.

Diese Zeit, welche an abentheuerlichen Ereignissen so reich ist, daß ihre Schilderung hier einen allzu großen Raum einnehmen würde, war die Schule Garibaldi's.

In ihr legte er den Grund zu dem Selbstvertrauen und der Todesverachtung, welche alle seine späteren Thaten kennzeichnen.

Die Leiden aber, welche er auf seinen Zügen gegen Brasilien in den Sümpfen der Provinz Rio Grande do Sul und in dem Kampfe Montevideo's gegen den Präsidenten der argentinischen Republik, Rosas, zu erdulden hatte, seine Gefangenschaften, seine Züge durch Wüsten und selbst die Tortur, welche seine Feinde gegen ihn anwandten, bildeten in ihm schon damals das feste unendliche Gottvertrauen, die Geduld und Resignation aus, welche sich bei ihm in so bemerkenswerthem Grade vorfinden.

In dem jungen Manne, der damals, da er seinem eigenen Vaterlande noch nicht dienen konnte, an der Spitze einer italienischen Legion für ein fremdes Volk kämpfte, lag bereits der volle Keim zu all dem ohne Frage höchst Bedeutsamen und Folgenreichen, was er später für sein Vaterland gethan hat.

Schon damals vertraute ihm die Republik Montevideo den Oberbefehl über einen Theil des Landheeres und der Flotte an und Garibaldi vollführte Thaten, die an das Wunderbare grenzen.

Am 8. Februar 1846 schlug er bei San-Antonio mit nur 184 Mann, in einem Kampfe, welcher von Mittags ein Uhr bis Abends neun Uhr dauerte, 1500 Argentiner zurück, wobei er einen Verlust von 85 Mann an Todten und Verwundeten hatte.

Auch damals schon erwarben ihm seine Tapferkeit nicht allein, sondern auch seine Leutseligkeit und Herzensgüte die Bewunderung und Verehrung Aller, und auch damals schon zeigte er jene Uneigennützigkeit, welche der beste Prüfstein edler Gesinnung ist.

Als er mit Frau und Kind von seiner Soldatenration knapp und kümmerlich in solcher Dürftigkeit in Montevideo lebte, daß er des Abends nicht einmal Licht brannte, und der Kriegsminister ihm fünfhundert Francs übersendete, theilte er diese sogleich mit einer armen Wittwe, die, seiner Ansicht nach, sich in noch größerer Dürftigkeit befand, als er.

Geld hat niemals Werth für ihn gehabt. Sein Geist war stets auf das Ideale gerichtet und er bedurfte deshalb niemals äußeren Glückes, um zufrieden zu sein.

In jenen Zeiten hatte er sich auch mit einer Brasilianerin, Namens Anita, verheirathet und es ist bekannt, mit welcher Liebe er an dieser Gattin hing, die ihn auf den meisten seiner Züge begleitete.

Sie gebar ihm einen Sohn, den er zum Andenken an sein gefesseltes Vaterland, Menotti, das heißt Fesseln, nannte.

Es ist übrigens bei dieser Gelegenheit hervor zu heben, daß Garibaldi, wie abentheuerlich sein Leben zu Zeiten auch sein mochte, sich doch niemals den Ausschweifungen und moralischen Verirrungen hingegeben hat, denen die Jugend so leicht und so oft unterworfen ist.

Seine Seele ist immer vom Laster unberührt geblieben und er hat die menschliche Verworfenheit niemals in der Nähe kennen gelernt.

Dieser Umstand und sein überwiegender Hang zum Idealen erklären sein übergroßes Vertrauen zu fremden Menschen, seinen Mangel an Menschenkenntniß und sein Verkennen dessen, was im Augenblicke erreichbar, oder unter gewissen äußeren Umständen unmöglich ist.

Er hält jeden für so gut und aufrichtig, wie er selbst ist, der nur eine Liebe, die zur Freiheit und nur einen Haß, den gegen Lüge und Unterdrückung kennt und für Beide, ohne Berücksichtigung äußerer Hindernisse und ungünstiger Umstände oder Verhältnisse, rastlos mit seiner ganzen Kraft kämpft.

So geschult und zum Manne gereift, kehrte er im April 1849 von Montevideo nach Italien zurück, das damals unter Pius IX. der großen europäischen Bewegung den ersten Anstoß gegeben hatte. Das Schiff, welches ihn in sein Vaterland zurückbrachte, hieß, bedeutungsvoll genug, Esperanza (die Hoffnung).

Nachdem er in Nizza seine alte Mutter, sowie seine Frau und die beiden Kinder, Menotti und Teresita, die ihm dorthin vorausgegangen waren, besucht hatte, begab er sich nach Genua, wo man ihn mit Jubel empfing, da der Ruf seiner Thaten vor ihm hergeflogen war.

So warm und enthusiastisch ihn jedoch das Volk empfing, so kalt nahmen ihn die Minister auf, an die er sich wandte, um einen Dienst im Heere Carl Alberts zu erhalten, der damals seinen ersten Krieg gegen die Oesterreicher führte.

Die Minister schickten ihn zum Könige und der König schickte ihn wieder zu den Ministern; denn man mißtraute dem Manne, der allerdings kein vergrößertes Sardinien, sondern ein einiges Italien wollte.

Aber Garibaldi war der Mann nicht, der sich gleich zurückweisen



Giuseppe Garibaldi.

ließ. Er hatte sich in den langen und großentheils vergeblichen Kämpfen seines bisherigen Lebens, jene Zähigkeit und unerschütterliche Geduld, jene Beharrlichkeit und unwandelbare Hoffnung zu eigen gemacht, die im Leben nicht weniger nothwendiger sind, als Muth und Scharfblick.

Er begann auf eigene Hand zu operiren und ging nach Mailand, wo ihn das Vertheidigungs-Comité zum Führer eines Corps Freiwilliger machte, dessen Aufgabe war, die Provinz Bergamo zu beschützen.

Allein ehe er noch in Thätigkeit treten konnte, wurde die Schlacht von Custozza geschlagen und ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Garibaldi erklärte, daß der Waffenstillstand für ihn nicht existire, er hoffte eine großartige Bewegung des Volkes zu organisiren und sich den Oesterreichern so lange entgegen stemmen zu können, bis Sardinien sich erholt habe.

Darin irrte er sich aber, denn die Entmuthigung war allgemein und er blieb mit einer kleinen, in der Eile zusammengerafften Freischaar allein. Mit dieser vollführte er gegen die regulairen österreichischen Truppen einige kühne und glückliche Waffenthaten, bis ihn die Uebermacht der Oesterreicher und der Mangel an Unterstützung von Seiten der Italiener zwangen, mit seiner kleinen Schaar in die Schweiz überzutreten.

Ein Fieber, das der bittere Schmerz des getäuschten Patrioten verschlimmerte, warf ihn auf das Krankenbett. Er erholte sich zwar und ging nach Genua, wo er wiederum mit begeistertem Jubel empfangen wurde, sank jedoch dort abermals auf das Krankenlager.

Inzwischen war sein Ruf durch ganz Italien gedrungen und die Sicilianer, die damals im Kampfe mit Neapel waren, ließen ihn bitten, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen.

Er schiffte sich dorthin ein, nachdem er eine ihm angetragene Generalsstelle im Piemontesischen Heere ausgeschlagen hatte, zog es aber vor, als er in Livorno gelandet war, in Toscana zu bleiben; denn er glaubte, daß die Sicilianer ihn für das Erste nicht so nöthig gebrauchten, wie die mittelitalienischen Staaten.

Mit ganz richtigem Blicke erkannte er, daß Mittelitalien, als das Bindeglied zwischen dem Norden und Süden, der wichtigste Theil Italiens sei, welches ohne die Hauptstadt Rom nicht existiren könne.

In Toscana war man jedoch damals der allgemeinen Einheit nicht hold; Sondergelüste erhoben sich den Bestrebungen der Einheitspartei gegenüber.

Garibaldi aber mußte handeln; Unthätigkeit war ihm unerträglich und er zog, wahrscheinlich in Voraussicht der römischen Bewegung, im November 1848 mit einer kleinen Schaar von 250 Mann in den Kirchenstaat.

Hier vermochte in der That der Papst nicht länger die immer steigende Bewegung zu zügeln. Zu schwach, sich an ihre Spitze zu stellen, ging er nach Gaeta.

Die provisorische Regierung, die sich gebildet hatte, trug Garibaldi das Obercommando an. In den Nachrichten über seine Ankunft in Rom herrscht keine Uebereinstimmung; nach Einigen wäre er bereits Ende 1848

in Rom eingetroffen und hätte thätigen Antheil an der Proclamirung der Republik genommen, nach Anderen wäre er erst im April 1849 gerade im entscheidenden Momente nach Rom gekommen.

Die Herrschaft der jungen römischen Republik ging nämlich zu Ende. Schon war Carl Albert in seinem zweiten Feldzuge gegen die Oesterreicher im Frühjahre 1849 bei Novara abermals geschlagen und hatte abgedankt.

Der Großherzog von Toscana war nach Florenz zurückgekehrt, Sicilien so gut wie wiedererobert, und nur noch in Venedig und Rom flatterten die italienischen Fahnen.

Da verbanden sich Oesterreich, Neapel, Spanien und Louis Napoleon, damals Präsident der französischen Republik, zu einem Kampfe, der vielleicht mehr der Niederwerfung der römischen Republik galt, die ein starker Stützpunkt für das nach Einheit ringende Italien werden konnte, als der Wiederherstellung der päpstlichen Macht.

Der französische General Oudinot landete bei Civitavecchia und rückte auf Rom. In diesem Augenblicke stand oder stellte sich Garibaldi an die Spitze der Vertheidiger Roms.

Die zwei Monate langen Kämpfe, welche damals zwischen den Römern und Franzosen geführt wurden, hat man in Deutschland, wo damals die allgemeine Aufmerksamkeit durch die Kämpfe in Baden und Ungarn in Anspruch genommen wurde, weder genau kennen gelernt, noch nach ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt.

Beschäftigt man sich aber eingehender mit der Vertheidigung Roms durch Garibaldi, so findet man, daß die Vertheidigung dieser Stadt, welche nur durch einige große Landhäuser und eine schwache Umfassungsmauer geschützt ist, zu den hervorragendsten Kriegsthaten unserer Zeit gehört, und an und für sich der beste Beweis für das Talent und die militairische Befähigung Garibaldi's ist.

Die ganze Streitmacht der Römer belief sich auf höchstens sechstausend Mann, die kaum mit den nöthigen Waffen, geschweige denn mit Geschütz versehen waren.

Die Franzosen unter Oudinot dagegen verfügten über eine Streitmacht, die allmählig bis auf weit über zwanzigtausend Mann anwuchs und einen vollständigen Belagerungspark mit sich führte.

Die Römer hatten Unterstützung von der französischen Republik gehofft, ja sie waren fest entschlossen, die Franzosen als Freunde zu empfangen, als diese am 30. April plötzlich angriffen.

Aber die Italiener, für ihre Freiheit begeistert, warfen die Franzosen

dermaßen zurück, daß die Niederlage der Letzteren am Abende so entschieden war, daß Oudinot um Waffenstillstand bitten ließ.

Garibaldi wollte ihn nicht gewähren, wollte die Franzosen, die ganz in seine Hand gegeben waren, vernichten.

Die römische Regierung glaubte aber, die Franzosen schonen zu müssen, und selbst Mazzini soll die Meinung getheilt haben, daß man es mit den Franzosen nicht verderben müsse.

Genug, der Waffenstillstand wurde geschlossen, und Garibaldi eilte nach der neapolitanischen Grenze, um dort die eingedrungenen Neapolitaner zurückzuschlagen. Er errang einen vollständigen Sieg.

Später zwang er mit seinem kleinen Corps den König von Neapel und dessen General Nunziante, sich auf das Schleunigste nach Neapel zurückzuziehen; ja er wäre schon damals in Neapel eingedrungen, wenn ihn nicht der Zustand Roms zurückgerufen hätte.

Es war vorauszusehen, daß die Franzosen ihre Niederlage vom 30. April nicht ruhig hinnehmen würden.

Die römische Regierung hatte mit dem französischen Bevollmächtigten Lesseps einen dauernden Waffenstillstand mit vierzehntägiger Kündigung geschlossen.

Plötzlich, am 2. Juni, erklärte Oudinot, der Verstärkungen erhalten hatte, Lesseps habe seine Vollmacht überschritten und er werde am 4. Juni angreifen.

So unerwartet schon dies den Römern kam, die ihre geringen Streitkräfte in der letzten Zeit gegen die Neapolitaner verwendet hatten, so wurden sie noch mehr überrascht, als Oudinot bereits in der Nacht vom 2. zum 3. Juni angriff und sich auf diese Weise in Besitz der Landhäuser setzte, welche die Stadt beherrschen.

Wüthend und verzweifelnd warf sich Garibaldi ihm entgegen und suchte die Landhäuser wieder zu gewinnen. Mit viertausend Mann kämpfte er sechszehn Stunden lang gegen zwanzigtausend Franzosen, bis er sich endlich auf die schwache Mauer zurückziehen mußte.

Bald noch einen vollen Monat gebrauchten die Franzosen, die, mit einem vollständigen Belagerungspark versehen, die fast offene Stadt mit Bomben überschütteten, ehe sie Rom einnehmen konnten.

Erst am 30. Juni wurde die Kapitulation abgeschlossen, an welcher Garibaldi aber keinen Theil nahm.

Er sammelte seine Getreuen um sich.

„Männer,“ sagte er zu ihnen, „ich kann Euch nichts bieten als Hunger, Kälte der Nächte, keinen Sold, keine Kasernen, nicht einmal Munition,

nur beständige Gefechte, forcirte Märsche und Bajonettkämpfe. Wer das Vaterland liebt, der folge mir."

Und dreitausend Mann, fast der ganze Rest der Vertheidiger Roms, folgten ihm.

Bei ihm befand sich wieder seine treue Gattin Anita.

Es war die Absicht Garibaldi's, sich nach Venedig durchzuschlagen das sich noch gegen die Oesterreicher hielt; aber diese verlegten ihm den Weg.

Unsäglich sind die Leiden, welche das kleine, täglich zusammenschmelzende Corps auf diesem Zuge erduldete. Endlich entließ Garibaldi die letzten seiner Freunde und irrte mit seiner Gattin allein weiter, von den Oesterreichern verfolgt.

Anita war ihrer Niederkunft nahe. Eine Zeit lang ertrug sie die unbeschreiblichen Mühseligkeiten dieser Flucht; dann brach sie zusammen.

In einer Fischerhütte, am Strande des adriatischen Meeres, starb sie, und Garibaldi behielt nichts von ihr, als ihr schönes Haar, das noch heut in einem kleinen Schranke in seinem Schlafzimmer auf Caprera hängt.

Nie mag ein berühmt gewordener Mann so große körperliche und geistige Leiden ertragen haben, als sie Garibaldi auf dieser Flucht erduldete; gewiß hat sie Niemand mit mehr Muth überwunden und mit mehr Ergebung hingenommen, als er.

Mit drei Francs in der Tasche erreichte er im September Porto Venere auf piemontesischem Gebiete. Und was erwartete hier den Vertheidiger Roms, den Mann, welchem man früher eine Generalsstelle angeboten hatte?

Er wurde verhaftet und man ließ ihm die Wahl zwischen Gefangenschaft oder gezwungener Auswanderung.

Das sardinische Parlament erklärte zwar mit großer Majorität, daß ein solches Verfahren der Regierung nicht nur das geltende Recht des Landes, sondern auch das Gefühl der italienischen Nationalität verletze; aber die Regierung beharrte bei ihrem Entschlusse und Garibaldi mußte Sardinien verlassen.

Er ging nach Tunis. Es lag ihm daran, in der Nähe Italiens zu bleiben und er hatte schon früher einmal auf einem tunesischen Schiffe gedient.

Der Bai von Tunis durfte ihn aber nicht aufnehmen, da Frankreich sein dortiges Verweilen fürchtete und sich gegen sein Verbleiben daselbst erklärte.

So ging er denn, und zwar immer von sardinischen Beamten be-

gleitet, nach der kleinen Insel Maddalena auf der Nordseite Sardiniens und lebte dort unter der Aufsicht des Militairkommandanten.

So war der Mann, dessen Namen bereits ganz Italien durchflog, unter dessen Führung die Italiener gezeigt hatten, daß sie der Freiheit und Unabhängigkeit würdig seien, ein Gefangener Piemonts. Es ist also ein großer Beweis seiner Herzensgüte und seines versöhnlichen Gemüthes, daß er sich später aufrichtig an den König Victor Emanuel anschloß.

Später ging er noch einmal nach Amerika und zwar nach den vereinigten Staaten, kam aber im Jahre 1854 zurück und baute sich auf der kleinen Insel Caprera an, deren großartige Einsamkeit ihn fesselte.

Hier kümmerte er sich scheinbar gar nicht um Politik; er hielt aber dennoch den Blick fest auf Italien gerichtet, dessen Nationalgefühl sich mehr und mehr hob.

Nur von wenigen Freunden umgeben, baute er sich in Caprera mit eigner Hand sein Haus, wobei diese und seine Diener ihm hülfreich zur Hand gingen und suchte dann den steinigen Boden urbar zu machen. Hier zeigte sich seine Güte, Milde, Einfachheit und Bescheidenheit im hellsten und reinsten Lichte; denn der Geringste seiner Diener und Jeder der einfachen Küstenbewohner galt ihm als Freund und er hegte Thiere und Pflanzen so sorgsam und liebevoll, als seien es seelenbegabte Wesen.

Unterdessen hatte Cavour das geheime Bündniß Piemonts mit Frankreich zu Stande gebracht und Garibaldi, der durch seine Freunde unstreitig gut unterrichtet war, reichte der piemontesischen Regierung bereits 1858 einen Plan zur Errichtung eines Freicorps ein.

Da die Regierung ihn jetzt brauchen konnte, da sie wußte, daß hinter seinem Namen der größere Theil des italienischen Volkes stand, so erwies sie ihm die größte Aufmerksamkeit.

Man ernannte ihn, als der Krieg begann, zum sardinischen General, und übertrug ihm die Bildung eines Freicorps. Doch muß dabei bemerkt werden, daß man ihm nur diejenigen Mannschaften übergab, die man anderweitig nicht brauchen zu können glaubte.

Garibaldi übernahm diese Leute und organisirte sie, unterstützt von einigen Waffengefährten seiner früheren Kämpfe, wie Nina, Bixio, Medici und Cosenz.

Man stellte ihn sodann auf dem äußersten Flügel, den Punct, der am Meisten ausgesetzt war und wo sein Corps leicht aufgerieben werden konnte. Er lächelte über diese Mission, denn er war an schwerere Kämpfe gewöhnt. Er schlug den österreichischen General Urban und trieb ihn bis nach Brescia zurück.

Es ist wahr, er erlitt auch einige Unfälle, aber man darf nicht ver-

gessen, daß seine Soldaten eine Handvoll zusammen geraffter Leute waren und er sich mit einigen der besten österreichischen Divisionen zu schlagen hatte.

Der schnelle Friede von Villafranca und die Abtretung von Savoyen und Nizza, wodurch seine Vaterstadt französisch wurde, erfüllten ihn sehr begreiflicher Weise mit tiefer Erbitterung.

Er ging nach Toscana, wo man ihm den militairischen Oberbefehl antrug, entsagte aber diesem Kommando, als man ihn später unter den Oberbefehl des sardinischen Generals Fanti stellte, der Garibaldi's Pläne, schon jetzt nach Rom zu marschiren, verhinderte.

Später, nachdem Toscana, Parma und Modena sich mit Piemont vereinigt, unternahm Victor Emanuel selbst einen Einfall in den Kirchenstaat und so gewann es den Anschein, als habe man Garibaldi den Ruhm dieser Eroberung nicht gegönnt, obwohl es auch denkbar und sehr möglich ist, daß man ihn schon damals von Rom habe abhalten wollen.

Garibaldi entsagte nun dem activen Dienste ganz und zog sich nach Caprera zurück, das er nur verließ, um im italienischen Parlamente mit Schmerz und Energie gegen die Abtretung Savoyens und seiner Vaterstadt zu protestiren.

Aber er schlief in seiner Einsamkeit auf Caprera nicht. Alle Bestrebungen seines Herzens waren auf die Einheit Italiens gerichtet und er sagte sich mit richtigem politischen Blicke, daß man auf halbem Wege nicht stehen bleiben dürfte und daß ein Volk, das sich einmal im Fluß, in der Aufregung befand und schon so Bedeutendes geleistet hatte, zu Allem fähig und kräftig sei.

Zugleich begriff er aber auch, daß Frankreichs Einfluß in Turin der Alles entscheidende sei, daß es aus dem vergrößerten Sardinien einen Vasallenstaat machen, keineswegs aber die Einheit Italiens begünstigen wolle, und daß daher Alles, was jetzt geschehen solle, gegen den Willen Frankreichs und selbst Sardiniens geschehen müsse.

In aller Stille rüstetete er sich daher zu dem großen Zuge, den er im Sinne hatte und der seinen Namen mit neuer Glorie umgeben sollte.

Sicilien war abermals im Aufstande begriffen und rief Garibaldi's Hülfe an. Er folgte diesem Rufe und landete mit eintausend Mann in Marsala.

Schnell und glücklich vertrieb er die neapolitanischen Truppen aus Sicilien, ging dann trotz aller Vorstellungen Victor Emanuels nach Reggio, von da nach Unteritalien, das er im Fluge durcheilte, schlug die Neapolitaner, nachdem er in die Hauptstadt des Königreichs eingezogen war, nochmals am Volturno, übergab dem Könige Victor Emanuel, der während dessen den größten Theil des Kirchenstaates annectirt hatte, Sicilien und

Neapel und kehrte dann wieder nach Caprera zurück, um — an der Gartenmauer weiter zu arbeiten, die er unvollendet gelassen hatte.

Aber die Geschicke seines Vaterlandes, dessen schwankende Existenz ihn mit Trauer erfüllte und der Gedanke, daß es nie zu einer ruhigen, gesicherten Entwicklung gelangen könne, wenn es nicht seine natürliche Hauptstadt, Rom, zum Mittelpunkte erhielte, ließ ihn nicht ruhen.

Er glaubte den Zerfall der neuerrungenen Einheit Italiens mit Gewißheit voraus zu sehen, wenn nicht gehandelt und Rom von den Franzosen geräumt würde.

Er beschloß diesen Versuch zu wagen, er verließ Caprera und stellte sich an die Spitze einer kühnen Schaar, um durch sein Handeln den Hof von Florenz zu zwingen in seinem Sinne vorzugehen.

Aber er irrte sich, Victor Emanuel handelte zwar, allein gegen ihn. Er schickte den General Pallavicino gegen ihn aus, der bei Aspromonte auf Garibaldi traf. Dieser, der einen Zusammenstoß vermeiden wollte, trat zwischen die Truppen und ward dabei am Fuße verwundet.

Das war der zweite unglückliche Römerzug Garibaldi's und er kehrte mit tiefer Betrübniß abermals nach Caprera zurück, wo er die Heilung seiner Wunde abwartete.

Dennoch hatte sein unglücklicher Zug günstige Folgen für Italien. Louis Napoleon schloß mit der italienischen Regierung den sogenannten Septembervertrag, welcher die Räumung Roms, wenigstens später, für das Jahr 1866 in Aussicht stellte.

Auch jetzt blieb Rom der Inhalt aller Pläne Garibaldi's. Es mußte die Hauptstadt Italiens werden, die weltliche Macht des Papstes mußte aufhören, die Religion mußte nur ein geistiges Oberhaupt haben und durfte nicht länger dazu gemißbraucht werden, politischen Zwecken zu dienen. Das war Garibaldi's unerschütterlicher Gedanke.

Als im Jahre 1866 der Krieg mit Oesterreich von Neuem ausbrach, ward auch Garibaldi gerufen. Willig folgte er dem Rufe, sammelte schnell eine Freischaar und suchte, der erhaltenen Weisung gemäß, in Südtyrol einzudringen.

Indessen wurde seine kriegerische Laufbahn bald beendet, denn obwohl die Schlacht bei Custozza für die Italiener nicht siegreich war, so führte sie doch der Sieg der Preußen bei Sadowa an das Ziel, und Victor Emanuel empfing aus der Hand Napoleons Venedig, das Oesterreich an diesen abgetreten hatte.

Italien war frei bis zur Adria.

Fünfzehntes Kapitel.

Rom oder Tod!

Als Garibaldi am 11. September plötzlich, und Allen unerwartet, den genfer Friedenscongreß verließ, mußte einem Jeden klar sein, daß dieser auffällige Entschluß aus ganz besonderen Gründen hervorgegangen sein müsse.

Zum Theil schob man das Ereigniß auf französischen Einfluß, welcher die schweizerische Regierung bewogen habe, sich in die Angelegenheiten des Friedenscongresses zu mischen, und dem Generale Vorstellungen über sein Erscheinen in Genf und sein dortiges Auftreten zu machen.

Ein solcher Einfluß mag auch wohl stattgefunden haben, wie im vorigen Kapitel schon angedeutet wurde, allein es zeigte sich bald, daß dieser nicht allein der Grund von Garibaldi's schleunigem Aufbruche von Genf gewesen sein konnte.

Eine kurze Zeit nach seiner Abreise aus dem zeitweiligen Sitze des Friedenscongresses, wußte man nicht, wohin der General sich gewendet habe, bis er plötzlich wieder in Florenz erschien, wo er gar kein Hehl daraus machte, daß er die Grenze des Kirchenstaates überschreiten und seine lange gehegten Pläne gegen Rom jetzt auszuführen gedenke.

Vergebens suchte die italienische Regierung, und namentlich der Premierminister Ratazzi, ihn dahin zu bewegen, daß er seinen Plan aufgeben möchte, der jetzt gerade unzeitgemäß sei; vergebens sprachen seine Freunde, unter anderm Crispi gegen die Absicht des Generals, er blieb unbeugsam und begab sich von Florenz nach Arezzo, nachdem er bereits in Belgirato eine Ansprache an die Einwohnerschaft gehalten und gesagt hatte:

„Folgt mir zur Befreiung der Römer, Ihr müßt mir folgen! Ich befehle es Euch!"

Auch erhielt dort eine Anzahl junger Leute Revolver und ein Jeder funfzig Francs, mit der Weisung, sich in die päpstlichen Staaten zu begeben, und Garibaldi äußerte, daß er nicht eher nach Caprera zurückkehren werde, als bis die Einnahme Roms eine vollendete Thatsache sei.

Die italienische Regierung gerieth durch diese Vorgänge in eine schlimme Verlegenheit. Auf der einen Seite wurde sie von der eigenen Nation gedrängt, deren sehnlichster Wunsch war, das Verlangen, in Rom die natürliche Hauptstadt des ganzen Landes zu erblicken, verwirklicht zu sehen. Auf der anderen Seite drohte Frankreich ganz entschieden mit Intervention und Besetzung Roms, wenn der Septembervertrag nicht gehalten und der Papst dadurch in seiner Existenz bedroht werden sollte.

Zu diesen Verlegenheiten kam noch eine andere Schwierigkeit, welche die Lage der Regierung nicht erleichterte, sondern noch bedeutend verschlimmerte.

Ratazzi hatte, dem Septembervertrage zufolge, versprochen, dafür zu sorgen, daß der Uebertritt von Freischaaren auf römisches Gebiet unmöglich gemacht werde und hatte demnach die ganze Grenze des päpstlichen Gebietes mit einem militairischen Cordon umgeben.

Allein, obgleich zu diesem Zwecke 50,000 Mann italienische Truppen verwendet wurden, überschritten dennoch täglich zahlreiche Schaaren die Grenzen und sammelten sich in den Grenzorten des päpstlichen Gebiets.

Es war auch ganz natürlich, daß dies bei aller Wachsamkeit von Seiten der italienischen Truppen vorkam; denn die Gegend ist gebirgig, sie bietet auf einer Menge von Fußwegen Gelegenheit genug dar, durchzuschlüpfen, da es unmöglich ist, alle Puncte dergestalt zu besetzen, daß dies nicht hätte geschehen können.

Zu diesen, von der Natur selbst geschaffenen Hindernissen, mochte noch kommen, daß bei den Truppen selbst kein übergroßer Eifer stattfinden mochte, die erhaltenen Befehle auf das Strengste zu vollziehen und so geschah es, daß sich die Garibaldianer in immer größeren Trupps auf päpstlichem Gebiete ansammelten.

Garibaldi selbst war unterdessen nach Arezzo gegangen und hatte dort eine Ansprache an das Volk gehalten, in welcher er sagte, daß Italien sich dem Rufe, der von Rom aus erschollen, nicht entziehen könne.

Mit diesen Worten mochte er wohl auf den Erlaß anspielen, welchen die römische Giunta bereits am 7. September hatte ergehen lassen, um die Italiener zur Mitwirkung an dem großen Werke der Befreiung Roms aufzufordern.

Garibaldi gab am zehnten September auf diesen Aufruf von Festrella aus folgende Antwort:

„Euer Aufruf an die Italiener wird nicht verloren sein. In Italien giebt es viele Dummköpfe und viele Leute, die gewohnt sind, nur ihrem Bauche zu fröhnen; aber (es ist tröstlich, es sich zu sagen) es giebt auch viele Tapfere von San Martino, viele heldenmüthige

Schützen des Königs von Italien, viele Soldaten der besten Artillerie der Welt und eine Vorhut von Tausend von Marsala, welche, wenn ich mich nicht irre, hunderttausend junge Leute hervorgerufen haben, welche heute nur Eins fürchten, nämlich, daß sie in so großer Zahl sich den ewig denkwürdigen Ruhm theilen müssen.

„Was die Hilfsmittel betrifft, so hat Italien immer das Unglück gehabt, reich zu sein, wenn es sich darum handelte, fremde Armeen zu unterhalten, unter diesen reichen Bürgern fehlt es ohne Zweifel nicht an Patrioten, welche Euch bald ihre reichen Spenden darbringen werden.

„Voran denn, Römer, brecht die Ringe Eurer Ketten auf dem Nacken Eurer Unterdrücker!

„Fernerhin werden es Italiener sein, die an Eurem Ruhme theilnehmen! Ganz der Eurige

Fenestrella, 10. September 1867. Garibaldi."

Allein die Hoffnungen des Generals sollten bitter getäuscht, das Ziel, welches er sich gesetzt und dem er sich bereits nahe glaubte, ihm wieder entrückt werden, ehe er daran dachte.

In einer Unterredung, welche er mit dem Deputirten Crispi, seinem Freunde, gehabt hatte, sagte ihm dieser, daß die italienische Regierung, wenn er bei seinem Vorsatze beharre, ihn werde verhaften lassen und bat ihn deshalb, von seinem Unternehmen abzustehen.

Garibaldi glaubte aber an solchen Entschluß Ratazzi's nicht und lachte, als ihm Crispi davon sagte; allein er sollte bald eines Anderen belehrt werden.

Als er nach Asinalunga kam, einem Orte, welcher an der Eisenbahn von Orvieto nach Siena, sechs Meilen von der römischen Grenze entfernt liegt, wurde er auf Ratazzi's Befehl verhaftet und über Pistoja nach der Festung Alessandria abgeführt.

Die Verhaftung fand übrigens mit aller Rücksicht statt.

Ein General und ein Gensd'armerie-Oberst verfügten sich zu Garibaldi und forderten ihn auf im Namen des Gesetzes, den Weg nach Rom zu verlassen.

Als er sich weigerte, dem obrigkeitlichen Befehle Folge zu leisten, wurde ihm bedeutet, sich als Gefangener zu betrachten.

Er wurde auf die Eisenbahn geführt und mit einem Extrazuge über Florenz, wo er um 11 Uhr Vormittags, von dem General, dem Obrist und einer Abtheilung Carabinieri begleitet, eintraf, nach Alessandria gebracht.

Als Garibaldi abgeführt wurde, ertönten von allen Seiten aus dem Munde der Bevölkerung von Asinalunga die Rufe: Roma! Roma!

Mit dem General zugleich wurden noch einhundertundzwanzig Freiwillige festgenommen, die mehrere Kisten voll Waffen mit sich führten.

Als Garibaldi auf seiner Fahrt nach Alessandria in Pistoja ankam, hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge auf dem Bahnhofe versammelt, die bereit war, den General auf das geringste Zeichen hin zu befreien; aber Garibaldi hielt sich in seinem Coupé zurückgezogen.

Während der Fahrt schrieb er folgenden Aufruf, der in der italienischen Zeitschrift Riforma veröffentlicht wurde:

„Den 24. September. Die Römer haben das Recht sich zu erheben. Die Italiener haben die Pflicht, ihnen beizustehen, und ich hoffe, sie werden dies ungeachtet der Verhaftung von fünfzig Garibaldis thun.

„Vorwärts also in Euren schönen Beschlüssen, Römer und Italiener!

„Die ganze Welt blickt auf Euch, und wenn Ihr Euer Werk vollführt habt, so tretet vor mit erhobener Stirn und sagt den Nationen:

„Wir haben Euch den Weg der menschlichen Verbrüderung frei gemacht von dem Papstthum!“

In Alessandria selbst bewohnte Garibaldi, bei welchem sich sein Freund Basso und noch eine Person befanden, drei ziemlich geräumige Zimmer, die aber feucht und finster aussahen.

Garibaldi trug das rothe Hemd, stützte sich beim Gehen auf einen Stock und schien in trauriger Stimmung zu sein.

Da er Besuche annehmen durfte, so ließen es seine Freunde daran nicht fehlen, und aus seinen Gesprächen mit diesen ging hervor, daß trotz der vielen Mißgeschicke, welche ihn in den letzten Tagen getroffen hatten, seine Ansichten doch unverändert waren.

„Wehe Italien,“ rief er einmal bei Gelegenheit eines solchen Besuches aus, „wehe der Ehre der Nation, wenn man glauben will, die römische Frage sei beendigt. Sie wird dann erst zu Ende gehen, wenn Rom befreit ist.“

Bei allem Unmuthe aber, den er sichtlich empfand, kam doch kein Wort der Erbitterung gegen die Urheber seiner Verhaftung über seine Lippen; allein er meinte, daß die römische Frage nur durch das Schwert Italiens, niemals aber durch moralische Mittel zu lösen sei und begeistert rief er aus:

„Der Tag, an welchem ich den Fuß auf den Vatican setze, wird der schönste meines Lebens sein! Dann will ich gern sterben.“

Vor allem jedoch machte er geltend und schien er großes Gewicht darauf zu legen, es bekannt werden zu lassen, daß durch seine Verhaftung nichts in der römischen Frage entschieden sei.

Uebrigens wurde er während seiner Haft in Alessandria von den Ge-

fängnißbeamten mit der größten Aufmerksamkeit und allen Beweisen der Hochachtung behandelt und die Soldaten der Citadelle riefen vor seinen Fenstern: „Viva Garibaldi!"

Fragt man aber nach den tieferen Gründen, welche das Ministerium Ratazzi vermochten, Garibaldi verhaften zu lassen, so ist zu bemerken, daß bereits am 20. September der französische Gesandte am Hofe zu Florenz, Herr v. Malaret, dem Premierminister mitgetheilt hatte, die französische Regierung sei fest entschlossen, Truppen nach Rom zu schicken, um die weltliche Macht des Papstes aufrecht zu erhalten.

Zur Begründung dieses Vorhabens wurde eine Proclamation Garibaldi's vom 16. September vorgelegt, worin die Römer aufgefordert wurden „ihre Eisen auf den Kaputzen ihrer Unterdrücker zu zerbrechen."

Am 21. September unterrichtete der französische Gesandte den Minister Victor Emanuels von dem Inhalte der Papiere, welche bei dem Tages zuvor in Rom verhafteten garibaldianischen Emissair Capitain Perelli gefunden worden waren, und machte Ratazzi für Alles verantwortlich, was daraus folgen konnte, wenn die Regierung nicht ernstlich einschreite.

Um nun, wenn irgend möglich, eine Besetzung Roms durch die Franzosen zu verhindern, entschloß man sich, die Verhaftung Garibaldi's auszuführen.

Und das Vorhaben der französischen Regierung war in der That Ernst. Es waren alle Anstalten getroffen, um sofort die Division Camou, die sich in Marseille befand und viertausend Mann, die in Toulon lagen, nach Civitavecchia einschiffen zu können und man schiffte sie wirklich ein, als Garibaldi's Zug nach Rom der Regierung gemeldet wurde.

Erst als Napoleon die Gefangennahme Garibaldi's durch die italienische Regierung erfuhr, erließ er einen Gegenbefehl und die schon an Bord gegangenen Truppen wurden wieder ausgeschifft.

Zugleich belobte man französischer Seits die italienische Regierung wegen ihres loyalen Benehmens und energischen Einschreitens zu Gunsten der unverbrüchlichen Durchführung des Septembervertrages und gab sich scheinbar der Ueberzeugung hin, daß mit der Verhaftung Garibaldi's auch die nationale Bewegung bewältigt sei.

In der That aber glaubte Napoleon nicht daran, daß die Italiener ruhig bleiben würden und den Plan gegen Rom aufgegeben hätten. Den Beweis dafür lieferte er dadurch, daß die Truppen in Marseille zur Einschiffung bereit blieben und sogar noch verstärkt wurden.

Der päpstliche Nuntius in Paris begab sich jedoch auf das Ministerium des Auswärtigen, um durch Vermittelung des Marquis de Moustier dem Kaiser den Dank des heiligen Stuhles bei Gelegenheit der Verhaftung Garibaldi's kund zu geben. Er äußerte:

„Die päpstliche Regierung erkennt an, daß die glücklichen Maaßregeln, mittelst welcher die gegen die römischen Staaten beabsichtigte Expedition vereitelt worden ist, dem Einflusse des Tuilerien-Cabinets zu verdanken sind."

Die italienische Regierung ließ indessen Garibaldi wieder frei unter der Bedingung, daß er sich nach Caprera begeben sollte. Man hatte zwar behauptet, daß man von ihm Garantien für die Zukunft verlangt habe, wie das auch unstreitig der Wunsch der französischen Regierung war, allein das Schreiben Garibaldi's', welches wir hier mittheilen, zeigt, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Es ist an den Director der Zeitung „il movimento" gerichtet und lautet:

„Genua, am 27. September. In der Citadelle Alessandria ist mir anheimgestellt worden, in voller Freiheit und ohne Bedingungen mich nach Caprera zu begeben. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bitte ich Sie, dies zu veröffentlichen. Ganz der Ihrige

Garibaldi."

Die Folgen, welche Garibaldi's Verhaftung hatte, waren von doppelter Art. Einmal reichte die Linke der Repräsentantenkammer bei ihrem Präsidenten einen Protest gegen die Verhaftung Garibaldi's ein, in welchem sie sich auf den Artikel 45 der Verfassung bezog, der bestimmt, daß die Person des Abgeordneten unverletzlich sei. Daraus wird sodann die Ungesetzlichkeit der vorgenommenen Verhaftung gefolgert und der Präsident ersucht, als legitimer Beschützer der Kammervorrechte, durch seine Initiative und mit seiner Autorität bei der verantwortlichen Regierung zu interveniren, „um die schnelle Reparation einer Ungesetzlichkeit zu erlangen, die das nationale Bewußtsein nur tief betrüben kann."

Zugleich erklärte aber auch das Organ der Nationalen, die Zeitung Diritto, sie könne versichern, daß die Mittheilungen der officiellen Zeitung und die Verhaftung des Generals Garibaldi weder die Hoffnungen noch die Entschlüsse der entschiedensten Patrioten in Rom verändert hätten, und deutete damit auf das Klarste an, daß der Versuch, Rom von der päpstlichen Herrschaft zu befreien, trotz Allem gemacht werden würde.

Diese Art von Kundgebungen blieben jedoch immer noch mehr oder weniger im Bereiche der Gesetzlichkeit; anders aber verhielt es sich mit den thatsächlichen Volksdemonstrationen, die in Folge der Gefangennahme Garibaldi's stattfanden und bedenkliche Dimensionen annahmen und nur nach Anwendung der Waffenmacht beendigt wurden.

In Pistoja erhielt ein Mann, welcher das Volk zur Mäßigung auffordern wollte, einen Messerstich in den Leib, und dann wendete sich die Wuth des Volkes auf die Priester, deren einer auf der Straße erschlagen wurde.

In Genua veröffentlichte am 26. September Morgens der Präfect

eine Proclamation, in welcher die Bürger zur Ruhe aufgefordert wurden, die aber gerade das Entgegengesetzte bewirkte.

Am Abende versammelte sich eine Unmasse Volkes auf der Piazza ducale und in der via nuova. Es wurden Reden gehalten, worauf sich unter Anführung Canzio's, des Schwiegersohnes von Garibaldi, ein Zug bildete, der nach dem Rathhause ziehen wollte, um Waffen zu verlangen.

In diesem Augenblicke wurde ein Mann, Namens Toutana, welcher das Volk angeredet hatte, durch einen Pistolenschuß verwundet.

Infolge dessen entstand eine furchtbare Verwirrung. Ein zweiter Pistolenschuß fiel und verwundete den Offizier der Nationalgarde, Ripetto, lebensgefährlich.

Erst die nun herbeikommenden Truppen trieben das Volk auseinander und nahmen zahlreiche Verhaftungen vor.

In Florenz fanden um 6 Uhr Abends, gerade als die Wachen der Nationalgarde abgelöst wurden, große Zusammenrottungen einer sehr aufgeregten Menge statt.

Auf der Straße Maggio griff man die erste Nationalgardenwache an, warf die Fenster ein und versuchte, sie zu stürmen, was aber mißglückte.

Von dort wälzte sich die Menge nach dem Palaste Pitti hin und wollte den Laden eines Waffenhändlers plündern. Daran wurden die Massen nun zwar behindert, allein die dort befindliche Wache der Nationalgarde fiel in die Hände derselben.

Hierauf zogen die Rebellen vor die Privatwohnung des Ministerpräsidenten Ratazzi und riefen: „Es lebe Garibaldi, nieder mit Ratazzi!“

Als man jedoch erfuhr, daß Ratazzi nicht zu Hause, sondern auf dem Ministerium des Inneren sei, unterließ man weitere Excesse und begnügte sich damit, die Fenster eingeworfen zu haben.

Als die aufgeregte Menge den Theil der Stadt betreten hatte, welcher jenseits des Arno liegt, wurde der Tumult furchtbarer und die Sache ernsthafter.

Die Nationalgarden an dem Hause der Kammern wurden entwaffnet, in der Straße Conti ein Waffenladen geplündert und dabei ein Polizeidiener verwundet und einer getödtet.

Als die Massen jedoch bei dem Ministerium des Innern ankamen, fanden sie dort bereits Militair aufgestellt, welches sie mit Steinen warfen, das aber bei allen Beleidigungen durch Worte und Steinwürfe eine höchst lobenswerthe Geduld bewies. Die gesetzliche Aufforderung auseinander zu gehen, wurde verlesen, darauf, als sie unbeachtet blieb, eingeschritten und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen.

Bald durchzogen zahlreiche Patrouillen die Stadt, die überall mit

Pfeifen und dem Rufe: „Heraus mit Garibaldi! Nieder mit Ratazzi!" empfangen wurden und mehrmals genöthigt waren, Feuer zu geben.

Während dieser ganzen Zeit waren alle Läden und Caffèhäuser geschlossen, bis endlich ein heftiger Platzregen, der um neun Uhr fiel, in Verbindung mit starken Cavalleriepatrouillen die Menge auseinander trieb und der Sache ein Ende machte.

Im Verlaufe des Abends waren etwa hundert Personen verhaftet worden.

Aehnliche, nur nicht so starke Demonstrationen fanden in Neapel, Siena, Verona, Pistoja und Mailand statt.

In dieser Weise schloß der erste Theil der gegen Rom und die weltliche Macht des Papstes gerichteten Bewegung ab und es gab Viele, die glaubten, mit der Entfernung Garibaldi's vom Schauplatze und mit Sistirung seiner Thätigkeit sei ihr auch die Seele entzogen und sie werde bald gänzlich aufhören. Schien es doch, als sei selbst die französische Regierung dieser Ansicht, da sie auf die officielle Nachricht von der Verhaftung Garibaldi's hin, den Befehl gab, die bereits zur Unterstützung der päpstlichen Autorität an Bord gegangenen Truppen wieder auszuschiffen. In diesem Puncte täuschte man sich. Napoleon III. setzte keinen unbedingten Glauben in die Kraft der italienischen Regierung und betrachtete die nationale Partei mit Mißtrauen. Er ließ die Truppen daher wohl wieder ans Land gehen, hielt sie aber nichts desto weniger beisammen, damit sie jeden Augenblick in Bereitschaft wären, dem Papste, so bald es nöthig würde, zu Hülfe zu eilen und seine weltliche Autorität zu beschützen. Er hatte darin richtig gerechnet; die nationale Partei ließ sich durch das Vorgehen der Regierung gegen Garibaldi von ihrem Vorhaben nicht abschrecken und führte herbei, was Ratazzi abwenden wollte.

Sechszehntes Kapitel.

Kampf und Niederlage.

Die italienische Regierung hatte dem in Alessandria verhaftet gehaltenen Garibaldi die Wahl gelassen, ob er dort als Gefangener bleiben, oder nach Caprera zurückkehren wollte. Der General hatte die letztere Alternative vorgezogen, und war in Folge dessen auf einem Staatsdampfer von Genua aus nach Caprera gebracht worden.



Pius IX., regierender Papst.

Die italienische Regierung gab sich der Hoffnung hin, daß mit diesem Schritte die ganze Sache beendet sei, und der Zwischenfall keine weiteren Folgen haben werde, besonders, da sie Garibaldi in seiner Einsiedelei auf

das Schärfste bewachen ließ, indem sie sechs Schiffe vor Caprera stationirte, die den Auftrag hatten, genau darauf zu achten, daß es dem General nicht möglich werde, die Insel zu verlassen. Sie glaubte auf diese Weise der Bewegung dergestalt alle Lebenskraft entzogen zu haben, daß sie sich nicht rühren könnte.

Die königliche Regierung sollte nur zu bald gewahr werden, daß sie sich in dieser Voraussetzung geirrt habe.

Es verbreitete sich zuerst das Gerücht, daß eine Anzahl bewaffneter Insurgenten die römische Provinz Viterbo durchziehe und von päpstlichen Truppen verfolgt werde; kurz darauf aber nahmen die Nachrichten eine festere Gestalt an.

Bewaffnete Banden hatten bei Aquapendente und an anderen benachbarten Orten die Grenze überschritten und in der päpstlichen Provinz Viterbo Requisitionen von Lebensmitteln und Geld eingetrieben.

In der Stadt Aquapendente umzingelte eine etwa achtzig Mann starke Insurgentenabtheilung eine Kaserne, in welcher sich vierzig päpstliche Gensdarmen befanden und hielt dieselben in dem Gebäude gefangen.

In Canino wurde eine Insurgentenschaar von den Truppen in die Flucht geschlagen und an anderen Orten fielen einzelne versprengte Insurgenten den Soldaten in die Hände.

Obwohl es bei allen diesen Vorfällen zum Blutvergießen gekommen war, so betrachtete man doch im ersten Momente diese Bewegungen nur als die letzten Zuckungen des Anstoßes, den Garibaldi gegeben, und sah die eingegangenen Nachrichten für übertrieben an.

Man mußte sich indessen schnell überzeugen, daß die Ereignisse keineswegs so unbedeutend waren, als man es sich vorgestellt hatte; denn die Insurgenten hielten Aquapendente besetzt und die päpstlichen Gensdarmen forderten Unterstützüng von der italienischen Armee, welche ihnen jedoch, in Folge der Septemberconvention, abgeschlagen werden mußte. Daraus ergab sich, daß die Insurrection bereits größere Verhältnisse angenommen hatte.

Die Actionspartei hatte nämlich keineswegs auf die Angriffe gegen die weltliche Macht des Papstes verzichtet.

Der ältere Sohn Garibaldi's, Menotti, dessen Schwager Canzio, Herr Masto und andere Führer dieser Partei, die sich bis dahin in Genua aufgehalten hatten, verließen diese Stadt, um dem Schauplatze der zu erwartenden Bewegung näher zu sein.

Die Besoldung der Freiwilligen fand nach wie vor statt, und Nicotera und Salomone, zwei eng mit Garibaldi verbundene Männer, leiteten von Florenz aus das Ganze.

Diese Nachrichten gelangten natürlicher Weise sehr bald nach Paris und bewirkten, in Verbindung mit den Versprechungen, die Ratazzi den Tuilerien gegeben hatte und die er auch hielt, indem er die bis dahin geduldeten Werbebüreaux in Florenz schließen ließ und das dortige Hilfscomité auflöste, daß Napoleon III. zum zweiten Male die bereitgehaltenen Truppen zur Expedition nach Rom zurückhielt, und man sich der Hoffnung hingab, ohne diesen bedenklichen Schritt zum Ziele gelangen zu können.

Da geschah plötzlich Etwas, an dessen Möglichkeit Niemand geglaubt hatte. Es gelang dem alten Garibaldi, aus Caprera zu entwischen, trotzdem, daß ihn sechs italienische Kriegsschiffe bewachten.

Ein junger Mann, dessen Name bis jetzt nicht bekannt geworden ist, unternahm das schwierige Wagestück.

Eine ganze Woche lang mußte er ein Leben voller Strapazen aushalten, ehe ihm sein kühnes Werk gelang. Ohne Unterlaß hatte er während dieser Zeit auf der Insel Magdalena mit seinen Gefährten sich im Gebüsche versteckt gehalten.

Als er dann den Versuch, den General zu entführen, machte, mißlang derselbe das erste Mal, weil er und sein Gefährte in der Nacht der Ausführung, nach achtstündiger, ununterbrochener Schifffahrt, in dem Augenblicke von den Runden festgehalten wurden, als sie sich der Insel näherten.

Glücklicherweise hielt man sie für Fischer und ließ sie wieder frei.

Dieser Zwischenfall hielt aber die kühnen jungen Leute von einer Wiederholung des Versuches nicht ab, und diesmal gelang er vollkommen.

Der General entkam von der Insel Caprera, zwischen Sonnenuntergang und Mondaufgang, am 15. October, allein in einem sehr kleinen Boote, einem von denjenigen, deren sich gewöhnlich die Jäger in den Sümpfen bedienen, welches als ganz unwichtig übersehen wurde, da es bekannt war, daß man diese Fahrzeuge auf der See nicht brauchen kann.

Garibaldi ging an Bord des Volumella und dieses Schiff kam am 19ten in den Gewässern von Vada an, woselbst es den ganzen Tag hindurch blieb.

Um 6 Uhr Abends ging Garibaldi mit seinen Begleitern an's Land, und nachdem man sich fast in der morastigen Gegend verirrt hatte, kam man in den ersten toskanischen Ort.

Dort nahm der General mit seinen Gesellschaftern die Post und fuhr nach der römischen Grenze. Als er dort angekommen war, übernahm er sogleich den Oberbefehl über die Legion Menotti's und ließ sie augenblicklich vormarschiren.

Mit ungefähr 3500 Mann stieß er am anderen Tage früh in Montero-

tondo auf eine starke Colonne päpstlicher Truppen, welche sich auf der Anhöhe, die auf der Monterontondo liegt, verschanzt hatte, und die mit Artillerie versehen war.

Ohne Zögern ließ Garibaldi angreifen, schlug die Päpstlichen vollständig, eroberte zwei Kanonen und machte eine bedeutende Anzahl zu Gefangenen.

Durch ein kühnes Manöver hatte er die Feinde umzingelt, so daß sie jeden Widerstand aufgaben und unter Zurücklassung von Waffen und Munition ihr Heil in der Flucht suchen mußten.

Garibaldi verfolgte sie; allein bei Torreto gelang es den Zuaven sich wieder zu sammeln, und während der Nacht von Rom aus Verstärkungen an sich zu ziehen.

Am nächsten Morgen griff Garibaldi sie von Neuem an, sprengte sie abermals auseinander und marschirte dann auf Rom los.

In Rom selbst war es unterdessen auch zu blutigen Auftritten gekommen und war die Revolution hier auch nicht siegreich, so war sie andererseits doch auch nicht besiegt.

Am 22. Oktober, eine Stunde nach dem Ave Maria, gab eine Bombe auf dem Platze Colonna das Zeichen zum Ausbruche des Aufruhrs und an mehreren Stellen der Stadt entstanden Tumulte.

Man hatte zwei Kasernen unterminirt; die eine in Trastevere bei San Crihogono, die glücklicher Weise gerettet wurde, und die zweite im Palaste Serristori im Borgo, unweit des Vatikans.

Diese stürzte zusammen und begrub mehr als zwanzig Menschen unter ihren Trümmern. Noch während der Nacht und in der Frühe des anderen Tages, zog man die Leichen der Umgekommenen unter den Trümmern hervor.

Es waren meistentheils dem Musikcorps der Zuaven angehörige römische Waisenknaben und einige Soldaten, die zufällig im Arrest saßen.

Der Angriff auf das Kapitol wurde von der dort befindlichen Wache zurückgeschlagen, und auf dem Platze Araceli gab es Todte und Verwundete.

Eine Bande von zweihundert, zum Theil mit Piken bewaffneten Menschen wurde zwischen dem Forum und Sanct Paul auseinander gesprengt.

Man entdeckte ein geheimes Waffendepot und verhaftete mehr als hundert Personen, wobei sich ergab, daß sie zum größten Theile von der neapolitanischen Grenze hergekommen waren.

Fast gleichzeitig mit diesen Vorgängen drang Garibaldi mit den Seinigen unaufhaltsam vor, und befand sich bald unweit der Mauern

Roms, in welchem man fünf Thore geschlossen, während die übrigen durch vier Reihen von Schanzkörben mit Schießscharten für je zwei Kanonen verbarrikadirt waren.

Die Insurgenten hatten auf dem Monte Parioli über der Acquaacetosa vor den Stadtmauern der Porta del popolo Posto gefaßt und es hatte in der That den Anschein, als sollte es dem General Garibaldi gelingen, seinen lange ersehnten Wunsch erfüllt zu sehen, als abermals Ereignisse eintraten, welche mit einem Schlage die Gestalt der Dinge veränderten.

Bevor jedoch näher auf diese Ereignisse eingegangen werden kann, ist es nothwendig, einen Blick auf die Vorgänge in Florenz und in den Tuilerien zu werfen.

Im Cabinete von Florenz war die Verwirrung groß und wuchs immer mehr, je weiter sich die Dinge entwickelten. Seit dem ersten Versuche Garibaldi's, in das päpstliche Gebiet einzudringen, der mit der Verhaftung des Generals in Asinalunga endete, war die Rathlosigkeit in Florenz groß.

Der König Victor Emanuel war persönlich dem Unternehmen abhold, und Frankreich forderte energisch die genaueste Beachtung des Septembervertrages. In dieser schlimmen Lage wollte der König anfangs der Sache durch einen Coup ein Ende machen und wendete sich in dieser Absicht an seine besten Generale Cialdini, Lamarmora und Menabrea.

Als er aber fand, daß keiner derselben sich dazu hergeben wollte, fiel er auf den Ausweg durch Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, des Kronprinzen Humbert, die complicirten Angelegenheiten zu vereinfachen, da man meinte, der Prinz sei nicht, wie der König, durch vorher eingegangene Verpflichtungen gebunden.

Demzufolge ward der Prinz Humbert nach Florenz berufen und ihm die Uebernahme der Regierung angetragen; aber der Prinz erklärte, daß er die Regierung unter den gegebenen Verhältnissen nicht annehmen wolle.

Hierauf wurde er designirt, das Commando der gegen Rom bestimmten Truppen zu übernehmen. Ratazzi hatte nämlich der französischen Regierung, die ihn hatte wissen lassen, daß die Intervention zu Gunsten des Papstes eine fest beschlossene Sache sei, falls Garibaldi's Unternehmen nicht verhindert würde, durch den Ritter Nigra, den italienischen Gesandten in Paris, dem Kaiser Napoleon erklären lassen, daß im Falle einer französischen Truppeneinschiffung, die italienische Armee unverzüglich in das römische Gebiet einrücken würde und hatte zu diesem Behufe auch eine Concentration derselben angeordnet.

Das Oberkommando über diese Truppen war es nun, welches Prinz

Humbert übernehmen sollte; allein der Prinz erklärte, daß er nicht im Stande sei, dies zu thun, da er durch persönliche Verpflichtungen, welche er gegen den Kaiser Napoleon während seines letzten Aufenthalts in Paris eingegangen sei, daran verhindert werde, und reiste nach Mailand ab.

Unter diesen Umständen wendete sich Ratazzi abermals an das französische Cabinet und versprach, falls man den Gedanken an eine Intervention aufgeben wollte, alles Mögliche zu thun, um die sich im Gange befindende garibaldische Unternehmung zu unterdrücken.

Das Tuileriencabinet fand jedoch diese Versprechungen ungenügend und verlangte zum Beweise der Aufrichtigkeit von Seiten der italienischen Regierung, daß sie die in Florenz bestehenden Werbebureaux der Garibaldianer schließen lasse und das Hilfscomité, an dessen Spitze Crispi, der bekannte Abgeordnete und Freund Garibaldi's stand, auflösen solle.

Hätte sich Ratazzi nun auch entschließen können, auf den ersten Theil der französischen Forderung einzugehen, so konnte er doch unmöglich den zweiten erfüllen, weil er persönlich zu große Verpflichtungen gegen Crispi hatte. Er reichte also gemeinsam mit dem ganzen Ministerium seine Entlassung ein.

Der König nahm jedoch den Rücktritt Ratazzi's nicht sogleich an, schickte aber nach dem General Cialdini, der sich denn auch bereit erklärte, ein Ministerium zu bilden.

Cialdini, 1811 geboren, der aus der wissenschaftlichen in die militairische Laufbahn übertrat, hat eine liberale Vergangenheit. Er focht auf der pyrenäischen Halbinsel gegen Don Miguel und Don Carlos, trat 1848 in die Reihen der lombardischen Kämpfer und wurde bei Vicenza schwer verwundet, als er an der Spitze eines Freiwilligen-Regiments focht.

Im Jahre 1858 kommandirte er in der Krimm in der Schlacht an der Tschernaja eine Brigade und 1859 befehligte er eine Division und zeichnete sich bei Palestro aus.

Bei dem Einfalle der Piemontesen in den Kirchenstaat 1860 warf er sich an der Spitze eines Armeekorps in die Marken, vernichtete bei Castelfidardo die Päpstlichen, schlug bei Isernia ein bourbonisches Corps, eroberte, von den Truppen Garibaldi's unterstützt, Capua und erzwang die Capitulation von Gaeta, so wie später der Citadelle von Messina.

Im Jahre 1861 trat er in die Kammer, wo er sich einigermaßen mit Garibaldi überwarf und unter Anderem nach dem Gefechte von Aspromonte sich gegen die Amnestirung der Garibaldianer aussprach.

In dem Kriege 1866 gegen Oesterreich befehligte er die Armee am Po, überschritt denselben, als Italien, trotz der Cession Venetiens von

Neuem zu den Waffen griff, und erst der Waffenstillstand machte seinem Vormarsche durch das Venetianische ein Ende.

Bei alledem hatte seine Ernennung zum Premierminister die Bedeutung einer vollständigen Unterordnung Italiens unter die französischen Forderungen und wirklich wurde, als seine Ernennung der französischen Regierung gemeldet ward, die Truppeneinschiffung in Toulon abermals sistirt.

Erst nachdem Cialdini seine Bereitwilligkeit erklärt hatte ein Cabinet zu bilden, wurde Ratazzi's Entlassung definitiv vom Könige angenommen, und der neue Premierminister begann seine Versuche, ein Cabinet zusammen zu setzen.

Es zeigte sich aber bald, daß alle Bemühungen Cialdini's, ein Cabinet zusammen zu bringen, vergeblich waren; der General, dessen erste Thaten als Minister die Schließung der Werbebureaux und die Auflösung des Hilfscomités gewesen waren, mußte dem Könige die Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen anzeigen und seine Entlassung erbitten, die vom Könige auch angenommen wurde.

Hierauf sandte der König nach Menabrea, nachdem er abermals, aber vergeblich, mit Ratazzi unterhandelt hatte; denn dieser bestand fest darauf, daß die italienischen Truppen in das päpstliche Gebiet einmarschiren sollten, worin aber der König nicht willigen wollte.

Dem General Menabrea gelang es endlich, ein Ministerium zu bilden, allein es besteht, mit Ausnahme Menabrea's, aus lauter unbedeutenden Personen, die niemals eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Menabrea selbst ist Präsident der Congregation des heiligen Vincenz, also vollkommen ultramontan und seiner politischen Gesinnung nach Conservativer.

Er ist ein tüchtiger Genieoffizier, vertheidigte 1859 die Stellung an der Sesia und leitete 1860 die Belagerungsarbeiten von Gaeta. Im Jahre 1866 war er es bekanntlich, der die Friedensverhandlungen mit Oesterreich führte.

Der zum Minister des Innern ernannte Gualterio machte sich als Präfect von Genua und Neapel sehr unbeliebt. Er gehört zu der Partei Minghetti-Peruzzi, also zur Consorteria.

Zu derselben Partei wird der Justizminister und Kammerpräsident Mari gerechnet. Dagegen ist die politische Farbe des Finanzministers Cambray-Digny, der aus einer alten französischen Familie stammt, völlig unbekannt.

Aber auch in den Tuilerien war die Verwirrung nicht minder groß.

Zwei Punkte waren es, durch welche dieselbe erzeugt wurde. Zuerst die Frage, sollte eine Intervention überhaupt stattfinden oder nicht?

In Betreff dieses Punktes traten bald merkliche Schwankungen und Verschiedenheit der Meinungen hervor. Das französische Kabinet drohte zwar, sobald es Kunde von Garibaldi's Unternehmen gegen Rom erhielt, zu Gunsten des Papstes einschreiten zu wollen und bedeutete der italienischen Regierung, daß sie von Toulon aus Truppen nach Rom schicken werde, falls von Seiten Garibaldi's die päpstliche Grenze überschritten werden sollte, aber sie zögerte dennoch lange, die Drohung zu verwirklichen, und nahm bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, den zum Theil schon ausgeführten Einschiffungsbefehl wieder zurück.

Einige der Minister, namentlich der Marquis Lavalette, äußerten ihre Bedenken gegen die Intervention auf das Unverholenste, obwohl die Kaiserin, von religiösen Gefühlen geleitet, auf das Kräftigste für dieselbe sprach; aber der Kaiser schwankte und so kam es, daß bald Befehle, bald Gegenbefehle, je nach den Wendungen, welche die Dinge nahmen, ertheilt wurden.

Als aber, trotz der Verhaftung Garibaldi's, und ungeachtet aller Versprechungen des italienischen Ministerpräsidenten, der Anschlag der Garibaldianer auf Rom dennoch ausgeführt wurde, als vollends Garibaldi selbst aus Caprera entkam, sich an die Spitze der Bewegung stellte, die päpstlichen Truppen schlug, obgleich sie besser bewaffnet und disciplinirt waren als seine Freiwilligen, und als er siegreich gegen Rom vordrang, da glaubte Napoleon jede Zögerung aufgeben zu müssen und sandte, trotz aller entgegenstehenden Bedenken, eine Division seiner in Toulon zusammengezogenen Truppen nach Civitavecchia mit dem Befehl, das Gebiet des heiligen Vaters zu schützen.

Dies geschah jedoch nicht ohne neue Schwankungen und Meinungsverschiedenheiten. Es trat nämlich die Frage in den Vordergrund, ob die französischen Truppen allein, oder in Gemeinschaft mit der an der päpstlichen Grenze befindlichen Armee Victor Emanuels das päpstliche Gebiet betreten sollten.

Ueber diesen Punkt waren die Meinungen verschieden und die Debatten im Ministerconseil zu Biarritz, wohin Rouher und Lavalette berufen wurden, und wo der italienische Gesandte am französischem Hofe, Ritter Nigra, gleichfalls erschien, waren sehr bewegter Art.

Prinz Napoleon und Lavalette nahmen sich der italienischen Forderung, daß die Truppen Victor Emanuels zugleich mit den französischen die römische Grenze überschritten, auf das Lebhafteste an, wie sie dieselbe von Anfang an vertreten hatten.

Sie wiesen namentlich darauf hin, wie das Einrücken der italienischen

Armee in die Provinzen Viterbo nnd Frosinone gleichzeitig dazu dienen würde, der französischen Occupation schneller ein Ziel zu setzen. Frankreich müsse dann gleichzeitig mit den Italienern das römische Gebiet räumen und bliebe so vor der Unzuträglichkeit einer Occupirung ohne Ende bewahrt.

Marquis de Moustier war entschieden dagegen; seiner Ansicht nach, der sich die Kaiserin energisch anschloß, würde das Einrücken der Italiener in den Kirchenstaat den verderblichsten Eindruck auf die gesammte katholische Christenheit machen, welche dann in dieser neuen Phase nichts als eine längst abgekartete Komödie erblicken werde, durch die Frankreich in Mißcredit kommen müsse.

Rouher, der seinerseits besonnener zu Werke ging, erwog das Für und Wider, indem er namentlich auf die vielen Zufälligkeiten hinwies, denen eine gemeinsame Aktion ausgesetzt sei. Die italienische Armee könne alsdann sehr wohl mit den Garibaldianern gemeinsame Sache machen, anstatt sie zu vertreiben, oder die Päpstlichen Truppen, welche sich, beispielsweise in Viterbo befänden, könnten auch die regulaire Armee als Feinde mit den Waffen in der Hand empfangen und dadurch neue Verwicklungen herbeiführen: kurz die Sache schien auch ihm unthunlich.

Die Kaiserin hatte sich schon Abends vorher entschieden gegen jede Betheiligung Italiens bei der Intervention ausgesprochen, obgleich sie sich für dieselbe an sich ebenso entschieden verwendet hatte, worin sie auf das Kräftigste vom Kriegsminister Niel und allen anderen Ministern unterstützt worden war, bis auf Lavalette, der ebenso unbedingt gegen jede Intervention war, weil sie nichts anderes bedeute, als ein rückhaltsloses sich Beugen unter den Willen des Vaticans.

Aber die Kaiserin und die zu ihr stehende Partei der Minister trug den Sieg davon und dazu mochte nicht wenig die Erwägung des Grundes beitragen, welchen die Kaiserin für die dem Papste zu leistende Hülfe vorbrachte.

Sie wies nämlich darauf hin, welche schlimme Folgen ein Unterlassen der Intervention für die Dynastie haben könne und dieser Fingerzeig fiel bei dem Kaiser schwer ins Gewicht.

Das war auch ganz natürlich; denn durch ein Festhalten am Principe der Nichtintervention in diesem Falle konnte Napoleon III. den Klerus des Reiches sehr leicht zu seinem unversöhnlichen Gegner machen, wie er ihn bisher, trotz manches demselben mißliebigen Schrittes, zum standhaften Freunde gehabt hatte. Der französische Klerus aber war eine Macht, welche der Kaiser wohl zu fürchten hatte; denn er hatte bei seiner Er-

hebung zum Kaiser wohl zu sehen Gelegenheit gehabt, was dieser Klerus über die Mehrzahl der Franzosen, über die Landbewohner, vermochte.

Dazu kam die Gegnerschaft der alten Parteien, der Orleanisten und Legitimisten einerseits und der Republikaner andererseits.

Wenn sich die Geistlichkeit mit diesen die Hand reichte, so war ohne Frage die Dynastie auf das Aeußerste bedroht.

Diese Erwägungen gaben den Ausschlag; die Ausführung der Intervention ward beschlossen und zugleich eine Note an die italienische Regierung abgesendet, in welcher ihre Forderung, bei Ankunft der französischen Hülfstruppen für den Papst, ihrerseits die römische Grenze überschreiten zu dürfen, rund abgeschlagen und das Eintreten eines solchen Ereignisses sogar als Kriegsfall zwischen Italien und Frankreich angesehen wurde.

Zugleich erhielt General Failly den Befehl, sich mit der Division Polhes nach Civitavecchia einzuschiffen und möglichst schnell nach Rom zu marschiren, da man fürchtete, daß Garibaldi zuvorkommen und Rom besetzen könnte.

In einem Puncte hatte sich die französische Regierung bei ihrem Vorgehen doch getäuscht. Das Ministerium Menabrea war, wie wir auch bemerkt haben, ein ultramontanes, und die Franzosen glaubten daraus schließen zu dürfen, daß es die Intervention ruhig werde vor sich gehen lassen und den in einer Note an dasselbe ausgedrückten Willen Frankreichs, italienischer Seits die römische Grenzen nicht zu überschreiten, befolgen werde.

Aber das sollte sich als ein Irrthum erweisen; denn kaum waren die Franzosen unter dem General Failly in Civitavecchia gelandet, als auch das italienische Heer auf vier Punkten die römische Grenze überschritt und eine Depesche erschien, welche das Verfahren der italienischen Regierung rechtfertigte.

Dieses Rundschreiben fand zwar in einem Schreiben des Marquis de Moustier französischer Seits eine eben so rasche als scharfe Entgegnung, allein die italienischen Truppen waren doch einmal auf päpstlichem Gebiete und gingen nicht sogleich auf die Forderung Frankreichs wieder zurück, obwohl, nach den französischen Blättern, durch das Verfahren des Ministeriums Menabrea die Ehre Frankreichs tief verwundet war.

Trotz dieser so starken unumwunden ausgedrückten Mißbilligung Frankreichs, zogen sich die Truppen Victor Emanuels erst dann aus dem päpstlichen Gebiete zurück, als die Ereignisse eingetreten waren, welche wir im nachfolgenden Kapitel berichten werden.

Siebenzehntes Kapitel.

Bei Mentana.

Nach seinem Siege über die päpstlichen Truppen bei Monterotondo, wo zwei Kanonen erobert wurden, marschirte Garibaldi mit einer Schaar von etwa acht bis zehntausend Freiwilligen auf Rom zu und kam bis nach dem, wenige Stunden vor der ewigen Stadt entfernten Marcilenga.

Er hegte immer die Hoffnung, die italienische Armee werde sich mit seinen Freischaaren vereinigen und Rom gemeinsam mit ihnen besetzen. Diese Hoffnung ging jedoch nicht Erfüllung, sondern das Einrücken der italienischen Armee in das päpstliche Gebiet zeigte vielmehr, daß dabei eine andere Tendenz obwalte, als die vorausgesetzte.

Ueberall nämlich, wo sich die Garibaldianer hatten sehen lassen, waren die Bewohner der Ortschaften zusammen getreten, hatten die päpstlichen Wappen entfernt, an ihrer Stelle das italienische aufgerichtet und durch Volksbeschluß erklärt, daß sie die Vereinigung mit dem Königreiche Italien wünschten.

Sobald jedoch die italienischen Truppen in Städte einrückten, wo dergleichen geschehen war, wurde von ihnen das päpstliche Wappen wiederhergestellt und höchstens die französische oder manchmal auch diese und die italienische Fahne rechts und links daneben aufgepflanzt.

Die italienische Regierung erklärte überdies in jedem einzelnen der vorkommenden Fälle, daß sie den oben erwähnten Volksbeschluß nicht annehmen wolle und könne.

Als nun Garibaldi sah, daß er auf die italienischen Truppen nicht rechnen könne und bald darauf erfuhr, daß die Franzosen in Civitavecchia gelandet seien, gab er den Plan auf Rom auf, und beschloß, sich über Tivoli nach der italienischen Grenze zurückzuziehen.

Er gab daher von Monterotondo, seinem Hauptquartiere, die nothwendigen Befehle und setzte sich in Marsch.

Unterdessen war der französische General Failly mit seinen Truppen nach Rom gerückt und hatte beschlossen, die Garibaldianer, welche ihre

Vorposten bereits bis an [illegible]echte Ufer des Anio vorgeschoben hatten und Rom bedrohten, aus die[illegible] Stellungen zu vertreiben.

Er setzte sich daher mit den Höchstcommandirenden der päpstlichen Streitkräfte in Verbindung, man entwarf die Grundzüge der Operation und rückte am 3. November, einem Sonntage, trotz eines heftigen Sturzregens um fünf Uhr Morgens dem Feinde entgegen.

Ehe wir nun in der Erzählung dessen, was sich begab, weiter gehen, ist es nothwendig, ein kurzes Bild der Gegend zu entwerfen, in welcher die Thatsachen sich zutrugen, damit der Leser einen klaren Begriff vom Gange der Begebenheiten erhalten möge.

Die Tiber, der Fluß an welchem Rom liegt, gelangt dorthin, indem sie eine Richtung von Norden nach Süden einschlägt.

In kurzer Entfernung von der Stadt nimmt sie von Links einen bedeutenden Nebenfluß, den Anio, auf, mit welchem sie fast einen rechten Winkel bildet.

Von diesem Vereinigungspunkte der Flüsse aus stromaufwärts, beginnt eine Reihe von Vorbergen, welche sich allmählig erheben und ausgezeichnete Vertheidigungspunkte bilden.

Auf einem dieser Vorberge, welche bis an die Tiber reichen, sind die bedeutenden Ortschaften Mentana und Monterotondo gelegen, große alterthümlich befestigte Flecken, mit dicken Mauern umgeben und im Norden und Süden durch zerklüftetes und sehr schwer zugängliches Terrain gedeckt.

Zwei Wege führen aus Rom nach diesem Punkte, der eine die Tiber entlang auf der Straße von Rom nach Florenz und an dem Fuße der Höhen vorüber.

Der Andere führt über die Aniobrücke, welche Nomentana heißt, und nimmt seine Richtung auf Mentana zu. Dieser Weg erreicht seine größte Höhe bei den Eingängen von Mentana, welche er von der Seite Roms her beherrscht, und bildet auf diese Weise den Schlüssel zu der Position, welche Garibaldi inne hatte.

General Failly setzte nun zwei Colonnen in Bewegung: die eine, aus dreihundert Mann der päpstlichen Armee bestehend, marschirte durch das Thal und hatte besonders die Aufgabe, eine Diversion gegen Monterotondo auszuführen, während der Hauptangriff auf die Höhen in der Nachbarschaft von Mentana berechnet war.

Eine zweite Colonne nahm ihren Marsch auf diesen letzteren Punct zu. Sie bestand aus einer Avantgarde, die aus zweitausend päpstlichen Zuaven gebildet war, aus Carabinièren der römischen Legion und einer

päpstlichen Batterie. Diese Truppen, unter dem Befehle des General Kanzler, hatten sich die Ehre erbeten, zuerst zum Angriffe vorgehen zu dürfen.

Die französische Colonne, unter dem Befehle des Generals v. Polhes, bestand aus dem zweiten Bataillon der Jäger zu Fuß, einem Bataillon des ersten Linien-Regiments, einem Bataillon des neunundzwanzigsten, zwei Bataillonen des neunundfünfzigsten, einer Abtheilung des siebenten Jäger-Regiments, einer halben Batterie des zwölften Artillerie-Regiments, einem Detachement des Genie-Corps und einer Abtheilung des Feld-Lazareths.

Die Haupt-Colonne, welche Rom durch die Porta pia verließ, überschritt die Brücke Nomentana, welche die Garibaldianer Tages zuvor verlassen hatten, und rückte vor, ohne beunruhigt zu werden.

Gegen ein Uhr Nachmittags eröffneten die Vorposten Garibaldi's, welche die den Weg besäumenden Büsche besetzt hatten, das Feuer auf die päpstliche Avantgarde.

Die Büsche wurden durch einen raschen und glänzenden Angriff der Zuaven genommen, denen es gelang, sich auf den Höhen, welche Mentana beherrschen, festzusetzen.

Zur Unterstützung dieser Offensivbewegung und um die Garibaldianer an Ueberflügelung der Zuaven zu verhindern, schickte der General v. Polhes gegen die rechte Flanke derselben drei Compagnien des zweiten Jäger-Regiments zu Fuß und ein Bataillon des ersten Linien-Regiments, gegen die linke Flanke ein Bataillon des neunundzwanzigsten Regiments nebst einem Geschütze.

Das erste Linien-Regiment nahm Stellung auf einer Höhe von achthundert Metres vor Mentana, und eröffnete ein wohlunterhaltenes Feuer gegen den Ort mit zwei weiteren, zur Disposition stehenden Geschützen. Allein trotz der Verheerungen, welche diese Geschütze in den Reihen der Garibaldianer anrichteten, ungeachtet der Feuersbrunst, die sie in dem Orte selber veranlaßten, rückte dennoch aus Monterotondo ein Schwarm von Plänklern vor, um alle Hügelkämme und die sehr wellenförmige Hochebene auf dem Wege von Mentana zwischen San Sulpizio und Monterotondo zu besetzen.

Da die römische Legion und das Corps der päpstlichen Carabiniers stark gelitten hatten, und die Garibaldianer erbitterten Widerstand leisteten, stürzte sich das erste Linien-Regiment rasch auf den Kampfplatz, stieg im Laufschritte die Abhänge von San Sulpizio herab, und entwickelte sich, indem es zur Deckung gegen die feindlichen Kugeln drei Compagnien rechts in Colonne behielt.

Dann rückte das Bataillon, das von drei Compagnien des zweiten Jäger-Bataillons unterstützt war, und Befehl hatte, nicht zu feuern, unmerklich gegen den äußersten linken Flügel der Garibaldianer vor, um deren Rückzugslinie auf Monterotondo zu bedrohen.

Dieser Aufmarsch, der mit vieler Präcision ausgeführt wurde, machte einen solchen Eindruck auf die Garibaldianer, daß sich dieselben in geschlossenen Haufen zurückzogen.

Nun marschirten die drei, an der rechten Flanke befindlich gewesenen Compagnien auf und eröffneten auf die ungeordneten Massen der Garibaldianer auf der Straße nach Monterotondo ein, nach Maaß der nur in geringer Zahl vorhandenen Patronen, beschränktes Schnellfeuer, welches den Tod und namentlich die Demoralisation in die feindlichen Reihen brachte.

Das erste Linien-Regiment, das den Auftrag hatte, seinen Marsch nach dem der anderen Colonnen zu regeln, machte nun Halt und nahm Stellung, um die Angriffsbewegung gegen Mentana selbst abzuwarten.

Während dies auf dem rechten Flügel vorging, hatte am linken Flügel das Bataillon des neunundzwanzigsten Linien-Regiments eine gleichartige Bewegung gemacht.

Dasselbe hatte sich lebhaft auf die waldigen, den Ort umgebenden Höhen geworfen, die garibaldischen Plänkler von Hügel zu Hügel gedrängt, und näherte sich sichtlich dem Orte Mentana, welchen es von Südosten bedrohte.

Da rückte eine fünfzehnhundert Mann starke Colonne Garibaldianer aus Monterotondo heraus, welche die zerstreuten Plänkler sammelte und hierauf in Mentana einzudringen versuchte, das in einen heftigen Kampf mit dem aus der päpstlichen Armee bestehenden Centrum verwickelt war.

Nun ließ das Bataillon des neunundzwanzigsten Regiments zwei Compagnien zur Deckung des Rückzuges zurück, machte eine kräftige Vorwärtsbewegung, und indem es seine numerische Schwäche durch die Wahl einer vortheilhaften Position ausglich, die den von der erwähnten garibaldischen Colonne einzuschlagenden Weg beherrschte, gelang es ihm, die letzteren aufzuhalten und bis zum Einbruch der Nacht deren Vereinigung mit den Truppen, welche Mentana vertheidigten, zu verhindern.

Nachdem so die Stellungen an beiden Flügeln stark besetzt waren, war nichts mehr nöthig, als noch eine Anstrengung im Centrum zu machen.

Eine kräftige Angriffsbewegung wurde gegen Mentana von den hierzu beauftragten päpstlichen Truppen unternommen, die Nacht gestattete

aber die vollständige Durchführung dieser Operation nicht, und es wurde dieselbe auf den nächsten Morgen verschoben.

Die Bataillone des ersten und des neunundzwanzigsten Linienregiments, die am weitesten vorgerückt waren, erhielten Befehl, ihre Stellungen während der Nacht zu verlassen und sich, das Erste neben dem neunundfünfzigsten, das neunundzwanzigste neben den Bivouacs der päpstlichen Zuaven zu railliren.

Alle Truppen lagerten also auf dem Schlachtfelde und stellten ihre Feldwachen auf halbe Schußweite von Mentana auf, bereit, den Angriff mit Tagesanbruch zu erneuern.

Die Nacht verging ohne Beunruhigung.

Gegen halb sechs Uhr Morgens ließ der Oberstlieutenant Bressolles rapportiren, daß er bei Inspizirung seiner Feldwachen zu bemerken geglaubt habe, daß Mentana geräumt sei.

Es wurde ihm befohlen, sich davon militairisch zu überzeugen.

Beim Beginn dieser Operation wurde auf dem Schlosse von Mentana eine Parlamentairflagge aufgehißt und ein garibaldianischer Parlamentair verließ den Ort.

Der General Polhes jedoch verwarf, gemeinschaftlich mit General Kanzler, den Vorschlag, die Vertheidiger von Mentana mit Waffen und Gepäck abziehen zu lassen.

Inzwischen war die Recognoscirungstruppe des neunundfünfzigsten Regimentes in Mentana eingedrungen und der Befehlshaber derselben, Oberstlieutenant Bressolles, trat in directe Unterhandlungen mit dem garibaldischen Major, der auf dem Schlosse commandirte.

Die Kapitulation wurde unter folgenden, von den Generalen Polhes und Kanzler ratifizirten Bedingungen abgeschlossen:

Die Vertheidiger des Schlosses sollten, mit Zurücklassung ihrer Waffen, das Schloß verlassen und unter französischer Escorte nach der italienischen Grenze gebracht werden.

Die übrigen Garibaldianer dagegen, etwa achthundert an der Zahl, sollten Kriegsgefangene werden.

Von anderer Seite schob das erste Linien-Regiment, nachdem es sich überzeugt, daß das neunundfünfzigste Regiment keinerlei Widerstand in Mentana fand, eine starke Recognoscirungstruppe gegen Monterotondo vor. Zwei Bauern versicherten, die Garibaldianer hätten während der Nacht den Platz geräumt. Gleichwohl rückte man, um eine Ueberrumpelung zu vermeiden, mit aller Vorsicht vor, traf aber nur wehrlose oder verwundete Garibaldianer.

Das erste Linien-Regiment und, nach ihm, das zweite Jäger-Ba-

taillon rückten unter dem Jubel der Bevölkerung und unter Vivats auf den Kaiser in Monterotondo ein.

Sofort wurde auf den Thürmen des Palastes das Wappen des heiligen Vaters aufgezogen; zweitausend Gewehre wurden erbeutet und die nöthigen Schritte zur Organisirung der Vertheidigungsmittel gethan.

Das päpstliche Zuaven-Regiment, funfzehnhundert Mann stark, besetzte das Schloß und die Stadt, die anderen Truppen lagerten sich, zwei Kilometer von der Stadt entfernt, dicht bei den Brunnen, die in dieser Gegend sind.

Dies ist der Hergang der Sache, nach Darstellung des französischen Generals de Failly; er behauptet, daß der Verlust seiner Landsleute aus zwei verwundeten Offizieren, und zwei Todten, sechsunddreißig verwundeten und einem vermißten Soldaten bestanden habe.

„Die päpstliche Armee," sagt der Bericht, „die mit dem Hauptangriff betraut war, hat viel bedeutendere Verluste erlitten. Was diejenigen der Garibaldianer anlangt, so sind sie, im Vergleich zu den Verlusten der Alliirten, enorm. Die Zahl der vom Schlachtfelde weggetragenen Todten übersteigt sechshundert, die Zahl der Verwundeten ist dem entsprechend, und diejenige der Gefangenen beläuft sich auf sechszehnhundert."

Die schwache Seite des Berichts entdeckt man auf den ersten Blick. Von der päpstlichen Armee, die sich die Ehre erbeten hatte, zuerst zum Angriffe vorgehen zu dürfen, wollte General de Failly nichts Uebles sagen und konnte doch auch nichts Gutes berichten; er schweigt daher über ihre Thaten gänzlich, läßt ihren Verlust völlig unbestimmt und behilft sich mit den allgemeinen Worten: „Ich vermag diesen Rapport nicht besser zu schließen, Herr Marschall, als indem ich Ew. Excellenz sage, mit welchem Eifer und welcher Tapferkeit die päpstlichen Truppen sich geschlagen haben. Die französische Armee schätzt es sich zur Ehre dies anzuerkennen."

Das klingt ziemlich kühl und zeigt den Ton eines gütigen Protectors gegen einen strebsamen, aber nicht ebenbürtigen oder besonders glücklichen Kampfgenossen.

Auch für die Garibaldianer hat der Bericht kein anderes Wort, als daß sie „erbitterten Widerstand geleistet" hätten, obwohl er ihnen ein indirectes Zeugniß ihres Muthes in der Stelle ausstellt, wo er von ihrem Vordringen aus Monterotondo nach Mentana trotz des französischen Feuers spricht.

Es versteht sich endlich von selbst, daß der General de Failly nur Rühmliches von den französischen Soldaten in Bezug auf die Chassepot-Gewehre sagen kann.

„Unsere Soldaten," berichtet er, „haben von Anfang an bewiesen,

daß sie, trotz ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, gleichwohl Ruhe und Kaltblütigkeit besitzen, um aus unserer neuen Bewaffnung alle die Vortheile zu ziehen, die man von ihrer Vollkommenheit und Schießgeschwindigkeit erwarten kann."

Der Bericht des päpstlichen Generals Kanzler bietet eben nicht viel Neues, seinem Inhalt nach. Die Zahl der päpstlichen Truppen, welche an dem Gefechte Theil genommen, beziffert General Kanzler mit 3913, jene der Franzosen mit 2200 Mann, indessen scheint die Schätzung der Letzteren etwas zu tief gegriffen, da in der Ordre de Bataille sechs Bataillone angeführt sind, deren jedes doch mindestens über vierhundert Mann stark sein mußte.

Der päpstliche General gesteht ferner zu, daß er um halb vier Uhr Nachmittags die Unterstützung der bis dahin unthätig gebliebenen französischen Colonne nachsuchen mußte, weil die feindlichen Linien die Aufstellung der Päpstlichen zu umzingeln drohten.

Seltsam nimmt sich, neben diesem etwas demüthigen Geständnisse, dasjenige aus, was der Cardinal Antonelli in seinem am 3. November erlassenen Rundschreiben sagt, nachdem er der Ankunft der französischen Truppen gedacht hat. Er meint, daß „die tapfere päpstliche Armee, auf die französische Hülfe gestützt, ganz sicher die garibaldinischen Banden verjagt haben würde, obgleich sie an Zahl gewachsen und durch die Gegenwart ihres berüchtigten Häuptlings animirt waren."

Am wenigsten kann man sich wohl mit dem einverstanden erklären, was der tapfere päpstliche General über Garibaldi selbst zu Tage giebt.

„Garibaldi," berichtet er, „wohnte mit seinen Söhnen dem Kampfe von Mentana bei. Er zeigte sich niemals in den ersten Reihen und sobald er sah, daß die Seinigen an allen Puncten vor der Tapferkeit unserer Soldaten zurückwichen, beeilte er sich, sich in Monterotondo in Sicherheit zu setzen.

„Von da aus ging er noch am selben Abend mit seiner Familie über die Grenze zurück und verwandelte somit das gotteslästerliche Kriegsgeschrei „Rom oder Tod," in dasjenige: „Rette sich, wer kann."

„Uebrigens muß man anerkennen, daß die Bewegungen des Feindes gut geleitet waren, und daß die Garibaldianer, auf ihre numerische Ueberlegenheit und die Vortheile ihrer Stellung vertrauend, an verschiedenen Puncten, namentlich hinter Mauern und Barrikaden, sich muthig vertheidigt haben."

Den Verlust der päpstlichen Truppen beziffert der Bericht mit dreißig Todten und einhundertundfünf Verwundeten, die Zahl der im Gefecht gewesenen Garibaldianer mit ungefähr neuntausend Mann und deren Ver-

lust mit mehr als tausend Todten und Verwundeten, und eintausenddreihundertachtundneunzig Gefangenen.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem Berichte des Generals de Failly und mehr noch zu dem des päpstlichen Heerführers bildet eine in der Revue contemporaine veröffentlichte Schilderung des Gefechts bei Mentana, die von Herrn v. Calonne herrührt, welcher dem Gefechte als Augenzeuge beigewohnt hat.

Er behauptet geradezu, daß die schlecht bewaffneten Garibaldianer nur der Ueberzahl ihrer, mit allen Hülfsmitteln zum Kriege ausgerüsteten, trefflich organisirten Gegner, erlegen seien.

Nimmt man nun die Berichte zur Hand, welche von Garibaldianern der Oeffentlichkeit übergeben worden sind und die sich durch Einfachheit und Schmucklosigkeit bemerklich machen, so dürfte man geneigt sein, sich den Anschauungen des Herrn v. Calonne anzuschließen und der Nothwendigkeit „die Unterstützung der französischen Colonne“ nachzusuchen, welche der Herr General Kanzler eingesteht, einen anderen, als den von ihm angegebenen Grund unterzulegen.

Der Generalstab Garibaldi's veröffentlichte einen vorläufigen Bericht über die Vorgänge bei Mentana, in welchem er sich über das Gefecht aussprach und aus welchem einige Stellen hervorgehoben werden mögen. In diesem heißt es:

„Am 3. November, um halb ein Uhr, nahm die italienische Freischaar, die Monterotondo besetzt hielt, ihren Marsch in der Richtung auf Mentana gegen Tivoli, wo auch die anderen Freicorps, die sich auf dem päpstlichen Territorium befanden, eintreffen sollten.

„General Garibaldi hatte die Eventualität eines Zusammenstoßes mit dem Feinde während des Marsches vorhergesehen und demnach alle Dispositionen getroffen, um sich gegen eine Ueberraschung zu schützen.

„Die Vorhut bildete das erste Bataillon Bersaglieri, das durch starke Patrouillen die rechte Flanke zu unterstützen hatte, welche dem Feinde am Meisten ausgesetzt war.

„Wir waren unserer fünftausend Mann mit zwei Geschützen, welche wir bei Monterotondo gewonnen hatten.

„Die Vorhut war eben an Mentana vorüber, als unsere Kundschafter den General benachrichtigten, daß die päpstlichen Truppen bereits eine Abtheilung der äußersten Vorhut angegriffen hätten.

„Angesichts des Feindes traf der General sofort seine Dispositionen. Das zweite Bataillon der Freiwilligen und das zweite und dritte der Bersaglieri, zugleich mit einer Compagnie der Livorneser Schützen, nahmen Stellung auf den Hügeln, welche sich eine halbe Meile von Mentana be-

finden und wurden von einem lebhaften Feuer der päpstlichen Jäger und Zuaven empfangen.

„Weil aber die Stellung von Mentana sich nicht zur Vertheidigung eignete und auf der Linken eine starke Bewegung sich verrieth mit der augenscheinlichen Absicht, uns den Rückzug abzuschneiden, löste sich die Kette der Unseren in Mentana, wo sie Castell und Häuser besetzte, während der Rest der Garibaldianischen Streitmacht gegen die Linke zu und hinter dem Orte sich entfaltete.

„Nun geschah es, daß zwei Colonnen Zuaven und Jäger das Dorf stürmten und nach wenigen Augenblicken in die ersten Häuser desselben eindrangen.

„Die Lage war kritisch. Mentana und der Rückzug bedroht.

„Garibaldi befahl einen Bajonetangriff auf der ganzen Linie, der glänzend ausgeführt wurde, und Mentana ward wieder genommen.

„Der General selbst leitete von einer Anhöhe aus das Feuer der Geschütze.

„Das Treffen schien gewonnen und der Feind verlor in jedem Augenblicke an Terrain, als sich eine neue und dichte feindliche Gruppe auf dem Kampfplatze zeigte.

„Es waren frische Bataillone der Legion von Antibes, die zur Verstärkung der wankenden Bataillone des ersten Treffens eintraten und unsere Linke mit neuer Kraft attaquirten.

„Ihre Präcisionswaffen und Geschütze richteten eine Verheerung unter den Unsrigen an, welche ihnen jeden Fuß breit tapfer streitig machten. Doch zu siegen, war von nun an unmöglich.

„Die Uebermacht drängte uns zurück, der Mangel an Munition lähmte uns gänzlich. Die Geschütze hatten ihre siebzig Schüsse erschöpft.

„Es war nöthig, den Rückzug zu decken, dabei den Feind fern zu halten und seinen Vormarsch auf der Straße von Mentana nach Monterotondo zu hindern. Dies ward erreicht, und der Rückzug nach dem letzteren Ort vollzogen.

„Dort concentrirte der General Garibaldi alle disponiblen Kräfte zur Vertheidigung der Position und des Castells.

„Der Feind näherte sich auf Flintenschußweite dem Dorfe, wagte aber nicht seinen Angriff fortzusetzen, sondern nahm gegen 5 Uhr Stellung auf den Hügeln, welche Monterotondo umsäumen und schien uns den Abend und die ganze Nacht zur Verfügung lassen zu wollen.

„So konnte Garibaldi sich wieder erholen und bei der starken Position von Monterotondo den äußersten Widerstand wagen.

„Allein nach der französischen und italienischen Intervention beherrschte

die politische Situation die militairische und mußte ein weiteres Blutvergießen nutzlos erscheinen.

„Garibaldi begriff dies wohl und commandirte zum Rückzuge nach Passo Correse, der gegen Abend, angesichts des Feindes, in der größten Ordnung ausgeführt wurde.

„Das Gefecht dauerte vier Stunden. Das ganze päpstliche Heer mit drei Batterien, von denen übrigens nur einige Stücke in Wirksamkeit gesetzt werden konnten, stand uns gegenüber.

„Die Haltung der Freiwilligen während des Gefechts war löblich und fast alle Offiziere traten persönlich im Augenblicke der Gefahr in die Action ein.

„Doch die Keime der Auflösung, welche in unserem Corps auf nichtsnutzige Art von Polizeiagenten ausgestreut waren, Mangel an Munition, die erbärmlichsten Waffen, der augenscheinliche Abgang eines letzten Zieles, hatten den Sieg unmöglich gemacht.

„Unsere Verluste können sich auf zweihundertundfünfzig Todte und Verwundete und auf einige hundert Gefangene belaufen; doch der Feind hat seinen Sieg theuer bezahlt."

Dieser einfache Bericht bestätigt, so schmucklos und entfernt von Uebertreibung, wie er ist, die Worte des Herrn v. Calonne und die Behauptung des Correspondenten des Journal de Débats, eines Augenzeugen, der sagt:

„Der Vortheil war auf Seite der Garibaldianer und die päpstliche Armee lief Gefahr, in Stücke gehauen zu werden, als die Franzosen den Ausschlag zu Gunsten der Päpstlichen gaben."

Und im Messager de Toulon berichtet gleichfalls ein Augenzeuge: „Die Päpstlichen verloren, von der Ueberzahl erdrückt, an Boden, und ihr Weichen schien in offene Flucht sich verwandeln zu wollen."

Diese Zeugnisse, dünkt uns, genügen vollkommen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Gefangennahme.

Bereits vor dem Treffen bei Mentana hatte Garibaldi, namentlich, als ihm die Ankunft der Franzosen in Civitavecchia und Rom bekannt geworden war, seine Absichten auf Rom aufgegeben und den Rückzug nach der italienischen Grenze beschlossen. In Ausführung dieses Beschlusses begriffen, wurde er bei Mentana von den vereinigten Päpstlichen und Franzosen angegriffen und, nach hartnäckiger Gegenwehr, wie wir berichtet haben, geschlagen.

Er zog sich in der Nacht zurück und gelangte glücklich nach Passo Correse, woselbst er eine Proclamation erließ, in der die Auflösung sämmtlicher Freischaaren angekündigt und gesagt wurde, die Intervention der französischen und italienischen Truppen habe der Mission der Garibaldianer ihr Ziel, die Befreiung Roms, genommen, sie wollten sich nun als Zuschauer der Lösung verhalten, welche das italienische und französische Heer dem Probleme geben würden, und es sei zu hoffen, daß, falls sich die Lösung der Frage nicht dem Wunsche der Nation gemäß vollziehe, das Land wohl in sich selbst neue Kraft finden werde, über diese Lebensfrage selbst zu entscheiden.

Garibaldi hatte, nach Auflösung der Freischaaren, unter ausdrücklicher Bürgschaft seiner persönlichen Freiheit, einen Spezialtrain zu seiner Verfügung erhalten, um nach Florenz zurück zu kehren, welchen er und seine Freunde, unter Anderen Crispi, Guerzoni und Fabrizi benutzten.

Während der Fahrt fiel von Seiten Garibaldi's und seiner Freunde nicht das Geringste vor, was einen Vorwand hätte bieten können, die bereits getroffenen Vorkehrungen in Ansehung der Fahrt zu ändern.

Auf dem Bahnhofe zu Narni telegraphirte Crispi im Namen und Auftrage Garibaldi's an die Gesellschaft Rabottino in Livorno, daß sie ein Dampfschiff in Bereitschaft halten sollte, welches den General direct nach Caprera zurück zu bringen hätte.

Bei der Ankunft des Zuges in Figline wurde derselbe angehalten, und der Oberstlieutenant der Carabinieri, Cavaliere Camozzi, präsentirte sich

dem General Garibaldi mit der Bitte, unter vier Augen mit ihm sprechen zu wollen.

Der Bahnhof wurde sofort von einer Division Bersaglieri unter dem Commando des Majors Fiastri und von einer starken Abtheilung Carabinieri militairisch besetzt.

Einige Minuten später stieg der General nebst seinen Begleitern aus dem Waggon. Plötzlich hörten die Letzteren Garibaldi mit erhobener Stimme den Oberst Camozzi fragen:

„Haben Sie einen ordentlichen Verhaftsbefehl?"

„Nein," war die Antwort, „ich selbst bin beauftragt, Sie zu verhaften."

Darauf entgegnete der General:

„Sie wissen wohl, daß Sie sich eine Ungesetzlichkeit zu Schulden kommen lassen. Ich bin mir keiner Feindseligkeiten gegen den italienischen Staat, noch gegen dessen Gesetze bewußt. Ich bin italienischer Deputirter, römischer General, ernannt von einer gesetzlich constituirten Regierung und amerikanischer Bürger. Als solcher kann ich, da ich auf keiner verbrecherischen Handlung betroffen wurde, nicht verhaftet werden, und Sie und diejenigen, welche Sie geschickt haben, verletzen das Gesetz.

„Uebrigens erkläre ich, nur der Gewalt zu weichen, und wenn Sie mich verhaften wollen, so mögen Sie dies gewaltsam thun."

Bei diesen Worten waren die sämmtlichen Begleiter des Generals entschlossen, in seiner Person das Gesetz und das Recht zu vertheidigen.

Garibaldi erklärte ihnen jedoch, daß er den Gewaltact, den man an ihm zu begehen beabsichtige, nicht erwidern lasse; daß er niemals in einen Conflict mit den italienischen Soldaten willigen werde und gebiete ihnen, jeden Gedanken an einen bewaffneten Widerstand aufzugeben.

„Hätte ich," fügte er hinzu, „mit den Waffen Widerstand leisten wollen, so würde ich mich zuerst derjenigen bedient haben, die unter meinem Befehle standen, anstatt dieselben an der Grenze ausliefern zu lassen."

Seine Begleiter gehorchten.

Dabei war viel Volk zusammen gelaufen, was einen Zusammenstoß mit den Truppen befürchten ließ. Um nun ein derartiges, für das Land so demüthigendes Schauspiel zu verhüten, so telegraphirte der Deputirte Crispi zweimal an den Ministerpräsidenten, er möge im Namen Italiens den Verhaftsbefehl zurücknehmen, Garibaldi wolle sich ja nach Hause, nach Caprera begeben.

Oberst Camozzi wurde um kurzen Aufschub, bis zum Eintreffen der Antwort gebeten.

Gleichzeitig drang man in den Obersten Camozzi, daß er auch seinerseits den Entschluß Garibaldi's telegraphisch zur Kenntniß bringen und,

in Betracht der neuen, unvorhergesehenen Umstände, neue Instructionen verlangen möge.

Diesem Wunsche setzte der Oberst die entschiedenste Weigerung entgegen und nachdem fast eine Stunde verflossen war, ohne daß irgend eine Antwort auf Crispi's Telegramm aus Florenz eintreffen wollte, erklärte der Oberst der Carabinieri, seine Ordre vollziehen zu müssen.

Auch die zu wiederholten Malen von Garibaldi abgegebene Erklärung, daß er müde und leidend sei und sich durch die seit längerer Zeit erlittenen Entbehrungen und Anstrengungen wie gebrochen fühle, daher auch der neuen und schweren Mühsal einer Reise nicht gewachsen sei, blieb fruchtlos.

Es traten vier Mann, von einem Sergeant geführt, an Garibaldi heran und forderten ihn im Namen des Gesetzes auf, ihnen zu folgen.

Der General, der auf seinem ersten Entschlusse, nur der Gewalt zu weichen, beharrte, wurde von den Carabinieri von dem Platze, wo er saß, gehoben, und so als Last, unter dem feierlichen Schweigen seiner Freunde, in den für ihn bestimmten Wagen getragen.

Nur der Deputirte Crispi erhob einen energischen Protest gegen diese Verletzung des Gesetzes und gegen die einem großen Bürger Italiens angethane Beschimpfung.

Es wurde der Familie und der Dienerschaft Garibaldi's gestattet, ihn zu begleiten; es blieb jedoch nur sein Schwiegersohn Canzio bei ihm, und in denselbem Wagen setzte sich noch der Oberst Camozzi.

So wurde Garibaldi nach La Spezzia gebracht, wo er bei seiner Ankunft der Gegenstand einer begeisterten Ovation war. Auf dem Bahnhofe waren etwa fünfhundert Personen versammelt, welche den General bis an das Hotel zum Malteser Kreuz begleiteten und die Luft mit anhaltenden Viva's erfüllten.

Allein kaum angekommen, mußte Garibaldi den Wagen wieder besteigen und wurde unter Bedeckung eines Detachements Carabinieri und eines Bataillons Bersaglieri nach Varignano gebracht, um welches herum drei Panzerschiffe Wacht halten.

Er wird hier auf das Schärfste bewacht; seine Freunde Fabrizi und Micelli konnten keine Erlaubniß erhalten, ihn zu sehen, und selbst seinen Söhnen Menotti und Riciotto wurde sie anfangs abgeschlagen. In letzterer Zeit hat jedoch die Strenge in soweit nachgelassen, daß ihn seine Söhne besuchen konnten.

In Varignano hat Garibaldi den Major Basso und seinen Schwiegersohn Canzio bei sich und das ganze Schloß und die damit zusammenhängenden Gemächer sind ihm als Gefängniß angewiesen.

Er ist der Aufsicht desselben Oberst Camozzi übergeben, welcher ihn in Figline verhaftete. Dieser ist äußerst zuvorkommend gegen ihn, überwacht ihn aber auf das Strengste und verhindert jeden Verkehr des Generals nach Außen. So darf kein Schriftstück aus dem Schlosse heraus, allein die Journale werden dem General regelmäßig eingehändigt.

Man sagte, daß die Regierung dem Generale den Prozeß machen wolle, allein es scheint ihr damit doch nicht rechter Ernst zu sein. Sie hat zwar die Gutachten einiger Rechtsverständigen über diesen Punkt eingeholt, allein es heißt, der Wille des Cabinetts sei, Garibaldi noch einige Zeit, bis zur größeren Beruhigung der Gemüther, fest zu halten und dann ohne weitere Prozedur in Freiheit zu setzen.

Nach anderen Nachrichten beabsichtigte man ihm seinen Wohnsitz in Elba anzuweisen, während wieder andere behaupten, der General habe erklärt, freiwillig nach Amerika auswandern zu wollen.

Sobald die Verhaftung Garibaldi's, dem weder die Niederlage bei Mentana, noch seine Gefangennahme in Figline das Mindeste von seinem Nimbus genommen hatten, im Volke bekannt wurde, erhoben sich in einzelnen Städten Tumulte, die an einigen Orten, namentlich in Mailand, einen beunruhigenden Character annahmen.

In Turin nahm die Sache mehr eine antifranzösische Färbung an. Es bildete sich dort eine Gesellschaft, die sonderbarer Weise den Namen „die Friedensliga" führt, welche sich verpflichtet hat, so lange die Franzosen Rom besetzt halten, durchaus keine aus Frankreich eingeführten Waaren irgend einer Art zu kaufen. Dies wurde selbst auf Uebersetzung französischer Stücke angewendet und die französische Schauspielergesellschaft mußte ihre Vorstellungen nach kaum begonnener Saison wieder einstellen.

Man riß auch die Schilder französischer Kaufleute, die in Turin etablirt sind, ab und namentlich wurde das Pariser Kaffèhaus, welches von einem Franzosen bewirthschaftet wird, der Gegenstand einer bedrohlichen Demonstration. Die Fensterscheiben wurden durch Steinwürfe zertrümmert.

Aus der Mitte eines sehr zahlreichen Menschenschwarms, der durch die Hauptstraßen zog und schrie: „Wir wollen Garibaldi frei haben! Nieder mit dem fremden Einflusse," erhoben sich plötzlich Stimmen, welche schrien, die französischen Schilder von verschiedenen Magazinen und Geschäftshäusern herab zu reißen und in Folge dessen ward der Ladenzugang des Coiffeurs Sampe zerbrochen.

Die Truppen hatten Mühe, die Ordnung wieder herzustellen und es dauerte lange, ehe es geschah; allein diese Ausbrüche des Volksunwillen waren von keiner großen Bedeutung. Viel ernsthafter gestaltete sich die

Sache in Mailand, wo republikanische Tendenzen im Spiele waren, die durch die Intriguen und Aufhetzereien Mazzini's in Scene gesetzt wurden.

Hier versammelte sich gegen sieben Uhr Abends ein Haufe junger Leute, welche allen Klassen der Gesellschaft angehörten, in der neuen Galerie des Café Biffi.

Einer der gewöhnlichen Redner suchte sie in Aufregung zu setzen, es gelang ihm und gleich darauf zogen sie nach dem Domplatze unter dem Rufe: „Es lebe Garibaldi! Nieder mit der Regierung! Krieg den Franzosen!"

Dieser erste Haufe Ruhestörer, welcher durch den Zulauf Neugieriger bedeutend verstärkt wurde, beschloß vor das Haus des französischen Consuls zu ziehen; allein die Polizei war wachsam und hatte dort eine starke Abtheilung Carabinieri aufgestellt, welche, in Betracht der großen Zahl der Tumultanten, die Nationalgarde herangezogen hatte, um dieselben zu zerstreuen.

Da guter Rath unbeachtet blieb, schritt die Nationalgarde ein, säuberte die Straße und drängte die Aufwiegler theils nach dem Corso, theils nach der Straße Sant Andrea zurück, welche sie sorgfältig absperrte.

Auf dem Corso Victor Emanuel jedoch versammelte sich ein zweiter Haufe, der gleichzeitig die Rufe: „Nieder mit der Regierung" und „Hoch die Republik" ertönen ließ.

Die wiederholt insultirte Nationalgarde wurde gezwungen, die Zusammenrottungen mit Gewalt auseinander zu treiben. Eine Compagnie Linieninfanterie, mit Steinwürfen empfangen, warf sich entschlossen auf die Tumultuanten, die Hals über Kopf die Flucht ergriffen und nach der neuen Galerie ihre Zuflucht nahmen. Dort sammelte sich der Haufe von Neuem.

Es erfolgte dann ein Einbruch in das Café Biffi, wobei man zwei Scheiben zerbrach und den Besitzer zwang, den Eindringlingen das Bild Garibaldi's zu übergeben, welches nun unter Ausrufungen nach dem Corso bis zum Eingange der Straße del Monte getragen wurde.

Der Anblick der Bewaffneten, welche man an diesem Puncte aufgestellt hatte, bewog die Menge umzukehren, und das Bild Garibaldi's dem Besitzer des Café Biffi zurück zu geben.

Damit war indessen die Bewegung noch nicht zu Ende; als die Aufwiegler einem Detachement Nationalgarde begegneten, sprengten sie dasselbe durch Steinwürfe auseinander und zogen dann vor das Rathhaus.

Der Versuch, in das Gebäude einzudringen, wurde durch den Widerstand des dort aufgestellten Postens vereitelt.

Getäuscht in ihren Plänen, begannen die Ruhestörer an dem Gebäude

ihre Wuth auszulassen, zertrümmerten die Fensterscheiben und versuchten die Thore in Brand zu stecken.

Gleichzeitig schleppten sie Alles, was sie finden konnten, aus den benachbarten Häusern hervor und errichteten drei Barrikaden an den verschiedenen Straßeneingängen.

Die Carabinieri und Sicherheitswachen, welche auf der Quästur postirt waren, rückten, als sie davon Kenntniß erhalten hatten, aus, zerstörten alsbald die Barrikaden und trieben die Aufständischen, die sich vergebens zu vertheidigen suchten, in die Flucht.

Auf einer der Barrikaden wurden drei Revolverschüsse abgefeuert, glücklicher Weise ohne Jemanden zu treffen.

Die Carabinieri und die Sicherheitswachen drangen alsdann in die Galerie ein, wo sie mit Steinwürfen von der Höhe der Galerie aus empfangen wurden.

Einige Schüsse genügten, um die Angreifer einzuschüchtern und zu zerstreuen.

Um halb ein Uhr war Alles beendigt.

Ungefähr vierzig junge Leute, welche in dem Augenblicke, wo sie Steine schleuderten, überrascht worden waren, wurden verhaftet.

Die Mehrzahl von ihnen gehört zu den gewöhnlichen Gästen der Gefängnisse.

In mehreren Winkeln der Galerie fand man Steinhaufen.

Tödlich verwundet wurden nur drei vom Civil, leichte Verwundungen kamen aber, sowohl auf Seiten des Militairs, als auf jener der Bevölkerung zahlreich vor.

Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über den Papst zu sagen, um das Benehmen aller vier Parteien zu characterisiren.

Als Pius IX. die Verhaftung Garibaldi's in Asinalunga erfuhr, sagte er blos: „il poverachio“ (der Armselige). In dieser Aeußerung lag aber mehr ein Ausdruck des Hohns als des Mitleids.

Pius IX. ist zwar ein milder und freundlicher Character, aber er ist zugleich gegen persönliche Beleidigungen äußerst empfindlich, vergiebt sie schwer und vergißt sie niemals.

Nun hatte Garibaldi den Papst auf das Allerempfindliche dadurch beleidigt, daß er den Esel, welchen er Jahre lang ritt, Pio nono genannt hatte und die Erinnerung an diese Beleidigung war es, die in den Worten des Papstes zum Ausdrucke kam.

Nach der Schlacht bei Mentana empfing der Papst das zurückgekehrte französische Officiercorps, welches durch den General Failly vorgestellt wurde.

Der General betonte in seiner Ansprache, wie glücklich sich die französische Armee darüber fühle, daß sie zur Vertheidigung der Sache des Papstes berufen sei.

Der Papst erwiderte: Angesichts der Gefahren, welche den päpstlichen Stuhl umgäben, erblicke er mit um so größerer Genugthuung die französische Armee in Rom.

Er sprach der französischen Armee, der französischen Regierung und ihrem Oberhaupte, welche ihm die Truppen gesandt, seinen Dank aus und fügte hinzu, Italien habe dieselbe Pflicht der Dankbarkeit gegen Frankreich, da es durch dessen Truppen aus der Gewalt der Anarchisten gerettet sei, welche die Fahne des Raubes und der Verwüstung vor sich her getragen hätten.

Er beklagte es lebhaft, daß die italienische Regierung sich zuchtloser und ungeordneter Banden, gleichsam als Avantgarde ihrer eigenen Invasionsprojecte, bedient habe.

Nur die Treue seiner kleinen Armee, welche diesen kleinen Fleck Erde vertheidigt habe, bleibe ihm, um unabhängig und frei seine geistliche Oberhoheit ausüben zu können.

Die Unterstützung Frankreichs sei gerade zur rechten Zeit gekommen, um den edelmüthigen und tapferen Kämpfen der päpstlichen Truppen die Krone aufzusetzen.

Der Papst wies alsdann auf die zahlreichen Demonstrationen hin, welche in Frankreich und in allen Theilen der Welt zu Gunsten des Papstthums stattfänden, und schloß seine Rede, indem er Frankreich, seiner Armee, seiner Regierung und seinem Oberhaupte, sowie dessen Familie, den apostolischen Segen ertheilte.

Sehr milde und freundlich benahm sich Pius IX. gegen die gefangenen Garibaldianer. Er befahl nicht nur, daß ihnen täglich Bouillon und Fleisch gereicht werden solle, sondern besuchte sie auch im Fort Sanct Angelo, wohin sie gebracht worden waren.

Die Gefangenen empfingen den heiligen Vater schweigend und knieend in einer Anzahl von ungefähr zweihundert Mann.

Nachdem sich der Papst im Kreise umgesehen, sagte er:

„Seht auf den, der von Eurem General der Vampyr Italiens genannt wird. Ich bin es, gegen den Ihr Alle die Waffen ergriffen habt.

„Und was seht Ihr vor Euch? — Einen armen alten Mann.“

Dann sprach er, näher herantretend, zu Einzelnen der Gefangenen:

„Du, Freund, hast Deine Schuhe, Du, Deinen Rock, Du dort, Deinen Hut verloren. Gut! Ich will Euch ausstaffiren und nach Hause

schicken. Nur will ich Euch zuerst bitten, als Katholiken, mir zu Liebe, geistliche Exercitien anzustellen."

Die Garibaldianer waren von dieser Ansprache tief bewegt, und drängten sich herzu, das Kreuz an dem Saume des päpstlichen Gewandes zu küssen, als der heilige Vater ihnen den Segen ertheilte.

Aber so mild und freundlich Pius IX. hier erschien, so starr und unbeugsam zeigte er sich in politischen und kirchlichen Angelegenheiten. Sein berühmtes non possumus (wir können nicht), das er allen an ihn gerichteten Anforderungen entgegenstellt, ist sprichwörtlich geworden, und jedes Rundschreiben, jeder Erlaß in Staats- oder Kirchenangelegenheiten legt Zeugniß davon ab.

Unterdessen hat der Kaiser Napoleon III. ein Rundschreiben an alle europäischen Mächte ergehen lassen, in welchem er sie zu einer Conferenz einladet, auf der eine Lösung der italienischen Frage, wenn möglich, erzielt werden soll; allein es ist noch sehr fraglich, ob dieselbe überhaupt zu Stande kommen werde.

Von allen Großmächten hat sich noch keine definitiv ausgesprochen, und mehrere haben, wenn sie auch sagen, daß sie im Prinzipe der Conferenz zustimmen, an ihr Eingehen Bedingungen geknüpft, wie z. B. Rußland, welches verlangt, daß auch die orientalische Frage erörtert werden müsse.

Italien hat, wie es scheint, keine Neigung, auf das Conferenzproject einzugehen, und der Papst hat geantwortet, daß er derselben nur beitreten könne, wenn von einer Sicherstellung der Rechte des heiligen Stuhles, nicht aber von einer Erörterung dieser Rechte selbst auf der Conferenz die Rede sein solle.

So ist die schwankende Zukunft der Conferenzfrage beschaffen.

Neunzehntes Kapitel.

Ein alter Freund im neuen Kleide.

Nachdem wir uns längere Zeit mit dem Gange der Weltbegebenheiten beschäftigt und die Gestalten näher betrachtet haben, welche gegenwärtig einen mehr oder minder entscheidenden, vortheilhaften oder nach-

theiligen Einfluß auf die Entwickelnng des Völkerlebens üben, ist es wohl ganz angemessen, unser Auge wieder auf den engeren Kreis der Personen zu richten, deren besondere Geschicke in diesen Kapiteln dargestellt werden sollen.

Der freundliche Leser wird sich erinnern, das sämmtliche Hauptpersonen, welche wir in den früheren Bänden unserer Darstellung kennen lernten, sich zur Verfolgung ihrer verschiedenen Sonderzwecke nach Paris begaben und hofften die Lösung mancher Wirren und Räthsel, welche sie drückten, in der Hauptstadt des französischen Kaiserreiches zu finden.

Aber wie das ganze menschliche Leben aus einer beständigen Verkettung von Hoffnungen und Täuschungen und einem unaufhörlichen Kampfe gegen Hindernisse und feindliche Kräfte besteht, bis endlich die Stille des Grabes allen Hoffnungen, Täuschungen und Kämpfen ein Ende macht; so ist es auch vorauszusehen, daß Manches von demjenigen, was die nach Paris Gekommenen dort zu erreichen hofften, nicht in Erfüllung gehen oder mindestens auf eine Reihe von Hindernissen stoßen werde, die überwunden sein wollten, bevor an Erreichung des angestrebten Zieles zu denken war.

Der erste von unsern Bekannten, der nach Paris kam, war Cornelius und er kam sehr niedergeschlagen und traurig im modernen Babel an.

Er hatte vergeblich den Elsaß durchstreift, um die Spur Virginiens und ihrer Mutter aufzufinden. Ueberall, wo er hinkam, lautete die Antwort auf seine Fragen nach ihnen gleich: „Ja, die beiden Frauen haben sich hier eine Zeitlang aufgehalten, sind dann aber wieder weggezogen und wir wissen nicht, wohin sie sich gewendet haben.“

Auch nach Herrn Valette hatte er sich vergebens erkundigt. Man erzählte ihm, daß das ganze schöne, umfangreiche Etablissement verkauft worden sei und kaum hingereicht habe, aus dem Erlöse desselben die Gläubiger des Herrn Valette so leidlich zu befriedigen. Wohin dieser selbst mit seiner Familie gegangen, ob es ihm wohl oder übel gehe, oder ob er bereits aus dem Leben geschieden sei, vermochte ihm Niemand zu sagen.

Dies Alles war sehr traurig und niederschlagend, und doch fehlte es selbst dabei nicht an Tröstlichem oder wenigstens den Schmerz über das Vernommene Mildernbem; denn alle diejenigen, welche er über Valette sprach, bedauerten aufrichtig, daß einen so redlichen Mann, der, wo er gekonnt hatte, mit Eifer und Wohlwollen wirkte, ein so schlimmes Geschick betroffen habe und jeder wünschte und hoffte, daß seine Zukunft sich besser gestaltet haben werde, als die Aussicht damals zu glauben erlaubte.

Eben so wenig erfuhr Cornelius von Florian, wie eifrig er auch

nach ihm forschte. Das war natürlich, denn Niemand wußte, daß Florian und der Oberst Fleury ein und dieselbe Person sei.

Seine getäuschte Erwartung machte ihn sehr traurig; allein er raffte sich zusammen, bezwang seinen Schmerz und nahm sich vor, die Angelegenheit seines Hauses bei Herren Duplessis und Compagnie auf das Eifrigste zu betreiben.

Mit diesem festen Vorsatze begab er sich nach Paris und stieg in einem der mittleren Gasthöfe ab. Er hatte Mühe, ein Unterkommen zu finden; denn die große Weltindustrie-Ausstellung war bereits einige Zeit hindurch eröffnet, und die Stadt in Folge dessen mit Fremden überfüllt.

Als er endlich sich eine Wohnung verschafft hatte, war sein erstes Bemühen, das Haus Duplessis und Compagnie ausfindig zu machen, um die Angelegenheit seines Chefs in Ordnung zu bringen.

Herr Duplessis hatte sein Comptoir in der Rue Rivoli und Cornelius begab sich am Vormittage des dritten Tages nach seiner Ankunft in Paris dorthin.

Er betrat das palastartige Gebäude und der Portier wies ihn auf seine Frage nach dem Comptoir des Herrn Duplessis an, eine Treppe hoch zur linken Hand zu klingeln.

Cornelius stieg die breite, elegant ausgestattete Treppe hinauf und zog die Klingel zur linken Hand. Ein junger Mann öffnete die Thür und führte ihn in das Comptoir, woselbst einer der dort beschäftigten jungen Leute auf ihn zutrat und nach seinem Begehren fragte.

Als Cornelius äußerte, daß er den Chef des Hauses zu sprechen wünsche, entgegnete der junge Mann, er bedaure sehr, daß Herr Duplessis ausgegangen sei, „indessen,“ fügte er hinzu, „der Compagnon des Herrn Duplessis ist anwesend und Sie können, wenn es Ihnen gefällig ist, mit diesem sprechen.“

Cornelius erwiderte, es würde ihm sehr angenehm sein.

Der junge Mann führte ihn in ein äußerst elegant und geschmackvoll ausgestattetes Cabinet, wo ein Herr an einem Schreibtische saß und mit der Durchsicht von Rechnungsbüchern, wie es schien, sehr eifrig beschäftigt war.

Der junge Begleiter von Cornelius trat zu dem Herrn heran und sprach einige Worte zu demselben, worauf dieser, ohne von seinen Büchern aufzusehen, sagte:

„Der fremde Herr möge so gütig sein, sich einige Augenblicke zu gedulden, ich werde sogleich die Ehre haben, ihn zu sprechen. Setzen Sie sich, mein Herr,“ fügte er hinzu, „und entschuldigen Sie mich für eine

kurze Zeit, die Arbeit hier ist zu dringend, als daß ich sie sogleich abbrechen könnte. Ich stehe augenblicklich zu Diensten."

Der junge Mann brachte einen Sessel, bat Cornelius sich nieder zu lassen, verbeugte sich dann und entfernte sich.

Nach Verlauf einiger Minuten erhob der Herr sich von seinem Stuhl, wendete sich um, trat auf Cornelius zu und sagte:

„Sie wünschen mich —" hier verstummte er plötzlich und sah Cornelius starr und wie auf das Aeußerste erstaunt an.

Auch Cornelius war beim Anblicke des Fremden verwirrt und überrascht und blickte den Sprecher an, wie Jemand, der seinen Augen nicht traut.

Nach einer Pause, in welcher er sich zu sammeln schien, sagte der Compagnon des Herren Duplessis:

„Entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit, aber Ihre Aehnlichkeit mit einem meiner Bekannten aus früherer Zeit, ist so wunderbar und überraschend, daß sie mich völlig aus der Fassung brachte."

„Ich bin mit Ihnen in ganz gleichem Falle, mein Herr," entgegnete Cornelius, Ihre Züge erinnern mich an einen Mann, dem ich auf das Tiefste verpflichtet bin, da ich ihm meine jetzige Stellung zu verdanken habe.

„Sonderbar," sagte der Compagnon des Herrn Duplessis, „indessen sind solche Fälle überraschender Aehnlichkeit, die längst vergangene Dinge in die Erinnerung zurückrufen, öfter vorgekommen; lassen wir also diesen Punct fallen. Was verschafft mir die Ehre, Sie bei mir zu sehen, mein Herr?"

„Ich komme im Auftrage des Hauses Cantori aus Wien und —"

„Cantori!" rief der Herr des Geschäfts aus, „also habe ich mich doch nicht getäuscht, wenn ich glaubte, Herrn Cornelius vor mir zu sehen."

„Ja, so heiß' ich," erwiderte Cornelius, „und Sie sind Herr Valette, dem ich so Vieles verdanke."

„Freilich bin ich Valette," entgegnete dieser, „und ich freue mich herzlich, Sie nach so langen Jahren wieder zu sehen. Sehen wir heute vom Geschäfte ab, lieber Freund; denn Sie werden ja doch nicht gleich wieder Paris verlassen wollen, zumal Sie zu einer so außerordentlich interessanten Zeit hierher gekommen sind. Erlauben Sie mir vor allen Dingen, Sie für die Dauer Ihres Aufenthalts als meinen Gast betrachten zu dürfen und Sie einzuladen, mich in meine Wohnung zu begleiten, wo meine Familie, namentlich meine Frau, sich außerordentlich freuen wird, Sie wieder zu sehen."

Cornelius machte vergeblich Einwendungen, er mußte das Anerbieten

annehmen, und nachdem er dem Herren Valette das Gasthaus genannt hatte, in welchem er abgestiegen war, klingelte dieser.

Ein Diener erschien und erhielt den Befehl, das Gepäck des Herrn Cornelius aus dem Gasthofe abzuholen und in die Wohnung des Herrn Valette zu schaffen. Dann ergriff Herr Valette Hut und Stock, faßte Cornelius unter den Arm und führte ihn nach seiner Behausung.

Cornelius ließ Alles, als wäre er in einem Traum, ohne jedes Widerstreben geschehen und sah sich bald der Frau und der Familie Valette's gegenüber.

„Wer ist das, Amélie?" sagte er zu seiner Gattin, als er mit Cornelius in das Zimmer derselben trat, „kannst Du Dich seiner nicht erinnern?"

Die Frau sah Cornelius lange und aufmerksam an; dann sagte sie mit verlegener Höflichkeit:

„Ich kann mich in der That leider nicht erinnern, den Herrn gesehen zu haben."

Valette lachte und sagte, „solltest Du wirklich unseren Cornelius so ganz vergessen haben, daß Du ihn gar nicht wieder erkennst?"

„Ja, nun mir der Name genannt wird, erinnere ich mich wohl. Seien Sie mir tausend Mal willkommen; aber ich muß doch gestehen, daß ich Sie nicht wieder erkannt hätte, wäre mir der Name nicht genannt worden."

„Ja," entgegnete Valette, „der Zahn der Zeit hat uns Alle tüchtig benagt, meine Liebe; wir sehen auch nicht mehr so aus wie damals, als Herr Cornelius zum ersten Male zu uns kam."

„Es ist nicht die Zeit allein, nahm Cornelius bewegt und mit wehmüthigem Tone das Wort, „die, bei mir wenigstens, die Veränderungen hervorgebracht hat, welche Sie bemerken, es ist auch das Leben, der Schmerz und die Sorge, welche meine Züge so unkenntlich gemacht haben."

„Schmerz und Sorge?" wiederholte Valette überrascht, „ich glaubte Sie ruhig und glücklich, lieber Freund."

Cornelius schüttelte betrübt den Kopf und sagte dann:

„Wie kann man ruhig und glücklich sein, wenn man lange Jahre hindurch nichts von Denen erfahren hat, die uns das Theuerste auf Erden sind."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Valette überrascht.

„Daß ich von dem Augenblicke an, wo ich Sie unter so traurigen Umständen verlassen mußte, keine Nachricht von Virginie erhalten habe, daß ich nicht weiß, wo sie ist, ob sie noch lebt und wie es ihr geht."

„Ist es möglich!" rief Valette aus, „ja, da beklag' ich Sie von ganzem Herzen; denn Sie haben den größten Schatz entbehren müssen, welchen uns das Leben schenken kann, den treuen Beistand des Weibes in

den Fährlichkeiten und Mühen dieser Welt, der nicht hoch genug zu schätzen ist und für den wir nicht dankbar genug sein können. Was wär' ich," fügte er hinzu und reichte seiner Gattin die Hand, „ohne Dich, meine brave Amélie!"

„Du bist ungerecht gegen Dich selbst, mein Freund," entgegnete lächelnd seine Gattin, „ich konnte nichts thun, als trösten und ermuthigen; aber Deiner Standhaftigkeit, Deiner Ausdauer und Thätigkeit haben wir es zu danken, daß wir nicht im Sumpfe des Elendes versunken, sondern uns wieder des Lebens in Wohlhabenheit und Ruhe freuen können."

„Ja ganz recht, meine Liebe, aber woher nahm ich denn den Muth zu dieser Standhaftigkeit, welche Du so sehr rühmst, als aus der Ergebung, mit welcher Du, wie ich sah, den Wechsel unseres Schicksals ertrugst, aus der liebevollen Milde, mit welcher Du mich tröstetest, wenn ich nahe daran war, mich der Verzweiflung zu überlassen. Ja, lieber Freund," fuhr er zu Cornelius gewendet fort, „wir haben harte und schlimme Zeiten durchlebt, mit Mühsal und Sorgen gekämpft, aber wir sind, Gott sei Dank, endlich doch an's Ziel gelangt. So wird auch Ihnen noch das Glück zu Theil werden, welches Sie so lange ersehnt und entbehrt haben; denn der Ausdauer wird immer ihre Belohnung."

„Das glaube ich kaum," entgegnete Cornelius mit einem Seufzer, „ich komme mir wie ein im Walde verirrter Wanderer vor, der sich vergebens bemüht, den verloren Pfad wieder zu finden. Ich glaube an keine glückliche Zukunft mehr für mich."

„Es gab eine Zeit," erwiderte Herr Valette, „wo ich ganz ebenso dachte, wie Sie jetzt, lieber Freund, und in dieser Stimmung vom Hause wegging, um wo möglich anderen Sinnes zu werden. Ich wollte dem Getümmel und Getöse der lärmenden Stadt entfliehen und richtete meine Schritte nach dem boulogner Gehölze.

„Es war ein herrlicher Junitag, ein frischwehender, kühler Ostwind mäßigte die Hitze, bewegte das saftig grüne Laub der Bäume, welches leise flüsternd rauschte und kräuselte die Spiegelfläche der hier befindlichen Seen zwischen ihren zierlich gepflegten Uferhängen.

„Ich ging, in trübes Sinnen über meine und der Meinigen Zukunft versenkt, gleichsam theilnahmlos an der herrlichen Natur vorüber, die sonst immer einen so erquicklichen Eindruck auf meine Seele zu machen pflegte. Gesenkten Kopfes, die Augen nur auf den vor mir liegenden Weg gerichtet, schritt ich, ohne auf irgend Etwas zu achten, einher und grübelte nur darüber nach, was ich thun sollte, um die Existenz meiner Familie sicher zu stellen; denn das wenige Geld, welches ich aus meinem Schiffbruche, als das Eingebrachte meiner Frau gerettet hatte, fing um so mehr an zu schwinden,

als das Glück einige kleine, von mir unternommene Speculationen 'nicht begünstigt hatte und ich sah den ganzen Abgrund des Elends vor mir, der uns binnen Kurzem verschlingen würde.

„Nicht einmal die am Schlußpuncte der Hauptallee befindlichen malerischen Felshöhen und Höhlen, sowie der mächtige Wasserfall, welcher tosend in das Bassin stürzt, konnten mich reizen. Eben so wenig vermochte das wenige Schritte davon befindliche, unter den Bäumen versteckte Café, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, vor dessen Thür in den Bosquets ich oft beim Rauschen der Caskade gesessen hatte, um mich in den Anblick der lieblichen Ferne, die sich hier öffnet, der einfachsten idyllischen Wiesen- und Hügellandschaft, zu versenken.

„Ich wendete mich gleichgültig seitwärts in eine der Nebenalleen und schritt, über meinen Gedanken brütend, weiter. Plötzlich ward mein Auge durch einen glänzenden, am Boden liegenden Gegenstand gefesselt. Ich bückte mich und hob ihn auf. Es war eine goldene Busennadel mit einem kostbaren Diamant, ein unverkennbar höchst werthvoller Schmuck. Ich verwahrte denselben sorgfältig und kehrte einige Zeit darauf in meine Wohnung zurück.

„Als ich nach Hause kam, fand ich auf meinem Tische die Morgenblätter und Sie können wohl denken, daß ich dieselben mit gespannter Neugier in die Hand nahm.

„Meine Erwartung täuschte mich nicht. Eine Anzeige in den Journalen belehrte mich, daß die Nadel bereits vor einigen Tagen verloren gegangen sei, daß man sogleich eine Anzeige in die Blätter habe setzen lassen und eine Belohnung von zweihundert Thalern versprochen, daß sich aber bis jetzt Niemand als Finder der Nadel gemeldet habe und man daher den Verlust derselben nochmals bekannt mache und die Belohnung um hundert Thaler erhöhe. Dem war eine genaue Beschreibung der Nadel und die Adresse Pelessier und Comp., Rue Rivoli, beigefügt.

„Meine Frau war äußerst erstaunt, als sie sah, daß ich, kaum zurückgekehrt, schon wieder Hut und Stock ergriff, um auszugehen und sehr aufgeregt zu sein schien. Besorgt fragte sie mich, weshalb ich mich so schnell wieder entfernen wolle, und was mich so sehr aufrege.

„Ich erzählte ihr den Vorfall mit kurzen Worten und machte mich auf den Weg. Als ich nach der Rue Rivoli und in das Haus der Herren Pelissier und Comp. kam, wurde ich auf meine Frage nach dem Chef des Hauses in das Comptoir gewiesen, woselbst mich der erste Buchhalter empfing und nach meinem Begehr fragte.

„Ich erwiderte, daß ich die verloren gegangene Nadel gefunden hätte und gekommen sei, um dieselbe dem Eigenthümer zurück zu stellen.

„Ah," sagte der Buchhalter, „damit werden Sie eine große Freude bereiten; ich werde Sie sogleich melden, wenn Sie die Güte haben wollen, mir Ihren werthen Namen zu nennen."

„Mein Name ist Valette," entgegnete ich unbefangen.

„Valette?" wiederholte der Mann und sah mir scharf in's Gesicht. Sind Sie vielleicht ein Anverwandter des Herrn Valette, der vor einigen Jahren ein großes industrielles Etablissement an der Saar besaß?"

„Ich bin es selbst," erwiderte ich, nicht ohne einige Verlegenheit; denn es war mir peinlich, daß ich mich zu erkennen geben mußte, wenn ich nicht lügen wollte.

„So, so," sagte der Buchhalter, „nun, ich werde sogleich die Ehre haben, Sie anzumelden, verziehen Sie nur gefälligst einen Augenblick."

„Nach diesen Worten verbeugte sich der Mann und verschwand durch eine Seitenthür.

„Einige Augenblicke später ward ich in das Zimmer des Chefs gerufen.

„Ein stattlicher, obwohl noch junger Mann trat mir entgegen und fragte mich:

„Sie sind der Finder des verloren gegangenen Diamants und Ihr Name ist Valette?"

„Ja wohl," entgegnete ich.

„Und wie mein Buchhalter mir sagte, derselbe, der vor mehreren Jahren ein großes Etablissement an der Saar besaß?" fuhr der Fremde fort.

„Derselbe, mein Herr," war meine Antwort.

„Nun, so freut es mich, eine Schuld abtragen zu können, die mich schon lange drückt. Ich heiße Dumont, und mein Vater mußte, in Folge des Falles von Ermingham und Compagnie in London, seine Insolvenz erklären. Der Gram über diesen Unfall brachte ihn frühzeitig ins Grab. Ich war damals bereits im Hause des Herrn Pelessier und gelobte im Stillen, wenn das Glück mich begünstigen sollte, alles Mögliche zu thun, um den guten Namen meines Vaters wieder herzustellen. Das Glück wollte mir wohl und ich konnte nach und nach allen Gläubigern meines verstorbenen Vaters gerecht werden. Nur Ihre Forderung mußte, zu meinem Leidwesen, bis jetzt ungetilgt bleiben, weil alle meine Nachforschungen nach Ihrem Verbleiben vergeblich waren. Ich legte also Ihr Kapital verzinslich an, in der Hoffnung, später doch noch Ihren Aufenthalt zu ermitteln. Diese Hoffnung hat mich, Gott sei Dank, nicht getäuscht und ist in fast wunderbarer Weise erfüllt worden. Vor acht Tagen schon verlor meine Frau diese Busennadel, die, außer ihrem reellen Werthe, ihr auch als ein Andenken an ihre Mutter, von welcher sie dieselbe an

unserem Hochzeitstage zum Geschenke erhielt, überaus theuer war. Sie wird von nun an auch für mich einen besonderen Werth haben; denn sie hat es mir möglich gemacht, eine heilige Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen."

„Nach diesen Worten nahm er einige Papiere aus seinem Schreibtische und überreichte sie mir. Es waren die Documente, vermittelst deren ich die ganz erhebliche Summe, die meine Forderung an das Haus Dumont ausmachte, mit den Zinsen ausgezahlt bekommen konnte.

„Ich war so erstaunt, gerührt und überrascht, daß ich lange Zeit hindurch nicht im Stande war, zu sprechen. Endlich gewann ich so viel Selbstbeherrschung, um Herrn Dumont meinen innigsten Dank ausdrücken zu können; allein er unterbrach mich bei den ersten Worten und sagte, daß ich ihm zu keinem Danke verpflichtet sei, da er nur ein Gelübde und eine Pflicht erfüllt habe.

„So empfahl ich mich denn ganz gerührt und erfreut. Auf dem Gelde ruhte sichtlich der Segen des Himmels; eine Reihe glücklicher Speculationen setzte mich zuletzt in den Stand, als Compagnon in das Haus Duplessis einzutreten. und so finden Sie mich, den Sie am Rande des Verderbens verließen, in einer glücklichen Lage.

„Sie können daraus, lieber Freund," schloß Herr Valette seine Erzählung, „den Schluß ziehen, daß auch Sie keinen Grund haben, an der Erfüllung Ihrer Wünsche zu verzweifeln, wie schwer es Ihnen auch werden, oder wie unmöglich es Ihnen auch erscheinen mag, die Ihrigen wieder aufzufinden, und ein Unrecht wieder gut zu machen, das Sie begreiflicher Weise außerordentlich drücken und mit tiefem Kummer erfüllen muß. Wir wollen vereint unsere Nachforschungen anstellen und ich zweifle nicht, daß sie, mit Umsicht und Ausdauer verfolgt, am Ende zu einem befriedigenden Resultate führen werden."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen," entgegnete Cornelius, „mir Trost zuzusprechen und ich kann allerdings nicht leugnen, daß Ihre Geschichte einen Schimmer von Hoffnung zu wecken geeignet ist, zumal wenn ich sie mit der wunderbar ähnlichen Weise unseres Zusammentreffens in Vergleich bringe. Aber nicht einem Jeden will der Himmel so wohl wie Ihnen und, glaube ich, mit Recht. Sie waren ohne Ihr Verschulden in die unglückliche Lage gekommen, in welcher Sie sich befanden, und das Schicksal übte nur einen Act der Gerechtigkeit, wenn es Sie auf eine so seltsame Weise derselben entriß, und es scheint mir aus eben dieser Gerechtigkeit hervor zu gehen, daß meine Wünsche, der ich mit Schuld beladen bin, und mir, dem zufolge, mein Unglück selbst zugezogen habe, nicht in Erfüllung gehen und ich aus meiner qualvollen Lage nicht befreit werde."

„Sie sehen die Sache viel zu trübe an, lieber Cornelius," sagte Valette, „aber lassen wir das jetzt und vertrauen wir auf die Zukunft, wir haben mit der Gegenwart genug zu thun. Sie kommen in der Angelegenheit des Hauses Cantori und es ist vor Allem nöthig, diese zu ordnen. Ich habe alle Vorarbeiten dazu beendet, und es wird jetzt sehr leicht sein, dieselbe auszugleichen. Sobald das vollbracht ist, haben Sie für Ihr Haus keine weiteren Geschäfte und sind Ihr eigener Herr. Dann wollen wir unsere Nachforschungen gemeinschaftlich beginnen und geben Sie Acht, wir werden reussiren.

„Und nun noch Eins. Wie wär' es, wenn Sie in Ihre alte Stellung zurückträten und bei mir blieben? Unser Haus steht im Begriffe, in Berlin, das, nach den neuesten Ereignissen, für uns noch viel wichtiger als früher geworden ist, eine Commandite zu errichten. Dazu bedürfen wir eines gewiegten, thätigen und zuverlässigen Mannes, der dort unser Geschäft leiten und uns vertreten kann. Sie besitzen, wie ich weiß, alle erforderlichen Eigenschaften und es würde mir außerordentlich lieb sein, wenn ich Sie für unser Geschäft wieder gewinnen könnte."

Cornelius ward von diesem Antrage auf das Aeußerste überrascht und es kam natürlich darüber zu näheren Erörterungen, deren Resultat war, daß Cornelius es Herrn Valette überließ, sich mit dem Hause Cantori über die Sache zu benehmen und womöglich zu bewirken, daß Cornelius entlassen würde.

In den nächsten Tagen schritt man zur Verhandlung über die zwischen dem Hause Duplessis und der Handlung Cantori schwebende Angelegenheit und Cornelius war so glücklich, dieselbe nach Verlauf einer Woche zu erledigen. Er schrieb darauf seinem Prinzipale ausführlich über die Art und Weise, wie, und über die Bedingungen, unter denen die Angelegenheit ausgeglichen worden sei und fragte an, ob dem Hause der Vertrag, den er unter Vorbehalt der Einwilligung seines Prinzipals geschlossen hatte, dem Hause genehm sei.

Nach einer kurzen Zwischenzeit erhielt er eine vollständig befriedigende Antwort. Herr Cantori erklärte sich vollkommen einverstanden mit dem getroffenen Arrangement, lobte die Umsicht, Geschicklichkeit und Schnelle, mit der Cornelius sich seines Auftrages entledigt habe und schloß seinen Brief damit, daß er sagte, wie groß sein Bedauern sei, einen so zuverlässigen und gewandten Geschäftsmann, wie Cornelius, verlieren zu sollen; daß er aber dem Glücke, welchem Cornelius vielleicht entgegen gehe, nicht hinderlich sein wolle, noch einem Hause, dem er so viele Verbindlichkeiten schuldig sei, die ausgesprochene Bitte verweigern könne, und er daher in die augenblickliche Entlassung von Cornelius willige, be-

sonders, da ihm ein ebenbürtiger Ersatz von Seiten des Hauses Duplessis zugesichert sei.

Nachdem auf diese Weise die allseitigen Wünsche befriedigt waren und Cornelius ungestört in Paris bleiben konnte, wo er sich im Hause Valette's verhältnißmäßig glücklich fühlte, ging er sogleich, mit Valette gemeinsam, daran, Nachforschungen über Virginien's Verbleiben anzustellen und die Vorbereitungen zur Errichtung eines Zweiggeschäftes in Berlin zu betreiben.

So glücklich nun das letztere Vorhaben seiner Vollendung entgegen ging, so wenig gelang es ihm und Valette in Betreff Virginien's zu irgend wie befriedigenden Resultaten zu gelangen.

Sie erfuhren zwar, daß vor einer Reihe von Jahren zwei fremde Damen in Troyes gelebt hätten, deren eine hochbetagt, die andere von mittleren Jahren, und zwar Mutter und Tochter gewesen seien, doch konnten die Personen, von welchen sie diese Nachricht erhielten, nicht sagen, wie jene Damen hießen. Nur das war gewiß, daß ein Oberst, Namens Fleury, der damals mit seinem Regimente in Troyes stand, in der älteren seine Mutter, und in der jüngeren seine Schwester wiedergefunden hatte, die er beide seit langer Zeit nicht gesehen, und die ihn für todt gehalten hatten. Später, erzählte man den Nachfragenden weiter, sei das Regiment verlegt worden und die beiden Damen hätten mit dem Obersten die Stadt verlassen, wohin aber das Regiment gegangen sei, und ob die Damen bei dem Obersten geblieben wären, vermochten die Nachrichtgeber nicht mitzutheilen.

Cornelius war über diese unbestimmten Nachrichten sehr betrübt, welche der Hoffnung zwar Raum ließen, die aber doch so ungewiß waren, daß sie keinen sicheren Anhalt boten; ja es schien sogar, als ob der Name des Obersten geradezu die Hoffnungen wieder zerstörte, welche sich aus den übrigen Nachrichten etwa schöpfen ließen.

Valette verlor indessen den Muth nicht; er munterte seinen Freund auf und beide setzten ihre Nachforschungen mit frischer Kraft fort.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Verbrecherhöhle.

Es war um die Mitternachtsstunde, als in einer der entlegneren, engen Straßen von Paris der einsame Schritt eines nächtlichen Wanderers erscholl.

Die ganze Straße war öde, alle Fenster der niedrigen, ärmlich aussehenden Häuser waren dunkel, und nur ein trübes rothes Licht schimmerte aus der Entfernung dem Vorwärtsschreitenden entgegen.

Der Wanderer war von großer schlanker Gestalt, aber so fest und tief in seinen Mantel gehüllt, daß es unmöglich war, sein Gesicht zu erkennen.

Er ging raschen Schrittes, allein doch mit großer Vorsicht, die enge Straße entlang; denn er hielt sich, da es heller Mondenschein war, beständig auf der Schattenseite der Straße und schlüpfte dicht an den Häusern hin.

Endlich erreichte er die rothe Laterne, welche über einem Keller brannte. Aber der Keller selbst schien verschlossen und dunkel zu sein; denn die Läden an den Fenstern waren zugemacht und kein Lichtstrahl bemerkbar.

Dies schien den Ankömmling durchaus nicht zu befremden, oder von seinem Vorhaben abzuhalten. Er zog vielmehr einen Schlüssel unter dem Mantel hervor, setzte ihn an den Mund und pfiff dreimal auf demselben, zwar leise, aber in ganz eigenthümlicher Art.

Gleich darauf öffnete sich die Kellerthür vorsichtig und eine gedämpfte Stimme fragte: „wer ist's?"

„La rose et le poignard," antwortete der Angekommene in schlechter französischer Aussprache, die den Ausländer verrieth.

Auf dieses Stichwort öffnete sich die Kellerthür so weit, daß er hindurch schreiten konnte. Sobald er eingetreten war, schloß sich die Thür hinter ihm.

„Geben Sie mir die Hand, mein Herr," flüsterte die Stimme wieder, „wir haben aus Vorsicht hier vorn alle Lichter ausgelöscht und Sie wissen wohl doch nicht so genau Bescheid, um sich ohne Führer zurecht zu finden."

„Schon recht," sagte der Fremde, „da, Waldlerche, führe mich."

„Wo ist denn die Hand?“ sagte die Stimme wieder, „aha, ich habe sie, kommen Sie.“

Vorsichtig stieg der Fremde nun, von seinem unsichtbaren Führer geleitet, die Kellerstufen hinab.

Als sie unten waren, sagte die Stimme etwas lauter „nun geht es links, aber stoßen Sie sich nicht, der Gang ist etwas niedrig.“

„Alles ganz gut, Waldlerche,“ sagte der Fremde, „aber vor allen Dingen, gieb mir einen Kuß.“

Die Stimme kicherte hell und antwortete: „der Herr sind recht begehrlich, indessen was soll ich einem so hübschen Menschen gegenüber machen.“

Bei diesen Worten, denen man anhörte, daß sie aus weiblichem Munde kamen, fühlte der Fremde einen Kuß auf seinen Lippen, den er kräftig erwiederte.

„Ist schon Jemand im Zimmer?“ fragte er dann.

„Nein, noch Niemand, Sie sind der Erste, der kommt.“

„Um so besser, dann können wir uns ja ungestört unterhalten.“

„Das ginge schon, wenn ich nur könnte; ich muß Wache halten, um zu öffnen, wenn die Uebrigen kommen.“

„Kann das Sisi nicht thun?“

„Nein, ich habe die Woche, und der Meister würde ein schönes Gesicht machen, wenn ich nicht auf meinem, mir angewiesenen Posten wäre.“

„Hm, das ist unangenehm; nun, also später?“

„Ja, wenn Alle Uebrigen wieder fort sind und Sie den Meister bewegen können, mit Vergnügen.“

„Ha, ha!“ lachte der Fremde, „das Mittel, den Meister zu bewegen, kenn' ich, es ist unfehlbar und ich bin meiner Sache gewiß.“

„Wirklich?“ entgegnete das Mädchen, „ich will wünschen, daß dem so sei; aber nun machen Sie, daß Sie in das Zimmer kommen, damit ich wieder auf meinen Posten kann und da bin, wenn das Zeichen gegeben wird.“

Bei diesen Worten zog sie den Fremden rasch vorwärts, bis sie zu einer Thür kam, die sie öffnete und sich dann eiligen Schrittes entfernte.

Der Fremde trat durch die Thür und befand sich nun in einem schwach erleuchteten, gewölbeartigen Zimmer, in dessen Mitte ein großer Tisch stand, um welchen herum hölzerne, grob gearbeitete Stühle gesetzt waren.

Der Fremde legte Mantel und Hut ab, setzte sich auf einen der Stühle, stemmte den Ellenbogen auf den Tisch, stützte den Kopf in die Hand und rief laut:

„Dromedar, eine Flasche blutrothen!“

„Gleich, mein Herr!“ erscholl aus dem dunklen Hintergrunde eine quäkende Stimme und kurz darauf erschien eine sonderbare Gestalt, die herangehinkt kam und eine Flasche Wein nebst einem Glase trug.

Dromedar, so wurde der Aufwärter genannt, war ein nicht ganz vier Fuß hoher Mensch mit einem Höcker vorn und auf dem Rücken, übermäßig langen Armen, an denen ein Paar derbe, langfingerige Hände saßen, und einem Kopfe, dessen Proportionen durchaus nicht zu dem übrigen Körper paßten. Dieser Kopf war mit krausem, brandrothen Haar geschmückt und unverhältnißmäßig groß; das Gesicht war auffallend mager, so daß die starken Backenknochen scharf hervortraten; unter der hohen Stirn blickten kleine, graue Augen mit boshaftem Glanze hervor, zwischen denen sich eine lange, stark markirte Nase herabsenkte, die in einer scharfen Spitze endigte. Das Gesicht verrieth in seinen Zügen eben so viel kalte Bosheit, als malitiösen Spott, und die dünnen Beine, von denen das eine noch obenein ein wenig kürzer als das andere war, schienen kaum geeignet, den schweren Oberkörper zu tragen.

„Hier, mein Herr Eisenarm oder Fierrabras, was dasselbe sagen will,“ quäkte er hervor, als er die Flasche nebst dem Glase auf den Tisch vor den Fremden hinsetzte, „haben Sie, ist vom Besten, mein Herr, wird schmecken.“

„Gut,“ erwiderte der Fremde, „noch ein Glas, Dromedar, ich erwarte einen guten Freund.“

„Also wissen Sie's schon, Herr Fierrabras?“ sagte der Aufwärter und verzog den breiten Mund zu einem widrigen Lächeln.

„Was soll ich wissen, Dromedar?“ fragte der Fremde in verwundertem Tone.

„Ei nun, daß ein Herr heut Nachmittag hier war, trug eine Maske, sagte, er habe ein Geschäft abzumachen und wollte heut Nacht zwischen Eins und Zwei wiederkommen. Zeichen ist verabredet. Er schenkte mir ein Zwanzig-Francstück; heißa!“

„So,“ entgegnete der Fremde, „das ist eine gute Neuigkeit, davon wußte ich aber nichts und danke Dir für die Nachricht, Dromedar.“

„Das Geschäft wird ein schönes Stück Geld bringen, scheint ein freigebiger Herr zu sein, wird dann hoch hergehen und Waldlerche das Fett abschöpfen, ha, ha, ha!“ er lachte bei diesen Worten überlaut und spöttisch.

„Nein,“ sagte der Fremde, „wenn das Geschäft gut ist, sollst Du auch Deinen Antheil und zwei blanke Napoleons haben.“

„Geben Sie mir lieber nur einen, aber gleich,“ grinste der Zwerg;

„denn ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache."

„Nein, Dromedar," erwiderte der Fremde, „erst die Waare, dann das Geld."

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und ein großer breitschultriger Mann mit lebhaften, dunklen Augen, von kräftigem Aussehen und mit entschlossener Miene, trat ein.

„Guten Abend, Vogel Greif," rief ihm der Fremde entgegen, „hast Du Neuigkeiten?"

„Er hat deren gewiß wieder einen Sack voll," warf der Zwerg dazwischen, „die alle klappern wie Nüsse, aber alle taub sind."

„Mengst Du Dich wieder hinein, Knirps?" fuhr der Eingetretene den Zwerg an, „nimm Dich in Acht, Dromedar, sonst bekommst Du eine Last Prügel zu tragen."

Der Zwerg murmelte Etwas zwischen den Zähnen, wendete sich um und hinkte in's Dunkel zurück.

„Hauptmann," sagte jetzt der, welchen der Fremde Vogel Greif genannt hatte, „diesmal bringe ich wichtige Neuigkeiten."

„Sprich böhmisch, Wratislav," sagte der Fremde, der Niemand anders als Jellinec war; „denn ich traue dem Dromedar nicht."

„Gut, Hauptmann," entgegnete Wratislav. „Dombrowski und Hageck sind hier; sie stehen vor der Thür und warten auf die Erlaubniß, herein zu kommen. Aber das ist noch nicht das Wichtigste. Wir könnten die Kerle entbehren, wenn nicht die Aussicht vorhanden wäre, einen kapitalen Streich zu vollführen. Ich trieb mich heute auf der Ausstellung herum, und sah mir da die Kameele an, weil ich lange Weile hatte. Mit einem Male kommt ein Herr gegangen, der zwei Damen am Arme führte und unweit von mir stehen bleibt, um sich gleichfalls das Treiben der Kameele anzusehen. Ich hatte also die schönste Gelegenheit, die drei Personen genau zu betrachten. Den Herren kannte ich nicht, er schien mir aber, seiner Haltung und seinem Benehmen nach, obwohl er in Civil ging, ein Militair zu sein. Desto besser waren mir aber die beiden Damen bekannt; denn es waren Martha und unsere Gefangene aus Starohora."

Bei diesen Worten sprang Jellinec mit einem Fluche in die Höhe. Er ging ein Paar Male in dem Zimmer auf und nieder und sagte dann:

„Deine Nachrichten, Wratislaw, sind unbezahlbar, wenn sie richtig sind, und —"

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Hauptmann; ich habe mich nicht getäuscht. Noch mehr, ich weiß jetzt, wie unsere Gefangene von Starohora hieß, wenigstens mit Vornamen. Sie unterhielt sich mit dem

Herrn, welchen sie Alfred nannte, über die Kameele, und lachte herzlich, als einer von den Arabern, der auf einem Kameele saß und zwischen den Restaurants herumtrottirte, sich von einer hübschen Kellnerin ein Glas Bairisch Bier geben ließ. — Da sagte der Herr zu ihr: „Du siehst, Aurelie, alle Völker aus allen Zonen huldigen dem Gotte des deutschen Tranks, ohne Unterschied des Glaubens. — Und Martha erkannte ich gleich wieder, trotzdem, daß sie jetzt ganz verteufelt vornehm aussieht.“

„Schön, schön,“ sagte Jellinec, „ich glaube Dir. Wenn man nur wüßte, wo diese Aurelie mit ihrem Alfred und Martha wohnt.“

„Auch das glaube ich zu wissen,“ erwiderte Wratislav. „Als die Drei die Ausstellung verließen, schlich ich ihnen nach, und als sie auf dem Vorplatze in eine Equipage stiegen, nahm ich einen dort haltenden Fiaker und fuhr ihnen nach. Der Wagen hielt endlich in der Rue des enfers vor einem großen Hause und ich ließ, in einiger Entfernung von ihnen, meinen Wagen gleichfalls halten, lohnte den Kutscher ab, und gab Acht, wohin sich Martha, Aurelie und der Herr wohl wenden möchten. Sie gingen in das Haus, vor welchem der Wagen hielt, und dieser fuhr davon, ein Zeichen, daß sie das Haus so bald nicht wieder verlassen würden. Ich blieb wohl noch eine Viertelstunde in der Nähe des Hauses stehen, und trat, da Niemand herauskam, in dasselbe ein, um mich genauer zu unterrichten. Nachdem ich mich im Parterre umgesehen hatte, stieg ich die Treppen zur ersten Etage hinauf, und hier wurde ich, meiner Ansicht nach, über das, was ich wissen wollte, in's Klare gebracht. An einer Klingel stand der Name Alfred von Armand. Sie wohnen also in dem Hause. Ich ging vorsichtig die Treppe wieder hinunter und vor die Hausthür. Dort angekommen, sah ich nach der Nummer des Hauses. Es trägt die Nummer dreiundsechszig. Ich war befriedigt und trat den Rückweg an. Da ich nichts zu thun hatte, schlenderte ich planlos durch die Straßen, als ich plötzlich mich böhmisch angerufen hörte. Ich wendete mich überrascht um und sah Hageck und Dombrowsky vor mir, die sich außerordentlich freuten, mich wieder zu sehen, und sich lebhaft nach Eurem Schicksale erkundigten.“

„Geh und bringe sie her; ich sehe es als ein gutes Zeichen an, daß sie gerade jetzt kommen, wo wir sie so gut brauchen können. Aber beeile Dich, ehe andere Gesellschaft kommt. Sage übrigens den Burschen, daß sie mit mir nur böhmisch sprechen sollen. Geh!“

Wratislav stand auf und ging schnell zur Thür hinaus. Während dessen schritt Jellinec im Zimmer auf und nieder und murmelte vor sich hin:

„Endlich naht die Zeit der Rache und ich kann die Scharte von Gut

Pilsen auswetzen. Ihr sollt es kennen lernen, ihr Weiber, was es heißt, meinen Zorn reizen! — Die werden sich wundern, wenn ich wie ein Gespenst plötzlich vor ihnen stehen werde, hahaha! — Die feine Martha, die jetzt die Dame spielt und nicht ahnt, wie nah ich ihr bin, soll ihren Verrath büßen! — —"

Nach einer Pause rief er laut:

„Dromedar! noch zwei Gläser und eine neue Flasche."

Der Zwerg kam und brachte das Verlangte. Als er die Flasche und die Gläser auf den Tisch setzte, sah ihn Jellinec halb spöttisch und halb mitleidig an und sagte:

„Höre, wenn das Geschäft gut ist, von dem Du vorhin sprachst, so bekommst Du Deine zwei Napoleons, und damit Du nicht denkst, meine Versprechungen seien Wind, nimm das hier außerdem, weil ich gute Nachrichten erhalten habe."

Bei diesen Worten warf Jellinec einen Napoleon auf den Tisch, welchen der Zwerg gierig wegraffte und in die Tasche steckte.

Dann sah er Jellinec schlau an nnd sagte:

„Schönen Dank, Herr Fierrabras, werde mich zu revangiren wissen. Also, wenn's Geschäft gut ist, giebts noch zwei solche."

Er klopfte, während er dies sagte, mit der Hand an die Westentasche, in welche er das Goldstück gesteckt hatte.

„Ja, aber schweigen!" antwortete Jellinec, der sah, daß die Thür sich öffnete und Wratislav mit Dombrowsky und Hageck eintrat.

„Wie das Grab," entgegnete der Zwerg und hinkte in seinen dunklen Versteck zurück.

„Seid willkommen, Kameraden," redete Jellinec die Angekommenen an und reichte ihnen die Hand. „Es freut mich, Euch wieder zu sehen und zumal jetzt, wo wir die erlittene Schlappe werden auswetzen können."

Dann wendete er sich zu Dombrowsky besonders und sagte:

„Ich habe Dir in der Nacht unseres Unternehmens auf Gut Pilsen Unrecht gethan, Kamerad. Ich habe mich später überzeugt, daß Du an der Flucht der beiden Weiber aus Starohora ganz unschuldig warst und ebenso Jankewicz. Was ist denn aus dem geworden?"

„Ich weiß nicht, Hauptmann, denn ich habe ihn seit jener Nacht, wo ich Euch die Nachricht von der Flucht Martha's und der Gefangenen brachte, nicht wieder gesehen. Aber es freut mich, daß Ihr unsere Schuldlosigkeit an dem Vorfalle erkannt habt, Hauptmann."

„Setzt Euch zu mir, Kameraden, laßt Euch den Wein schmecken und erzählt mir, wie es Euch ergangen ist und wie Ihr hierher gekommen seid," sagte Jellinec.

„Unsere Geschichte," nahm Dombrowsky das Wort, „ist sehr einfach und bald erzählt.

„Nach dem Unfalle bei unserem Unternehmen auf Gut Pilsen, eilten wir zuerst nach Starohora zurück, um uns dort mit dem Nothwendigsten zu versehen, und schlichen uns dann über die Grenze nach Schlesien. Aber in Preußen gefiel es uns nicht lange; denn es kostet zu viele Mühe, den Behörden zu entgehen, die eine ganz lästige Ueberwachung üben, und wir gingen nach russisch Polen.

„Indessen, dort ist es auch unheimlich, weil die Behörden gar zu gern in jedem noch so unschuldigen Manne einen polnischen Emissair sehen, und wir auf diese Weise gleichfalls unsere Noth hatten, unbemerkt zu bleiben.

„Wir gingen also, da wir die scharfe Grenzcontrole nun einmal glücklich passirt hatten, tiefer nach Rußland hinein, und hier begünstigte uns das Glück.

„Wir gelangten auf das Schloß des Fürsten Narischkowicz und gaben vor, Dienste zu suchen. Der Haushofmeister fuhr uns anfangs hart an und wollte nichts von uns wissen, ließ sich aber endlich doch bewegen, sich unserer anzunehmen und versprach, mit dem Fürsten zu reden.

„Kaum hatte der Fürst vernommen, daß wir Böhmen seien, als er uns vor sich kommen ließ, und uns fragte, weshalb wir unser Vaterland verlassen hätten und ob wir deutsch könnten?

„Wir bejahten das Letztere und da wir auf die erste Frage doch unmöglich die Wahrheit sagen konnten, so fiel ich darauf, vorzugeben, wir seien aus Böhmen geflohen, weil dort die Czechen von den Deutschen unterdrückt und mißhandelt würden. Ich hatte zwar in Wirklichkeit niemals etwas davon gespürt, ich hatte es aber irgendwo in einer Zeitung einmal gelesen und die Lüge paßte in unseren Kram.

„Ich hatte dies kaum ausgesprochen, als der Fürst erklärte, uns in seine Dienste nehmen zu wollen. „Ihr seid Slaven," sagte er, „und wir Russen sind verpflichtet, überall unsere unterdrückten Stammgenossen zu beschützen; denn das ist gleichzeitig unser und Euer Interesse. Nun hielt er eine lange Rede, von der wir nichts verstanden, sprach immer von Panslavismus, einem Dinge, das ich mein Lebtag nicht gesehen habe. Da aber pan Herr heißt, so habe ich mir eingebildet, er spräche vom Czaren und hörte sehr aufmerksam zu, wunderte mich aber, warum er so schrecklich auf die Deutschen schimpfte, dabei aber immerfort deutsch sprach, weil er kein böhmisch und wir kein russisch konnten.

„Endlich fragte er, worin die Dienste beständen, die wir ihm leisten könnten, worauf ich sagte, daß Hageck Kutscher sei und ich längere Zeit

als Diener bei einem Edelmann in Böhmen gelebt hätte. Und so wurde Hageck sein Kutscher, und ich einer seiner Bedienten.

„Als nun die große Ausstellung zu Paris angekündigt wurde, bekam er auch Lust, sich das Ding anzusehen. Er ließ also aufpacken, befahl uns mitzukommen und so reisten wir denn über Berlin hierher. Das ist unsere ganze Geschichte. Nun erzählt uns auch zur Vergeltung, wie Ihr und Wratislav hierher gerathen seid; denn ich hätte eher des Himmels Einfall vermuthet, als Euch hier zu finden und glaubte Euch längst in's Jenseits und an einen heißen Ort spedirt, wo ich Euch wiederzusehen die Aussicht zu haben glaubte."

„Es war auch ganz darnach angethan," erwiederte Jellinec mit Lachen „es ist aber doch besser, daß es anders gekommen ist. Jetzt indessen hab' ich nicht Zeit, Eure Neugier zu befriedigen; denn die Geschichte ist nicht so kurz und glatt, wie Eure Erzählung, also ein andermal davon.

„Nun von etwas Anderem. Es kann sein, daß heute noch sich etwas ereignet, wo Ihr thätig eingreifen könnt. Sollte Jemand kommen und mit mir sprechen wollen, so thut Ihr, als wenn wir ganz fremd miteinander wären und als verstündet Ihr von dem, was gesprochen wird, kein Wort."

„Das wird auch wohl in der That der Fall sein," sagte Dombrowsky „denn wir verstehen kein französisch, und deutsch oder böhmisch wird Euer Gast doch schwerlich sprechen."

„Schwerlich," entgegnete Jellinec mit Lächeln, „indessen, die Sachen und die Menschen sind oft wunderlich."

Hier wurde die Aufmerksamkeit der Sprechenden auf einen andern Gegenstand gelenkt. Die Thür ward nämlich eilig aufgemacht und ein hübsches, wenn auch gemein aussehendes Mädchen kam in's Zimmer.

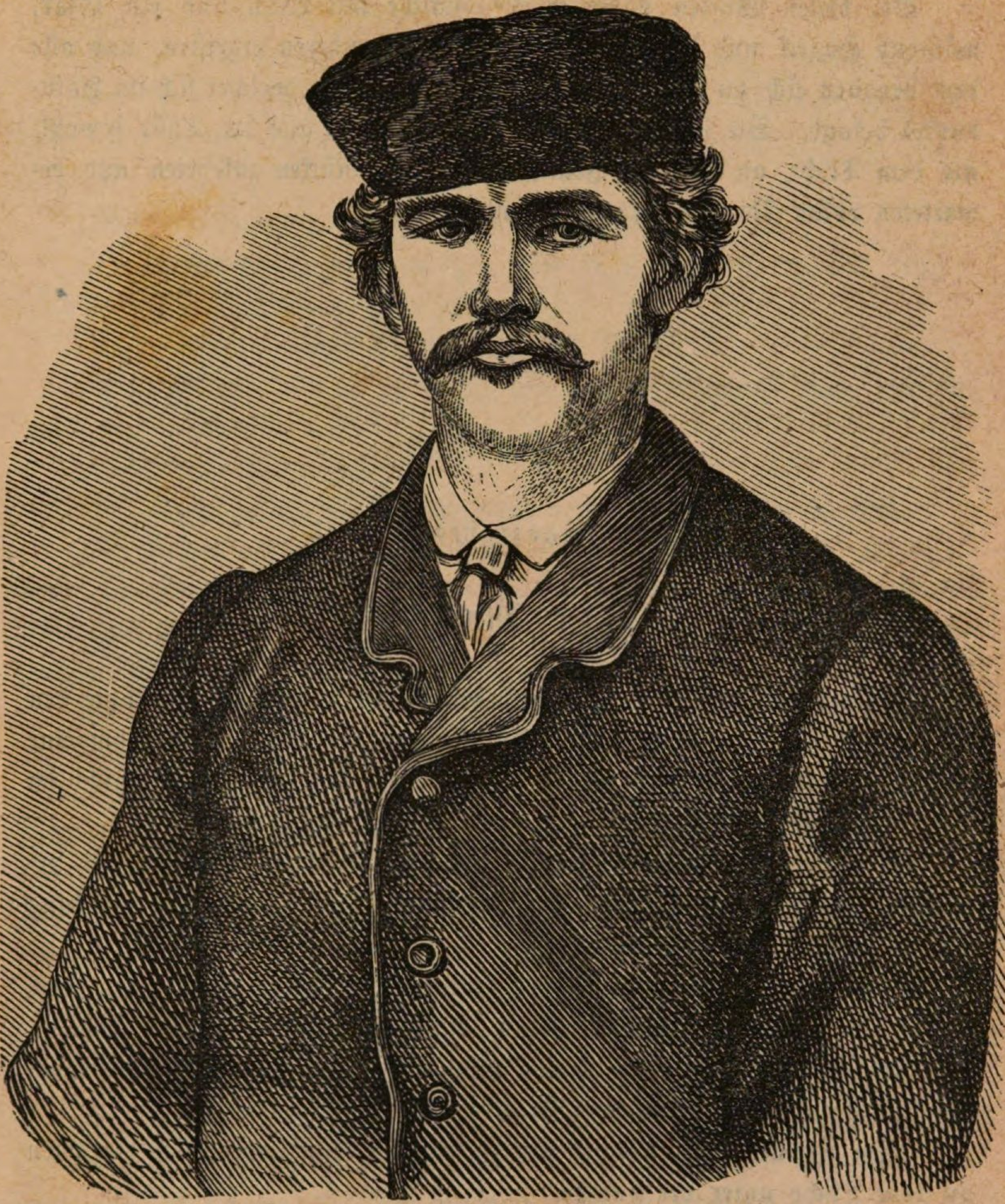
„He, Waldlerche," rief Jellinec ihr entgegen, als er sie erblickte, „komm her und setze Dich zu mir, das Dromedar soll noch ein Glas herbringen und Du trinkst Eins mit mir."

„Hab jetzt keinen Augenblick Zeit, Herr Fierrabras," erwiderte das Mädchen und sprang weiter fort in die dunkle Ecke, wo sich das Dromedar, der Aufwärter, befand.

Nach kurzer Zeit kam sie mit dem hinkenden Aufwärter zurück, und dieser warf im Vorbeigehen dem Jellinec grinsend einen bedeutungsvollen Blick zu, während er hinter dem Rücken der drei Gefährten Jellinecs mit den Fingern auf letztere drei deutete.

„Jellinec schien ihn zu verstehen; denn er nickte leicht mit dem Kopfe und sagte zu Wratislav, Hageck und Dombrowsky:

„Hört Kameraden, jetzt wird der Fall eintreten, von dem ich sprach,



Menotti, Garibaldi's ältester Sohn.

der Jemand, welcher kommen wollte, ist vor der Thür. Dort weiter hinter ist noch ein Tisch im Halbdunkel, an den setzt Euch und nehmt den Wein und die Gläser mit, so wird Euch der Fremde nicht sehen. Macht aber keinen Lärm, damit nicht bemerklich wird, daß außer mir noch Personen im Zimmer sind, und der Fremde seine Unbefangenheit nicht verliert. Wenn er wieder fort ist, sprechen wir weiter mit einander."

„Gut," sagte Wratislav, „Eure Anordnungen, Hauptmann, sollen befolgt werden, wir wollen uns nicht rühren, seid ohne Sorgen."

Bei diesen Worten nahm er die Flasche mit Wein und ein Glas, während Hageck und Dombrowsky die beiden anderen ergriffen, und alle drei begaben sich an einen entfernter stehenden Tisch, welcher sich im Halbdunkel befand. Sie setzten sich dergestalt, daß sie alle der Thür sowohl, als dem Tische, an welchem Jellinec saß, den Rücken zukehrten und erwarteten voller Neugier, was da kommen werde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Maske.

Jellinec saß scheinbar ganz unbefangen an seinem Tische, stützte den Ellenbogen auf denselben und mit der Hand den Kopf, und nahm eine Miene an, als ob er ganz in Gedanken versunken sei und sich nicht im Mindesten um das kümmere, was um ihn her vorginge.

Er hatte aber dabei die Augen fest auf die Thür gerichtet und erwartete, innerlich sehr unruhig und gespannt, die weitere Entwickelung des so unerwarteten Abentheuers.

Die Thür öffnete sich und der aufwartende Zwerg trat herein, dem ein in einen Mantel gehüllter Mann folgte, welcher eine Maske trug.

Als Beide im Zimmer waren und der Zwerg die Thür wieder geschlossen hatte, sagte er zu dem Fremden mit der Maske:

„Da sitzt der Herr, welchen Sie zu sprechen wünschen, gleich hier vorn an dem Tische unter der Lampe."

Hierauf wendete er sich an Jellinec und sagte mit dem ihm eigenen Grinsen, während er mit den Augen blinzelte:

„Capitain Fierrabras, der Herr hier wünscht Sie in einer Angelegenheit zu sprechen."

„Ich stehe zu Diensten," erwiderte Jellinec und erhob sich.

„Bleiben Sie sitzen, Capitain," sagte die Maske, „und," fügte er, zu dem Zwerge gewendet, hinzu, „bringen Sie uns eine Flasche guten Rothen nebst Gläsern."

Der hinkende Aufwärter entfernte sich und kam bald mit dem Geforderten zurück.

„Und das kostet?“ fragte die Maske.

„Es ist vom Besten, mein Herr,“ grinste der Zwerg, „drei Francs.“

Der Fremde griff in die Tasche und warf einen Napoleon auf den Tisch. Als er sah, daß der Aufwärter Anstalt machte, herauszugeben, fügte er hinzu:

„Behalten Sie den Ueberschuß, er ist für Sie.“

Der Aufwärter grinste, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Ich danke Euer Gnaden ganz gehorsamst.“

„Wir sind doch allein hier?“ fragte die Maske.

„Ew. Gnaden können unbesorgt sein, es ist Niemand hier, der sie stören oder belauschen wird.“

„Gut, Sie können gehen.“

Der Zwerg verbeugte sich abermals und verschwand im Dunkel.

Die Maske ergriff einen Stuhl und setzte sich zu Jellinec. Es entstand eine Pause, während welcher die Maske den angeblichen Capitain lange und scharf ansah, als wollte er die Gesichtszüge des Mannes einer genauen Prüfung unterwerfen.

Als Jellinec diese Prüfung ruhig und, wie es schien, mit Unbefangenheit aushielt, sagte die Maske mit leisem Tone:

„Sie gefallen mir, Capitain. Ihr Aeußeres verspricht Kraft, Muth, Entschlossenheit und kaltblütige Ueberlegung. Ich hätte wohl einen Auftrag für Sie.“

Jellinec nahm seine ganze Kenntniß des Französischen zusammen und antwortete:

„Wenn es in meiner Gewalt steht, ihn zu vollführen, mein Herr, so bin ich zu Ihren Diensten.“

„Sie sind kein Franzose?“ fragte die Maske.

„Das werden Sie wohl an meiner schlechten Aussprache des Französischen und dem mangelhaften Ausdruck, den ich meinen Gedanken zu geben vermag, hören. Ich bin aus Steiermark in Oesterreich.“

„Um so besser,“ entgegnete die Maske. „Sind Sie in Paris bekannt.“

„Ein wenig.“

„Wissen Sie, wo die Rue des enfers liegt?“

Bei Nennung dieser Straße fuhr Jellinec unwillkührlich zusammen, denn er erinnerte sich dessen, was ihm Wratislav erzählt hatte. Er faßte sich jedoch augenblicklich wieder und antwortete in möglichst unbefangenem Tone:

„O ja, mein Herr, die Straße ist mir bekannt.“

„Gut," entgegnete die Maske, „diese Straße soll der Schauplatz Ihrer Thätigkeit werden, oder vielmehr, in derselben liegt das Haus, welches die Personen beherbergt, auf die es ankommt."

„Und welche Nummer trägt das Haus?" fragte Jellinec gespannt.

„Es ist Numero dreiundsechzig," war die Antwort.

Jellinec konnte vor innerer Bewegung augenblicklich nicht sprechen.

„Haben Sie zuverlässige Leute bei der Hand?"

„Ja, zwei bis drei," entgegnete Jellinec.

„So viel genügen vollkommen," entgegnete der Unbekannte. „Aber können Ihre Gefährten auch Deutsch und sind sie verschwiegen?"

„Es sind lauter Deutsche," antwortete Jellinec, „und für ihre Verschwiegenheit bürg' ich."

„Nun denn, so hören Sie," sagte der Unbekannte. „In dem bezeichneten Hause wohnt eine Treppe hoch auf der linken Seite ein preußischer Offizier, Namens Alfred v. Armand, mit seiner Gemahlin und deren Freundin Martha Reinwald."

Als Jellinec diesen Namen aussprechen hörte, vermochte er seine Aufregung nicht zu unterdrücken und der Fremde, welcher während des ganzen Gesprächs ihm scharf ins Gesicht sah, bemerkte sie.

„Was macht Sie so unruhig?" fragte er. „Kennen Sie vielleicht die Person, von welcher ich spreche?"

„O ja," erwiderte Jellinec in einem Tone, welchem man die Aufregung des Zornes anhörte, „ziemlich genau sogar, sowohl die Eine wie die Andere. Sowohl die jetzige Frau Aurelie v. Armand, als die Martha; und diese letztere besonders hat mich während meines Aufenthalts in Deutschland so tief beleidigt, daß ich es niemals vergeben und vergessen kann. Bei Gott," rief er, von Zorn übermannt, plötzlich ganz laut aus, „wenn ich mich jemals an diesen Weibern rächen kann, will ich es mit Freuden thun, sollte auch mein Leben dabei in Gefahr gerathen, so haß ich sie."

„Nun, diese Gelegenheit zur Rache wird Ihnen jetzt dargeboten; Sie können dieselbe auf die glänzendste Weise befriedigen," sagte die Maske und setzte dann forschend hinzu: „aber was können Ihnen zwei schwache Frauen so Schlimmes angethan haben, daß Sie bei der bloßen Nennung ihrer Namen wie außer sich sind?"

„Was sie mir gethan haben?" fuhr Jellinec wild auf, „was sie mir gethan haben?" wiederholte er plötzlich ganz kalt; denn er sah, daß er auf dem Wege war, eine gefährliche Unvorsichtigkeit zu begehen; „ei nun, nichts weiter, als daß sie durch ihre Zunge meine ganze Existenz in Deutschland

vernichteten und Ursache sind, daß ich hier bin. Das ist genug, ihnen Todfeind zu sein."

„Es ist mir angenehm, das zu hören," sagte der Fremde; „denn Sie werden nun um so lieber auf meine Pläne eingehen und ich kann Ihnen um so sicherer vertrauen. Frau v. Armand ist mir gleichgültig und ich überlasse ihr Schicksal ganz Ihrer Hand, obwohl ich diese Frau in den Anschlag gegen Martha verwickeln muß. Diese Letztere ist der eigentliche Gegenstand meiner Unternehmung. Ich sah die beiden Frauen vor einiger Zeit, als ich die Welt-Industrieausstellung besuchte, und Martha's Reize machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mir schwor, sie müsse die Meinige werden."

„Sie wollen das Mädchen heirathen?" unterbrach ihn Jellinec.

„Das habe ich nicht gesagt," entgegnete der Fremde, „indessen würde ich unter Umständen mich auch dazu verstehen, eine solche Comödie aufzuführen."

„Hm," brummte Jellinec halb für sich, „das wäre ein allzu großes Glück für diese Creatur."

„Das will ich nicht entscheiden," erwiderte die Maske mit spöttischem Lächeln, aber es ist auf diesem Wege nichts zu erreichen. Es gelang mir die Bekanntschaft der Familie Armand zu machen, ich drängte mich an Martha und machte ihr den Hof, allein ohne Erfolg; sie wies mich rund ab und lachte, als ich den Verzweifelten spielte. Ich aber brenne vor Verlangen nach ihrem Besitze und sie muß die Meinige, auch gegen ihren Willen, werden. Da mir nichts übrig bleibt als List und Gewalt, so bin ich zu Allem entschlossen, was mir die Befriedigung meiner Wünsche verschaffen kann."

„Schön," sagte Jellinec, „verfügen Sie über mich und meine Leute; aber was denken Sie zu thun, und wie wollen Sie die Sache angreifen?"

„Man hat mir Ihre Gewandheit und Entschlossenheit aufs Höchste gerühmt und dies bewog mich, Sie aufzusuchen und mich Ihnen anzuvertrauen. An Dankbarkeit meinerseits wird es nicht fehlen, wenn der Anschlag glückt und selbst wenn er, versteht sich ohne Ihre Schuld, nicht zum Ziele führen sollte, werden Sie nicht umsonst sich bemüht haben. Hier ist der Beweis."

Er griff bei diesen Worten in die Brusttasche seines Rockes, holte aus derselben eine reichlich gefüllte Börse hervor, warf sie auf den Tisch und sagte:

„Nehmen Sie das; glückt der Anschlag, so erhalten Sie, nach vollbrachter That, eine zweite solche Börse; mißlingt ohne Ihr Verschulden die

Sache, wird Sie die in dieser Börse enthaltene Summe für Kosten und Mühe, welche Sie auf die Expedition verwenden, vollkommen entschädigen."

„Das nenne ich honett," sagte Jellinec lachend, indem er die Börse einsteckte, und Sie können überzeugt sein, daß ich nichts versäumen werde, Ihre Pläne glücklich durchzuführen; aber über diese bin ich noch völlig im Unklaren und ersuche Sie, mir mitzutheilen, was ich zu thun habe."

„Aus meinem Umgange mit der Familie Armand weiß ich, daß Frau v. Armand hier ihre Mutter aufzufinden bemüht ist, daß aber ihre Anstrengungen bisher ohne Erfolg geblieben sind. Dieser Umstand könnte vielleicht für unseren Plan, Martha zu entführen, mit Erfolg verwendet werden, da Frau v. Armand stets von ihr begleitet wird."

Jellinec dachte einige Augenblicke nach und sagte dann nach einer kleinen Pause:

„Möglich, allein dann müßte man vor allen Dingen wissen, wie die Mutter der Frau v. Armand heißt; denn der Name, welchen sie jetzt trägt, ist nicht ihr väterlicher."

„Das ist richtig," entgegnete der Fremde und es käme darauf an, diesen Namen ausfindig zu machen. Vielleicht stehen Ihnen die Mittel dazu zu Gebote, oder Sie wissen wenigstens unter ihren Gefährten einen schlauen Menschen, der geschickt diesen Punct erspähen könnte."

„Gesetzt nun, dies wäre der Fall," entgegnete Jellinec, „und es gelänge wirklich über diesen Punct Gewißheit zu erlangen, was dann?"

„Dann könnte man der Dame einen Brief zukommen, oder sie auf andere Weise benachrichtigen lassen, daß ihre Mutter an einem gewissen Orte lebe, sich sehr nach ihr sehne und sie zu sprechen wünsche; sie möge sich daher dort hin begeben.

„Statt ihrer Mutter würde sie dann, wenn sie mit ihrer Freundin erschiene, einen Wagen und Sie finden. Sie würden dann Martha in den Wagen bringen und mit ihr davon fahren. Frau v. Armand bliebe zurück, könnte ihre Frau Mutter weiter suchen und zusehen, wie sie wieder zu ihrem Herrn Gemahl käme."

„Ich will mir die Sache überlegen, erwiderte Jellinec. Dieser Plan scheint mir schwer ausführbar und könnte leicht entdeckt werden. Aber wohin solle ich Martha bringen? Das muß ich vor Allem wissen."

„Ungefähr vier Stunden von hier liegt ein mir zugehöriges einsames Jagdschloß, mitten im Walde, Namens Boisrenard, wo ein alter Castellan die Aufsicht führt. Dort hin fahren Sie; die Relais werde ich besorgen, und den Castellan von Ihrer Ankunft in Kenntniß setzen."

Es entstand nach diesen Worten eine Pause. Jellinec schien nachzu-

denken und der Fremde beobachtete ihn genau. Da Jellinec das Schweigen nicht unterbrach, so begann die Maske von Neuem:

„Nun, mein Herr, was sagen Sie zu dem von mir entworfenen Plan?"

Jellinec schien einigermaßen verlegen um die Antwort zu sein. Endlich sagte er:

„Ich bin kein Mann von vielen Umschweifen und besitze die Gabe nicht, meine Meinung in feine Worte zu wickeln, sondern sage derb und gerade heraus, was ich denke. Ihr Plan gefällt mir nicht; er ist mir zu verwickelt und dann wieder zu leichtsinnig. Wer steht dafür ein, daß die beiden Frauen ohne männliche Begleitung nach dem Orte hinkommen, wo wir uns befinden? Wer sagt uns, daß sie überhaupt auch nur kommen? — Ferner gehören zur Ausführung Ihres Planes zu viele Mitwisser und kurz die Sache scheint mir auf diese Weise nicht ausführbar."

„Wie wollen Sie es denn anfangen?" fragte der Fremde.

„Ja, das weiß ich selbst noch nicht," entgegnete Jellinec, „wie ich schon sagte, ich will es mir überlegen. Bis morgen Abend, um diese Zeit, werd' ich mit meinem Plane fertig sein; aber am Besten würde es meiner Meinung nach sein, wenn Sie es mir ganz und gar überließen, Alles nach meinem Ermessen anzuordnen und sich damit zufrieden stellten, einen gewissen Zeitpunct fest zu setzen, bis zu welchem die Sache in Ordnung gebracht, das heißt das Mädchen in Ihre Hände geliefert sein müßte, ohne sich um die Details weiter zu kümmern."

Der Fremde sah ihn offenbar mit Mißtrauen an und Jellinec bemerkte das. Er fuhr daher fort:

„Damit Sie aber nicht glauben mögen, ich wolle Sie hintergehen, nehmen Sie vorläufig Ihr Geld zurück; es genügt, wenn Sie mir nur meine Mühe zu belohnen versprechen, sobald Martha in Ihrer Gewalt ist."

Bei diesen Worten legte er die Börse wieder auf den Tisch und setzte hinzu:

„Ich verspreche Ihnen, daß Martha binnen acht Tagen, von Morgen an gerechnet, in Ihren Händen sein soll. Die Art, wie ich es mache, mein Wort zu halten, kann Ihnen gleichgültig sein, wenn Sie nur das Resultat befriedigt."

„Und wie soll ich davon in Kenntniß gesetzt werden, daß die Sache zur Ausführung kommt?" fragte der Fremde.

„Das würde ich Ihnen morgen sagen, wenn Sie sich wieder hierher bemühen wollen."

„Gut," entgegnete der Fremde, „es mag so sein. Morgen bin ich wieder hier."

Nach diesen Worten stand er auf, rief nach dem Kellner und sagte, als dieser herbei kam:

„Führen Sie mich wieder hinaus."

Der Aufwärter verbeugte sich und ging auf die Thüre zu.

„Auf Wiedersehen," sagte der Fremde zu Jellinec nnd wendete sich schon zum Gehen, als der Letztere ihm nachrief:

„Sie vergessen Ihre Börse, die Sie auf den Tisch gelegt haben."

Der Fremde blieb stehen, drehte sich um und erwiderte:

„Es ist gegen meine Gewohnheit, Etwas zurückzunehmen, was ich einmal weggegeben habe; behalten Sie, was ich Ihnen überließ und verwenden Sie davon, soviel wie nöthig ist, auf den bewußten Zweck. Adieu."

Ohne eine weitere Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer.

Jellinec sah dem sich Entfernenden mit einer Art stummen Staunens nach und murmelte dann:

„Das nenn ich mir Vertrauen, hol' mich der Kuckuck! — Das ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. — Kennt mich nicht und giebt mir ein solches Aufgeld auf einen Handel, dessen Ausgang noch ganz ungewiß ist. Das ist sehr seltsam! — Ah, das ist ein feiner Bursche! Er speculirt auf meine Rachsucht und wahrlich, er hat sich nicht getäuscht. Ja, sie sollen mir Beide die schlimme Nacht, die sie mir auf Gut Pilsen bereiteten, doppelt und dreifach bezahlen und das Geld hier," — er wog die auf dem Tische liegende Börse und steckte sie dann zu sich, — „soll redlich verdient werden."

Er stand auf und ging nachdenkend auf und nieder. „Wie fang' ichs nur an," murmelte er, „wie fang' ichs nur an. Von uns darf sich Keiner bei den beiden Weibern sehen lassen; denn Beide kennen uns Alle zu genau. Rächen muß ich mich, aber wie? wie? — —

Er rief seine drei Zunftgenossen zu sich, die neugierig herbeikamen und seiner Erzählung zuhörten. Als er geendet hatte, fragte er Wratislav, was er von der Sache dächte?

„Es ist ein wunderlicher und dabei mißlicher Handel, Hauptmann," sagte dieser, „obwohl ich den Weibern eine Strafe dafür gönnte, daß sie uns ins Gefängniß und beinah an den Galgen gebracht haben. Aber auf die Weise, wie der fremde Herr will, geht die Sache nicht. Wir wissen von der Mutter der Frau v. Armand nichts, weder wo sie ist, noch wie sie heißt und könnten daher leicht bei der Gelegenheit in eine Falle gerathen, die noch schlimmer wäre, als die pilsener. Wenn also Etwas unternommen werden soll, muß es auf eine ganz andere Weise geschehen."

„Das ist richtig,“ entgegnete Jellinec, „aber auf welche? darüber zerbreche ich mir den Kopf schon lange.“

„Und dann,“ nahm Wratislav wieder das Wort, „wer ist der feine, maskirte Herr, der zu Euch kommt und Euch solchen Antrag macht? Er verlangt, Ihr sollt, in blindem Vertrauen auf ihn, Euch in ein gefährliches Unternehmen einlassen, bei dem es an Kopf und Kragen geht, ohne Euch die mindeste Gewähr für Eure Sicherheit zu geben. Für solche Aufträge bedanke ich mich bestens.“

„Oh!“ sagte Jellinec, „was diesen Punct betrifft, der macht mir keine Sorgen. Wer diese geheimnißvolle Maske ist, wollen wir bald heraus haben. Der gute Herr hat gedacht, seine Sache recht schlau anzufangen, wenn er sich so vermummte, daß man sein Gesicht nicht sehen sollte, hat sich aber dabei trotzdem alberner Weise verrathen. Einer von uns braucht nur einen Weg von vier Stunden hin und vier Stunden zurück zu machen, so wissen wir, wie der Vogel heißt, der uns das hübsche Liedlein gepfiffen hat. Hätte er sein Incognito bewahren wollen, so durfte er mir nicht sagen, daß ihm das Jagdschloß Boisrenard gehöre und daß es von einem alten Kastellan verwaltet würde. Du verstehst ja mit Schloßkastellanen umzugehen, Wratislav; mache Dich morgen früh auf, mit der Eisenbahn ist es ja eine Kleinigkeit, und behandle den Kastellan von Boisrenard, wie Du den von Schloß Pilsen behandelt hast. Dann wissen wir morgen Abend, wer die fremde Maske war und können unser Benehmen darnach einrichten. Doch ist das im Grunde Nebensache, obwohl nützlich.“

„Gut, Hauptmann, ich werde Euren Auftrag morgen gleich vollziehen und Ihr sollt bestimmt, wenn nicht Alles die Quer geht, noch an demselben Tage die gewünschten Nachrichten haben.“

„Und ich denke bis morgen Abend meinerseits darüber im Klaren zu sein,“ sagte Jellinec, auf welche Weise wir der beiden Frauenzimmer habhaft werden und uns an ihnen für die uns zugefügte Schmach rächen können. Jetzt aber laßt uns aufbrechen. Geht nur voran, ich komme schon nach, wenn ich das Dromedar bezahlt habe.“

Wratislav, Hageck und Dombrowsky entfernten sich, während Jellinec nach dem Aufwärter rief.

Als sich die Kellerthür hinter den Hinausgehenden schloß, forderte Wratislav die beiden Anderen auf, mit ihm zu gehen; er wollte sie nach ihrer Behausung führen, da sie in der großen Stadt noch nicht Bescheid wußten. Aber Hageck und Dombrowsky bestanden hartnäckig darauf, Jellinec erst zu erwarten. Wratislav lachte und sagte, „meinetwegen, aber Ihr irrt Euch.“

Sie warteten länger als eine halbe Stunde, allein Jellinec erschien nicht und sie entschlossen sich brummend, nach Hause zu gehen.

Wratislav lachte abermals und sagte: „Ich hab' es Euch ja prophezeit, Ihr Narren! Aber Ihr habt weder Augen, noch Ohren. Kommt!"

Und sie entfernten sich.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Todten stehen wieder auf.

Schlabach wohnte mit Fräulein Natalie v. Hohenhorst in demselben Hotel; denn er hatte sie, seinem, ihren Eltern gegebenen, Versprechen gemäß, unter seine geistliche Obhut genommen.

Sie war mit ihrer Begleiterin, der Frau Warren, ausgefahren, um der Ankunft des Kaisers Franz Joseph auf dem straßburger Bahnhofe beizuwohnen und er saß in seinem Zimmer und schrieb.

Es klopfte und ein Mann in den dreißiger Jahren trat herein. Er trug die Kleidung eines Geistlichen und seine Züge verriethen, neben dem Ausdrucke einer starren Entschlossenheit, einen hohen Grad religiöser Schwärmerei. Das Gesicht war bleich und neigte sich eher zur Magerkeit, als zur Fülle. In seinem Gange und seinen Bewegungen offenbarte sich ein starkes Bewußtsein seines Standes und seiner Würde.

Schlabach stand auf und ging dem Fremden entgegen, der sich mit Anstand verbeugte und sagte:

„Monseigneur Dupanloup sendet mich zu Ihnen, hochwürdiger Herr. Er hat das Schreiben, welches ihm Se. Eminenz der Herr Cardinal Rauscher durch Sie hat zustellen lassen, empfangen und beantwortet. Ich habe die Ehre Ihnen Antwort zur Weiterbeförderung an Se. Eminenz ganz ergebenst zu überreichen."

Schlabach verbeugte sich, nahm den Brief und lud den Geistlichen ein, sich niederzulassen. Dann setzte er sich selbst und sagte:

„Es freut mich, Sie bei mir zu sehen, hochwürdiger Herr, und Ihnen die Bewunderung ausdrücken zu können, von der ich für Monseigneur Dupanloup erfüllt bin, der ein Pfeiler unserer heiligen Kirche ist und keine Gelegenheit verabsäumt, für ihre unveräußerlichen Rechte als sieg-

reicher Kämpfer in die Schranken zu treten. Das vortreffliche Schreiben an den italienischen Minister Ratazzi ist ein neuer Beweis für die erhabenen Gesinnungen Monseigneurs."

„Gewiß," entgegnete der Geistliche, „die Kirche besitzt in ihm einen furchtlosen Streiter, der ihr in diesen gefährlichen Zeitläuften unschätzbare Dienste theils geleistet hat, theils noch leistet. Freilich aber thut es auch Noth, daß Alle, denen die Kraft gegeben ist, sich um die heilige Mutter schaaren und sie schützen; denn seit Jahrhunderten hat sie nicht in solcher Gefahr geschwebt, wie gegenwärtig. Darum können wir auch Gott nicht genug preisen, daß er es so gelenkt hat, daß der Kaiser der Franzosen seinen mächtigen Arm erhoben hat, die heilige Kirche in der Person Sr. Heiligkeit des Papstes zu schützen und dem Stuhle Petri, den Besitz des Patrimoniums, gegen die räuberischen Einfälle, denen es leider ausgesetzt ist, zu sichern."

„Also wird die Intervention Frankreichs bestimmt eintreten?" fragte Schlabach.

„Sie ist bereits ausgeführt," entgegnete der Geistliche, „vor einigen Tagen schon landeten die französischen Truppen in Civitavecchia und werden jetzt wohl bereits in der ewigen Stadt angelangt sein."

„Gott sei Dank und der Kaiser gesegnet," rief Schlabach aus.

„Ja wohl, aber auch die hohe Frau, unsere erhabene Kaiserin, ist zu preisen," sagte der Geistliche, „welche so heroisch sich der Sache des heiligen Vaters annahm, und den Kaiser in seinen frommen Vorsätzen auf das Kräftigste bestärkte, während sie zugleich die Gegner im Ministerrathe glücklich bekämpfte."

„Wie?" sagte Schlabach, „kann es denn Leute geben, die einem so heilsamen Entschlusse entgegen zu treten wagen?"

„Leider ja," erwiderte der Geistliche; „selbst im Rathe des Kaisers, ja noch mehr, selbst in dessen hoher Familie."

„In der That!" rief Schlabach aus.

„Im Ministerrathe sprachen der Prinz Napoleon und Marquis Lavalette auf das Eifrigste gegen den Gedanken der Intervention zu Gunsten des heiligen Stuhls. Aber die Argumente des Marquis de Moustier und des Staatsministers Rouher, namentlich aber die herrlichen, von tiefer Frömmigkeit eingegebenen Worte unserer erhabenen Kaiserin, widerlegten siegreich alle vorgebrachten Gegengründe, die Intervention ward unwiderruflich beschlossen und auch sogleich ausgeführt."

„Das ist vortrefflich," sagte Schlabach.

„Ja wohl," entgegnete der Geistliche, „dieser herrliche Sieg der ge-

rechten Sache kann nicht hoch genug angeschlagen werden; denn die Folgen derselben sind unberechenbar."

„Als die Gegner des Projects nun sahen, daß sie die Ausführung desselben nicht mehr zu verhindern vermochten, suchten sie wenigstens die Wirkungen desselben zu schwächen und befürworteten auf das Lebhafteste die Wünsche der italienischen, oder wie sie Se. Eminenz der Cardinal-Staatssecretair Antonelli bei weitem richtiger nennt, der sardinischen Regierung."

„Und worin bestanden diese Wünsche?" fragte Schlabach.

„Die Regierung Victor Emanuels verlangte, daß in demselben Augenblicke, in welchem die französischen Truppen den römischen Boden beträten, auch ihren Truppen gestattet sein sollte, in das Gebiet des Kirchenstaates einzurücken. Natürlich, der moralischen Wirkung des kaiserlichen Entschlusses, sollte die moralische Gegenwirkung des Königlichen entgegengestellt und die erstere paralysirt werden. Zugleich aber wollte man auf indirecte Weise durch einen solchen Schritt den Muth der Rebellen erhöhen."

„Nun, und gelang es diese Gefahr zu beseitigen?" fragte Schlabach.

„Dem Himmel sei gedankt, ja," entgegnete der Geistliche. „Die gute Sache hat durch die besonnenen Erwägungen des Staatsministers Rouher, durch die Beistimmung des Ministers des Auswärtigen, Herrn de Moustier, vorzüglich aber wieder durch die heldenmüthige Entschiedenheit der Kaiserin Eugenie den vollständigsten Sieg davon getragen.

„So bestimmt sich die hohe Frau für die Intervention Frankreichs ausgesprochen hatte, eben so bestimmt entschied sie sich gegen jede Einmischung Italiens und ihre Gründe drangen durch. In Folge dessen reichte der Marquis de Lavalette seine Entlassung ein, und sie wurde angenommen."

„Das ist ein großer Sieg," bemerkte Schlabach.

„Ja wohl," erwiderte der Geistliche, „und ein höchst wichtiger, auch in anderen Beziehungen. Der Marquis Lavalette war unser unerbittlichster Gegner, der die weltlichen Interessen des Staates hoch über die der heiligen Kirche stellte und sich nicht entblödete zu sagen, daß unsern gerechten Wünschen nachgeben, heiße sich den ultramontanen Launen fügen. Aber das erhabene Oberhaupt unserer Kirche hat Recht, wenn es im Vertrauen auf den Schutz des Höchsten sagt: non superabunt." (Sie werden nicht siegen.)

„Wahr, sehr wahr!" bekräftigte Schlabach.

„Es ist mir eine große Genugthuung gewesen," sagte der Geistliche und erhob sich, „ein so eifriges Mitglied unseres heiligen Standes, wie Sie sind, hochwürdigster Herr, persönlich kennen gelernt zu haben und ich

werde nicht verfehlen, Monseigneur Dupanloup von Ihren Gesinnungen zu unterrichten. Entschuldigeu Sie meinen raschen Aufbruch, allein mich rufen so wichtige Geschäfte, daß ich kaum die wenige Zeit erübrigen konnte, Sie zu sehen und zu sprechen. Der Himmel sei mit Ihnen und segne Ihre Wirksamkeit. Es würde mich freuen, wenn Sie bisweilen des Pater Felix gedenken wollten."

„Ich schätze mich glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben," erwiderte Schlabach, „und werde niemals die schönen Augenblicke vergessen, welche mir Ihr Gespräch verschafft hat. Ich empfehle mich Ihrem Andenken und hoffe, Sie während meines hiesigen Aufenthaltes noch öfter zu sehen."

Der Geistliche empfahl sich mit einer würdevollen Verbeugung und Schlabach blieb allein.

„Ein merkwürdiger Mann, dieser Pater Felix," sagte Schlabach für sich, als er wieder an seinen Schreibtisch trat, „aber eine tröstliche Erscheinung in diesen verworrenen Tagen. Welche Zuversicht lag in seinem ganzen Wesen, welches Vertrauen und welche geistige Kraft!"

Er ward in seinen Betrachtungen durch den Eintritt Natalien's v. Hohenhorst unterbrochen, die von ihrer Ausfahrt zurückgekehrt war.

Sie sah sehr bleich und verstört aus und eilte so heftig auf Schlabach zu, daß dieser erschrak. Er bemerkte sogleich ihre auffallende Blässe und Unruhe und sagte:

„Was fehlt Ihnen, mein liebes Kind? Weshalb sind Sie so aufgeregt? Sind Sie krank, oder ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?"

„O mein Freund! o mein Freund!" rief Natalie aus und war nicht im Stande, weiter zu sprechen. Heiße Thränen entströmten ihren Augen und sie warf sich mit dem Ausdrucke der Verzweiflung in einen nahe stehenden Armstuhl.

Schlabach trat besorgt zu ihr heran und fragte in ängstlichem Tone:

„Was ist denn vorgefallen, liebe Freundin? Erklären Sie sich!"

„O was soll aus mir werden!" rief sie heftig aus, „wo verberg' ich mich! Wie rette ich mich! Ach Gott ich bin verloren! Jede Hoffnung ist verschwunden! Ja es ist Alles aus und vorbei."

Sie rang verzweifelt die Hände und brach von Neuem in einen Thränenstrom aus.

„Fassen Sie sich, mein Fräulein," tröstete Schlabach, „und theilen Sie mir mit, was geschehen ist. Gewiß ist Hülfe möglich und die Gefahr nicht so groß, wie sie Ihnen in Ihrer Aufregung scheint. Lassen Sie mich wissen, was Sie so tief bewegt; vielleicht vermag ich zu helfen."

Natalie schüttelte traurig ihr schönes Haupt, sprach aber nicht. Es

entstand eine lange Pause, die Schlabach nicht zu unterbrechen wagte, weil er fürchtete, sie von Neuem aufzuregen, wenn er spräche.

Endlich schien Natalie einigermaßen ruhiger und gefaßter zu werden. Sie trocknete ihre Thränen und suchte, ihrer Bewegung Herr zu werden.

Schlabach, der sie besorgt und voll Theilnahme betrachtete, glaubte, daß es nun passend sein möchte, sie anzureden, nahm ihre Hand und sagte in ernstem aber freundlichem Tone:

„Bezwingen Sie Ihre Bewegung, liebes Kind, und erzählen Sie mir, was Sie so außer sich gebracht hat. Seien Sie überzeugt, es giebt keine Lage im Leben, aus der uns die Gnade Gottes nicht erretten könnte. Muth im Leiden ist Alles, was der Himmel von uns verlangt und haben wir nur festes Vertrauen auf ihn, so hilft er uns sicherlich in jeder Noth und Fährlichkeit. Machen Sie mich also mit Ihrem Kummer bekannt, und ich bin fest überzeugt, Gott wird uns Mittel finden lassen, der Gefahr, von welcher Sie bedroht sind, vorzubeugen, und wird das in Segen umwandeln, was Ihnen jetzt als Ursache Ihres Verderbens erscheint."

Natalie hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an; dann machte sie eine Anstrengung Ruhe zu erringen und sagte endlich:

„Sie wissen, hochwürdigster Herr, wie tief ins Unglück mich der Verrath gestürzt hat, den Victor Constant an mir beging, und daß ich namentlich mit Ihnen hierher gereist bin, um meine Ehre wieder herzustellen und meinen ehrwürdigen Vater vor Kummer über die Schmach seiner Tochter zu schützen."

„Ich weiß es, liebes Kind, ich kenne Ihre tiefe Reue und hege die feste Hoffnung, daß die Barmherzigkeit Gottes Sie aus dieser Tiefe des Schmerzes erretten und Alles noch zum Guten wenden werde. Seine Wege sind wunderbar und dem sterblichen Auge verborgen."

„Sie wissen auch, daß ich keine Neigung mehr für den abscheulichen Verführer empfinde, der mein Leben zerstört hat; daß ich ihm aber verziehen habe, obwohl er mich für immer unglücklich gemacht hat, und daß nur der Wunsch in den Augen der Welt meine Ehre zu retten, mich eine kirchliche Verbindung mit ihm suchen läßt."

„Das ist Alles ganz wahr, meine Liebe, und ich habe meinerseits auch Alles zur Erfüllung dieses gerechten Wunsches gethan. Schleicher ist bereits vor einiger Zeit so glücklich gewesen, die Wohnung des Herrn Victor Constant ausfindig zu machen und ist seitdem von mir beauftragt, ihn genau zu überwachen. Ich selbst habe bereits an einflußreicher Stelle für schleunige Erledigung der unglücklichen Angelegenheit gewirkt und hoffe, dieser Tage eine für uns günstige Antwort zu erhalten. Ich bin daher

nicht im Stande, den Grund Ihrer heftigen Aufregung auch nur entfernt zu ahnen."

„Sie werden ihn augenblicklich begreifen," antwortete Natalie mit einem tiefen Seufzer. „Sie wissen, daß ich heute nach dem straßburger Bahnhofe fuhr, um Zeugin der Ankunft und des Empfanges des Kaisers von Oesterreich zu sein."

„Ich weiß es und freue mich auf Ihre Darstellung des Ereignisses," warf Schlabach dazwischen.

„Ich weiß nicht, ob sie mir unter den obwaltenden Umständen besonders glücken wird," antwortete Natalie; „indessen davon später. Ich hatte mich durch eine Begünstigung nach dem Perron des Eisenbahnhofes begeben können und erwartete die Ankunft der hohen Herrschaften. Sie kamen endlich und denken Sie sich meinen Todesschreck, als ich bei dieser Gelegenheit meinen Bruder Leopold erblickte, der sich eifrig mit einem Herrn in österreichischer Hauptmanns-Uniform unterhielt. Ich warf hastig meinen Schleier über mein Gesicht, um nicht erkannt zu werden, wenn er seinen Blick zufällig auf mich richten sollte.

„Ich weiß nicht, ob mein Bruder sich bereits seit längerer Zeit hier aufhält, oder ob er erst mit dem Kaiser angelangt ist; denn der letzte Brief, welchen ich von ihm erhielt, war nach seiner Vermählung mit einer jungen Wittwe in Böhmen, einer Frau v. Allendorf, geschrieben und aus Wien datirt. Seitdem habe ich Jahre lang keine Nachricht von ihm erhalten; denn Briefschreiben ist seine Stärke gerade nicht. Er pflegte immer zu sagen, was soll ich Euch schreiben, wenn nichts Besonderes vorfällt. Es wäre nur fortgeworfenes Briefporto. Der wahre Grund aber ist seine Bequemlichkeit.

„Als ich mich einigermaßen von meinem Schreck erholt hatte, betrachtete ich seinen Begleiter näher und wäre fast in Ohnmacht gesunken vor Scham, Verwirrung und Schmerz; denn es war, denken Sie, hochwürdiger Herr, es war Blumenau, der todtgeglaubte Blumenau, gegen den ich Unselige, wenn auch durch falsche Nachrichten verleitet, auf das Grenzenloseste gefrevelt, dem ich die Treue gebrochen hatte.

„Die Gefühle, welche mich in dem Augenblicke, als ich ihn sah, bestürmten, sind unbeschreiblich. Einer Ohnmacht nahe, taumelte ich die wenigen Schritte bis zu meinem Wagen, warf mich in denselben und fuhr nach Hause zurück.

„Hier bin ich nun rath- und trostlos; von Schmach, Schande und Erniedrigung bedroht; kann nichts thun, als Ihre Hülfe anflehen; denn ich

habe weder die Kraft, noch die Ueberlegung, mich aus der verzweiflungsvollen Lage zu retten, in der ich mich befinde."

Ein neuer Thränenstrom erstickte ihre weitere Rede.

Schlabach war seinerseits gleichfalls betroffen und verwirrt. Er schritt nachdenkend im Zimmer auf und nieder, während Natalie sich ihrem Schmerze hingab.

Endlich trat er vor sie hin, erfaßte ihre Hand und sagte:

„Beruhigen Sie sich vor allen Dingen, liebe Freundin; denn in Ihrer augenblicklichen Lage bedürfen Sie der größten Geistesgegenwart und Besonnenheit. Ich gestehe Ihnen, daß ich in diesem Augenblicke gleichfalls noch nicht weiß, welchen Weg wir einzuschlagen haben, um die böse Verwickelung auf glückliche Weise zu lösen. Aber ich hege das feste Vertrauen, daß der Himmel die Dinge in eine Bahn lenken wird, die erlaubt, allen Interessen gerecht zu werden, ohne Gefährdung irgend einer Person. Gehen Sie jetzt auf Ihr Zimmer, meine Freundin, und lassen Sie mir Zeit und Muße, darüber nachzudenken, wie Ihrer Bedrängniß abzuhelfen sein dürfte. Sammeln Sie sich, raffen Sie Ihren ganzen Muth, Ihre ganze Seelenkraft zusammen, beherrschen Sie die Gemüthsbewegung, die Sie hier zu überwältigen droht; denn Rettung aus dieser verzweifelten Lage ist nur dann möglich, wenn Sie völlig gefaßt sind. Folgen Sie also meinem Rathe und überlassen Sie mir das Weitere."

Natalie erhob ihre thränenvollen Augen zu ihm und sagte:

„Sie sind meine einzige und letzte Stütze, hochwürdiger Herr. Ich folge Ihren Anordnungen, wie ein rathloses Kind, und vertraue auf Sie unwandelbar. Was Sie mich thun heißen, werde ich ohne Einwendungen oder Verzug vollbringen, da ich überzeugt bin, daß Sie mir nur zu meinem Besten rathen."

„Nun wohl," erwiderte Schlabach, „dann befolgen Sie zuerst den Rath, um jeden Preis die Ruhe und Fassung zu gewinnen, deren Sie so nothwendig bedürfen. Ich werde indessen alles Weitere vorbereiten."

Natalie erhob sich, ergriff Schlabach's Hand und küßte Sie mit wahrer, ungeheuchelter Demuth.

„Gott segne Dich, meine unglückliche Tochter," sagte Schlabach mit Rührung und legte seine Hand auf ihr Haupt.

„Der Herr, welcher einer schlimmeren Sünderin, als Du bist, mit den Worten verzieh: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr," wird sich auch Deiner gnädig und barmherzig annehmen, Dir Trost senden, Dich wieder aufrichten und Dich retten. Ihm vertraue und nicht der Kraft eines schwachen, sündigen Menschen. Der Himmel behüte Dich."

Natalie entfernte sich langsam unter Thränen und wankte zur Thür des Zimmers hinaus.

Schlabach sah ihr lange nach und sagte dann kopfschüttelnd für sich: „Armes, armes Kind! Wie bist Du zu beklagen! Aber wehe dem Bösewicht, der frech genug war, diese liebliche Blüthe zu zerknicken! Wehe ihm, denn das Strafgericht Gottes wird ihn ereilen, wenn er es nicht denkt!"

Nach diesen Worten schritt er, in tiefes Nachdenken versunken, im Zimmer auf und nieder. Dann zog er die Klingel und sagte, als ein Kellner erschien: „Wenn Herr Schleicher zu Hause ist, so erbitte ich mir seinen Besuch!"

Der Kellner verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Wenige Minuten später erschien Schleicher bei Schlabach.

„Nun, was haben Sie ausgerichtet, mein Lieber?" fragte der Letztere.

„Ich habe," war die Antwort, „glücklich die Wohnung des Herren Victor Constant ermittelt, obgleich es mit einiger Mühe verknüpft war. Er wohnt Rue Vivienne Nummer 48, im zweiten Stock, chambre garni. Seine Wirthin ist eine Madame Hauchecorne, eine noch recht hübsche Wittwe von etwa ein bis zwei und dreißig Jahren.

„Ich habe mich mit ihr in ein Gespräch eingelassen, um, womöglich, über den Mann, welcher Ew. Hochwürden zu interessiren scheint, etwas Näheres zu erfahren."

„Das ist sehr verständig von Ihnen, lieber Schleicher," erwiderte Schlabach; „denn Sie haben ganz recht, der junge Mann interessirt mich, und ich würde Ihnen den Auftrag ertheilt haben, über ihn nähere Erkundigungen einzuziehen, wenn Sie mir darin nicht zuvor gekommen wären."

„Die Wirthin," sagte Schleicher, „welche nicht geneigt schien, an Herzdrücken zu sterben, bemerkte kaum, daß ich ein specielleres Interesse an Herrn Victor Constant nahm, als sie die Schleusen ihrer Beredsamkeit öffnete und mich mit Allem bekannt machte, was sie für gut fand, mir mitzutheilen.

„Sie sagte mir, daß Herr Victor Constant von Hause aus Medizin studirt habe und keinesweges besonders glänzend situirt gewesen sei.

„Sie schilderte ihn mir als einen leichtsinnigen Patron, der sein Leben versaufe und früher tief in Schulden gesessen habe, bis ihn eine äußerst ansehnliche Erbschaft, ein alter unverheiratheter Oheim hinterließ ihm sein ganzes Vermögen, aus der drückenden Lage befreite, in der er sich befand.

„Seitdem, setzte sie mit einiger Empfindlichkeit hinzu, die mir sehr verdächtig vorkam, ist er fast niemals zu Hause. Bald ist er auf Reisen, bald bringt er die Nächte auf Bällen oder bei Trinkgelagen, wenn nicht

an schlimmeren Orten zu, und seine Wohnung hat äußerst selten das Glück, ihn länger zu beherbergen, als er nöthig hat, um von seinen Schwärmereien auszuruhen.

„Die offenbare Empfindlichkeit, mit welcher die junge Wittwe diese Anklagen vorbrachte, erregte in mir den Verdacht, daß zwischen ihr und Herrn Victor Constant früher ein intimeres Verhältniß stattgefunden habe, welches von dem Letzteren aus irgend einer Ursache abgebrochen worden sei.

„Ich versuchte die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meines Argwohns näher festzustellen, allein die junge Frau wich allen Erörterungen über diesen Punct mit der größten Geschicklichkeit aus, obwohl sie nicht unterließ, sich mit einer merklichen Bitterkeit über seine vielen und oft seltsamen Frauenbekanntschaften zu äußern.

„Da ich nun von der Frau Hauchecorne nichts weiter zu erfahren vermochte, so beschloß ich Herrn Victor Constant selbst so viel als möglich zu beobachten und ging ihm daher, so oft es thunlich, auf seinen Wegen nach.

„Längere Zeit hindurch waren die Resultate dieses Verfahrens unbedeutend und beschränkten sich auf Wahrnehmungen, die mit demjenigen, was mir die Wirthin erzählt hatte, übereinstimmten; aber gestern Nacht machte ich eine Entdeckung, die mehr verspricht.

„Nachdem Herr Victor Constant den Abend in lustiger, aber, dem Anscheine nach, anständiger Gesellschaft zugebracht hatte, brach er einige Zeit nach Mitternacht auf und nahm seinen Weg, anstatt sich nach Hause zu begeben, durch eine große Menge von Straßen, ohne daß ich, der ihm in einiger Entfernung unverdrossen folgte, hätte errathen können, was das Ziel seiner Wanderung sei. Er blickte sich auf seinem sonderbaren Wege, der, wie es schien, gar kein Ende nehmen wollte, sehr häufig um und spähte, ob ihm wohl Jemand folge; blieb auch dann und wann aus der gleichen Absicht stehen, und ich mußte alle nur mögliche Vorsicht anwenden, um seinen Blicken verborgen zu bleiben.

„Endlich gelangten wir in eine öde, enge Straße, in der kein Licht brannte und die nur durch den hellen Schein des Mondes erleuchtet wurde.

„Fast am Ende dieser Straße brannte eine trübe, rothe Laterne, auf welche Victor Constant zuging. Ich schlich mich so viel, als es mir möglich war, in seine Nähe, um zu sehen, was er hier wohl beginnen würde, und mein Vorhaben wurde durch den Umstand begünstigt, daß nur die eine Hälfte der Straße vom Monde beleuchtet war, die andere aber in tiefem Schatten lag.

„An dem Hause, wo die Laterne brannte, blieb Victor Constant stehen und sah sich vorsichtig um. Ich bemerkte nur, daß die Laterne

über einem Keller befindlich war, der aber verschlossen schien. Victor zog, wie mir der helle Mondschein, in welchem er stand, verrieth, eine Maske hervor und legte sie an. Dann pfiff er auf einem Instrumente, ich glaube, dem Tone nach, es war ein Schlüssel; die Kellerthür öffnete sich und eine Stimme sprach einige mir unverständliche Worte, auf die Victor Etwas antwortete und dann hinter der Kellerthür verschwand.

„Sie können denken, hochwürdiger Herr, daß diese auffallenden Dinge meine höchste Neugier erregten, und ich wer weiß was darum gegeben hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre zu erfahren, was Herr Constant in diesem, mir außerordentlich verdächtigen Locale zu thun hatte. Das war nun aber leider unmöglich und ich mußte mich schon damit begnügen auf dem Posten, wo ich mich befand, auszuharren und zu warten, bis er wieder heraus käme.

„Das dauerte aber sehr lange, so daß der Mond unterdessen seine Stellung dergestalt verändert hatte, daß jetzt die Seite der Straße beleuchtet war, auf welcher ich mich befand, und die, auf welcher der Keller lag, in den Schatten trat.

„In Folge dessen trat ich natürlich auf die Schattenseite und entdeckte nun, daß sich dicht neben dem Keller ein Thorweg befand, welcher mir ein treffliches Versteck gewährte, und den ich vorher in meinem Eifer ganz außer Acht gelassen hatte. Ich schlüpfte in denselben und blieb auf der Lauer stehen.

„Endlich hörte ich, wie der Keller aufgeschlossen wurde und eine Stimme sagte: „vergessen Sie nicht il Maudit." Darauf trat Victor Constant aus der Kellerthür, die gleich wieder geschlossen wurde, nahm die Maske ab und ging den Weg, den er gekommen war, zurück, während ich ihm behutsam folgte. Er begab sich nach Hause und ich ging in unser Hotel zurück."

„Sehr sonderbar," sagte Schlabach, als Schleicher seinen Bericht beendet hatte, „es wäre in der That von Wichtigkeit, zu erfahren, in welcher Absicht Victor Constant dort verkehrt, allein ich sehe keine Möglichkeit, wie das zu bewerkstelligen wäre."

„Ich werde gleich heute den Versuch machen, dahinter zu kommen," sagte Schleicher, „obgleich ich mir nicht verhehle, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist. Aber ich bedarf, wenn das Unternehmen gelingen soll, einer Summe Geldes."

„Daran soll es nicht fehlen," erwiderte Schlabach und trat an seinen Schreibsecretair. Er öffnete ihn, zog eine Schublade in demselben auf und entnahm dieser mehrere Rollen, welche er Schleicher übergab.

„Das denke ich, wird hinreichen," sagte er, „es sind Goldstücke.

Gehen Sie, wo es nöthig ist, freigebig, ja verschwenderisch mit dem Gelde um, es kommt nichts darauf an, wie viel gebraucht wird, wenn wir nur unsern Zweck erreichen. Haben Sie mir noch etwas zu sagen?"

„Nein, hochwürdiger Herr, nichts, als daß ich mich sogleich auf den Weg machen werde, um, wo möglich, mein Versprechen zu halten," entgegnete Schleicher, steckte die Goldrollen zu sich und entfernte sich dann.

Als Schleicher das Zimmer verlassen hatte, sagte Schlabach: „an dem ist ein trefflicher Polizeispion verloren. Ich werde sehen, daß ich ihn für das Fach empfehle."

Hierauf setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und arbeitete weiter.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Spion.

Es ging bereits auf den Abend zu, als Schleicher sich nach dem Keller mit der rothen Laterne auf den Weg machte. Er hatte sich sehr sorgfältig verkleidet, um sich das Ansehen eines Arbeiters zu geben. Seinen Kopf bedeckte eine Mütze mit einem breiten Schirm, er trug eine blaue Blouse, ein leinenes Beinkleid und ein Paar alte Stiefeln, die nichts weniger als elegant waren.

Als er in seinem Hôtel diesen Anzug angelegt hatte und in demselben vor seinen Spiegel trat, mußte er unwillkührlich über sich selbst lächeln, obgleich ihm im Grunde nicht ganz wohl bei dem Unternehmen war.

„Soweit sehe ich ganz gut aus," murmelte er für sich, „und man wird hinter mir nicht den ehemaligen Pastor von Steinhausen suchen, sondern mich, meinem Aeußeren nach, für einen veritablen Arbeiter halten. Aber die Sache hat doch ihr Bedenkliches."

Er ging nach diesen Worten sinnend einige Male im Zimmer auf und nieder.

„Nun," fing er nach einer Pause sein Selbstgespräch wieder an, „unternommen muß die Sache doch einmal werden, also frisch darauf los. Frisch gewagt, ist halb gewonnen!"

Mit diesen Worten setzte er seine Mütze entschlossen auf und schritt

seinem Ziele zu. Als er in den Keller hinabgestiegen war und den schmalen, niedrigen, spärlich erleuchteten Gang durchschritten hatte, welcher zur Thür des Gastzimmers führte, blieb er vor derselben stehen, denn er vernahm einen heftigen Streit.

Eine quäkende Stimme rief zornig aus: „Macht, daß Ihr fortkommt, Ihr Trunkenbold, oder ich werde Euch den Weg zeigen!“ Während eine tiefe, rauhe Stimme mit Drohungen antwortete und eine weibliche dazwischen sprach.

Plötzlich entstand ein Geräusch, als würden Stühle umgeworfen, Tische hin- und hergeschoben und die Frauenstimme rief kreischend nach Hülfe.

Instinctmäßig riß Schleicher die Thür auf und sah, wie ein robuster Mensch einen buckligen, zwerghaft aussehenden Mann gepackt hatte und auf ihn los schlug, während ein junges Weib sich vergebens unter Thränen und Geschrei bemühte, die Streitenden auseinander zu bringen.

Schleicher sprang hinzu, packte den Fremden beim Kragen und schleuderte ihn mit solcher Kraft gegen die Wand, daß der Mensch halb besinnungslos umhertaumelte. Sodann leistete er dem Angegriffenen Beistand, der zu Boden gefallen war, und sagte zu dem Fremden:

„Macht, daß Ihr fortkommt, Bummler, sonst werde ich die Polizei zu Hülfe rufen, die sich, allem Anscheine nach, freuen wird, Eurer habhaft zu werden; denn Ihr seht gerade aus, als wärt Ihr ein ächter Gefängnißcandidat. Marsch mit Euch.“

Dem Unbekannten, der seinem Aeußeren nach gleichfalls dem Arbeiterstande angehörte, mochte die Intervention Schleichers, die mit so großer Kraft ausgeführt worden war, wohl imponirt und die Drohung polizeilicher Hülfe erschreckt haben, denn er murmelte nur ein Paar Flüche, drohte dem Zwerge mit der Faust und stand im Begriffe, sich ruhig zu entfernen. Aber das junge Weib sprang zu ihm hin und rief aus:

„Halt! Erst bezahlt, Ihr Lump, dann könnt Ihr gehen, eher nicht!“

„Bezahlen?“ erwiderte der Fremde voller Ingrimm, „ja bezahlen will ich Euch, Ihr Betrügerpack, auf Eurem Buckel, wenn auch nicht jetzt und heute. Geld bekommt Ihr nicht, wohl aber eine Tracht Schläge. Bildet Ihr Euch ein, ich sei so betrunken, daß ich meiner Sinne nicht mächtig wäre und nicht wüßte, daß ich nur eine und nicht zwei Flaschen Wein gehabt und etwas Anderes gegessen hätte, als ein elendes Butterbrodt mit Käse? Ihr seid Gauner, Spitzbuben und Betrüger, Ihr Hallunken!“

Bei diesen Worten trat er an den Tisch zurück und schlug mit der Faust so heftig auf denselben, daß die Gläser klirrten.

„Ich kenne Eure Spelunke,“ fuhr er fort, „nehmt Euch vor mir in Acht, sonst kann es Euch übel bekommen. Ihr denkt wohl, ich weiß nichts

von Euren sauberen Gästen, Euren Praktiken und Künsten! Oho, ich sage, laßt mich in Ruh! Sonst gehts Euch schlecht."

Er wankte abermals nach der Thür zu, in welcher das junge Weib stand, entschlossen, ihm den Ausgang zu verwehren.

„Laßt mich fort," schrie der Trunkene wild. „Weg da von der Thür, Weib, oder es setzt was!"

Er erhob die Faust und drohte zu schlagen.

Schleicher, dem Alles daran lag, den Scandal zu endigen und den Trunkenen fort zu schaffen, faßte ihn am Arme und sagte:

„Pfui, Kamerad, wer wird ein Weib schlagen, geht ruhig nach Hause, Ihr seid ja ein verständiger Mann! Was wollt Ihr Lärm machen und am Ende die Aufmerksamkeit der Polizei auf Euch lenken. Laßt's gut sein, Kamerad!"

„Ihr seid ein braver Kerl!" lallte der Trunkene, „Euch zu Gefallen will ich die Sache fallen lassen, aber Geld geb' ich nicht aus, das wäre noch schöner! Geht aus dem Wege, Weib, und laßt mich durch. Seid froh, daß Ihr so davon kommt, Ihr habt das nur meinem braven Kameraden hier zu danken. Lebt wohl, ich habe mich gefreut, Euch kennen zu lernen. Adieu!"

Nach diesen Worten schob er die Frau, der Schleicher einen Wink gegeben hatte, zur Seite, schwankte zur Thür hinaus und man hörte ihn den Gang entlang und die Kellertreppe hinaufschreiten.

„Laßt den Trunkenbold laufen," sagte Schleicher zu dem jungen Weibe, „es ist immer besser, Scandal zu vermeiden; denn man weiß nicht, was das für Folgen haben kann."

„Schon recht," antwortete die Frau, „aber es ist doch schlimm, daß wir das Geld verlieren sollen. Es wird sauer genug verdient."

„Nun, wie viel ist der Schlingel denn schuldig geblieben?" fragte Schleicher.

„Einen Franc fünfzig Centimes," entgegnete die Frau, „das ist für uns schon ein bedeutender Verlust."

„Ei, wenn's nicht mehr ist," rief Schleicher lachend aus, „so wollen wir der Sache bald abhelfen! Da nehmt und gebt mir für das Uebrige eine recht gute Flasche Wein."

Er warf ein Fünffrancstück auf den Tisch und wendete sich zu dem buckligen Zwerge, der noch immer blaß und zitternd auf einem Stuhle da saß.

„Faßt nur wieder Muth," sagte er, „der Kerl ist ja fort und bedroht Euch nicht mehr. Holt den Wein und trinkt dann ein Glas mit mir. Ihr habt Euch gar zu sehr erschrecken lassen, so gefährlich war's doch nicht."

„Ihr kennt nur den Kerl nicht," quäkte der Zwerg, „er hätte mich sicher todtgeschlagen, wenn Ihr nicht glücklicher Weise dazu gekommen wärt. Das ist ein gefährlicher Mensch, ich bin ganz verwundert, daß er Euch nicht angepackt hat, sondern so ruhig davon gegangen ist."

Schleicher lachte und sagte: „Glaubt mir, wenn solch ein Strolch einen kräftigen Arm fühlt, wird er gleich zahm; nur da, wo er der Stärkere zu sein glaubt, hat er Muth. Na, holt nur erst den Wein, dann wollen wir weiter plaudern."

Der Zwerg erhob sich etwas mühsam und hinkte in den Hintergrund des Zimmers, um das Verlangte zu holen. Er kam bald wieder zurück und setzte eine Flasche Wein nebst zwei Gläsern auf den Tisch.

„Kommt," sagte er quäkend, wir wollen es uns gut schmecken lassen und was den Preis betrifft, so theilen wir ihn; denn ich bin Euch großen Dank schuldig."

„Ihr seid mir nichts schuldig," erwiderte Schleicher, „und wenn Ihr mir einen wahren Gefallen thun wollt, so seid Ihr mein Gast. Eine solche ängstliche Theilung, wie Ihr sie da machen wollt, ist mir verdrießlich und schmälert mir den Genuß, also nichts davon. Kommt her, Eure Wirthschaft soll leben."

Sie stießen an und tranken. „Euer Wein ist gut," sagte Schleicher, „da werdet Ihr auch viel Zuspruch haben."

„Ja," entgegnete der Zwerg, „so gegen Abend und in der Nacht kommen ziemlich viel Gäste, aber der Verdienst bleibt doch nur gering. Es kommen meistentheils Leute Eures Standes."

„Und da giebts nicht sonderlich viel," ergänzte Schleicher, „ich glaub's wohl! Ihr möchtet aber tüchtig Geld verdienen, nicht wahr?"

„Ihr nicht etwa auch?" erwiderte der Zwerg und verzog sein Gesicht zu grinsendem Lachen. „Ich möchte den Menschen wohl sehen, der nicht das Geld lieber haufenweise, als stückweise verdiente. Eure Gesundheit."

„Ich danke schön," sagte Schleicher und nahm die Flasche, um sein Glas zu füllen, sie war aber leer.

„Holt eine Andere, Freund Gastgeber, sonst kann ich Eure Gesundheit nicht erwiedern."

Der Bucklige ging und brachte eine zweite Flasche. Schleicher zog die junge Frau neben sich auf einen Stuhl, nöthigte sie zum Trinken und das Gespräch wurde immer heiterer und vertraulicher. Als die zweite Flasche gleichfalls geleert war, wendete sich der Zwerg freundlich an das junge Weib und sagte:

„Waldlerche! Du weißt ja eben so gut Bescheid, wie ich, hole uns doch noch eine Flasche." Das junge Weib stand auf und ging.

Sobald sie sich entfernt hatte, bog sich Schleicher zu dem Zwerge hinüber und flüsterte:

„Könntet Ihr nicht die Waldlerche, wie Ihr sie nennt, auf geschickte Weise entfernen? Ich spräche Euch gern unter vier Augen.“

Der Zwerg hatte nicht Zeit zu antworten; denn das Weib kam schon mit dem Weine wieder zum Tische zurück. Er blinzelte daher nur mit den Augen und setzte ein scheinbar angefangenes, gleichgültiges Gespräch fort. Kurz nachher sagte er:

„Höre Waldlerche, gehe doch einmal hier nebenbei zum Pastetenbäcker und bringe mir etliche Pasteten; der Wein schmeckt besser darnach. Hier hast Du einen Franc, Du kannst auch für Dich welche kaufen.“

„Wahrhaftig,“ nahm Schleicher das Wort, „Ihr habt Recht; wußte ich doch nicht, was mir fehlte! Da ist noch ein Franc, Waldlerche, bringt auch für mich etliche mit.“

Das Mädchen holte sich einen Teller und entfernte sich dann, um das Verlangte zu holen. Als sie das Gastzimmer verlassen hatte, sah Schleicher den Zwerg scharf an und sagte:

„Wenn man sich auf Euch verlassen könnte, gäb' es für Euch ein hübsches Stück Geld zu verdienen.“

„O,“ erwiderte der Bucklige, „auf mich könnt Ihr zählen. Ich bin Euch für die mir geleistete Hülfe Dank schuldig und möchte ihn gern abtragen. Kann ich Euch irgend worin dienen, ohne mir Schaden zu thun, versteht sich, so sagt es nur.“

„Was ich von Euch wünsche, kann niemals zu Eurem Schaden gereichen,“ sagte Schleicher, „sobald Ihr schweigt und meiner nicht erwähnt, obwohl dasjenige, was ich verlange, an sich etwas sehr Unschuldiges ist. Sagt einmal, ist gestern Nacht nicht ein fremder Mann hier gewesen, der eine Maske trug?“

Der Bucklige stutzte und schwieg. Dann sagte er in zweifelhaftem Tone:

„Das kann ich Euch nicht sagen, mein Freund; ich weiß es nicht. Es gehen so viele Menschen hier aus und ein, daß man nicht auf Jeden achten kann.“

„Macht keine Umstände, Freund,“ sagte Schleicher treuherzig und lachte, „ich hab's ja selbst gesehen, wie der Herr hinein ging und auch wieder, wie er heraus kam. Ich kann's Euch auch unwiderleglich beweisen.“

„Darauf wär' ich doch neugierig,“ meinte der Wirth und blickte seinen Gast forschend an.

„Als der Herr wieder aus dem Keller heraus kam, wurde ihm leise

nachgerufen, „vergeßt nicht il maudit" und zwar waret Ihr das selbst; denn Eure Stimme klingt gerade so, wie die des Rufenden."

Der Zwerg wurde blaß und verlegen und stammelte, „nun ja, da Ihr's doch einmal wißt, der Fremde, von dem Ihr sprecht, war hier."

„Ihr braucht darüber nicht zu erschrecken, oder verlegen zu werden, daß ich das weiß," sagte Schleicher, „und zum Beweise dessen, will ich Euch in Offenherzigkeit und Vertrauen vorangehen.

„Der junge Mann, von dem ich spreche, heißt Victor Constant, ist sehr reich, aber auch sehr locker und hat seinen Verwandten schon viele Sorgen gemacht. Einer derselben, ein Maschinenbauer, bei welchem ich als Schmied in Arbeit stehe, und der den jungen Mann besonders gern hat, gab mir den Auftrag, Herrn Victor zu beobachten. Das ist Alles."

„Hm," sagte der Bucklige und kratzte sich hinter den Ohren, „das ist doch bedenklich; denn seht, wenn Ihr Eurem Meister erzählt, wo Ihr ihn gefunden habt, so könnte das vielleicht, ja wahrscheinlich, unangenehme Folgen für mich haben."

„Darum geht auf meinen Vorschlag ein, bei dem Ihr überdies ein gutes Stück Geld verdienen könnt; denn mein Meister ist freigebig und gutmüthig. Wenn ich ihm berichten kann, daß hier nichts von dem vorgeht, was er befürchtet, nämlich, daß Herr Victor spielt, oder eine Liebschaft unterhält, so denkt er nicht daran, Etwas gegen ihn zu thun, oder auch nur zu erwähnen, daß er von Herrn Victors Gängen Etwas weiß. Er will sich nur beruhigen, weiter gar nichts, und wenn Ihr nun sicher seid, daß hier weder gespielt wird, noch Liebesgeschichten im Gange sind, so könnt Ihr ganz unbesorgt sein."

„Nun," entgegnete der Bucklige, „die Versicherung kann ich Euch geben, gespielt wird hier nicht und ein Liebesverhältniß hat Herr Constant, wie Ihr den fremden Herrn nennt, hier auch nicht. Seid Ihr mit der Erklärung zufrieden?"

„Ja," sagte Schleicher; „denn ich glaube Euch, aber meinem Auftrage gemäß, muß ich mich persönlich davon überzeugen."

„Was verlangt Ihr denn eigentlich?" fragte der Zwerg etwas unruhig.

„Eine Kleinigkeit," erwiderte Schleicher; „daß Ihr mich an einen Ort bringt, wo ich Herrn Victor Constant genau beobachten und Alles hören, aber von ihm oder Anderen nicht gesehen werden kann. Für diesen geringfügigen Dienst," setzte er hinzu, „erhaltet Ihr dies."

Bei diesen Worten legte er eine Rolle Gold auf den Tisch.

„Zwanzig Napoleons!" rief der Zwerg überrascht aus; „wahrhaftig Eurem Meister muß sehr viel daran liegen, über das Thun und Treiben des Herrn Constant unterrichtet zu sein."

„Das ist auch in der That der Fall," sagte Schleicher ruhig, „und ich find' es ganz natürlich. Er hat eine Tochter, ein reizendes Mädchen, sein einziges Kind, und diese soll mit ihm verheirathet werden. Nun könnt Ihr Euch Alles erklären und werdet sehen, daß von einer Gefahr für Euch nicht die Rede ist."

„Hm," sagte der Zwerg und blickte lüstern auf die Rolle mit Goldstücken, „das ist begreiflich, und die Sache würde sich vielleicht wohl machen lassen, aber Ihr müßtet Euch doch erst noch mit dem Mädchen abfinden, vor der kann ich Euch nicht verbergen, da sie bei der Aufwartung hilft."

„Das laßt meine Sorge sein," erwiderte Schleicher, „erklärt Euch nur selbst, ob Ihr mir den kleinen Dienst leisten wollt oder nicht. Sagt Ihr ja, so ist das Geld Euer, sagt Ihr nein, so steck' ich es wieder zu mir und wir haben nur gespaßt."

„Nun denn ja, ich will's thun. Es wird ja Niemandem schaden, und das Geld kann ich gerade jetzt sehr gut brauchen. Ihr sollt zufrieden sein."

Er griff nach der Rolle Gold und steckte sie ein. Schleicher lachte und sagte:

„Eigentlich hätte ich die Belohnung erst hingeben sollen, nachdem Ihr meinen Wunsch erfüllt hättet, aber sei's drum, ich habe Vertrauen zu Euch."

In diesem Augenblicke trat das Mädchen mit den Pasteten ein und setzte den Teller auf den Tisch.

„Komm einmal her, Waldlerche," sagte Schleicher, „laß sehen, ob Du gut rathen kannst."

„O, warum nicht, lachte das Mädchen, ich errathe alle Rebus im Charivari."

„Wir wollen sehen," entgegnete Schleicher, als sie näher trat, nahm er zwei Goldstücke und legte sie ihr vor den Mund. Ebenso legte er auf jedes Auge zwei Napoleon und sagte dann:

„Nun, was ist das?"

Das Mädchen lachte hell auf und sagte:

„Wenn ich stumm und blind bin, soll ich die sechs Napoleons erhalten?"

„Richtig errathen," erwiderte Schleicher.

„Und ich bin stumm und blind, also her damit," sagte die Waldlerche.

Schleicher gab ihr das Geld und nun führte der Zwerg seinen Gast in eine ganz dunkle Ecke des Zimmers, in welcher sich die Schenke befand, von der aus man das ganze Lokal überblicken und in der man jedes gesprochene Wort ganz deutlich vernehmen konnte, selbst wenn nicht gerade besonders laut gesprochen wurde, so daß der Wirth von hier aus offenbar

sein ganzes Local überwachen konnte, ohne in der Nähe der sprechenden Personen zu sein.

„Ihr müßt Euch nun hier schon gedulden, Freund," sagte der Zwerg, „bis der Herr, welchen Ihr erwartet, kommen wird, und er hat versprochen, heute wieder zu kommen. Der Aufenthalt ist freilich etwas langweilig, indessen ist das nicht zu ändern."

„Ich werde schon Zeitvertreib finden," entgegnete Schleicher, „und schon der Gedanke ermuthigt mich, daß ich eine Pflicht gegen meinen Meister erfülle, der ein herzensguter Mann ist."

„Ja, das muß er wirklich sein," erwiderte der Bucklige und lachte, „sonst würde er nicht so viel Geld an Herrn Victor Constant wenden."

Das Gespräch wurde unterbrochen; denn es kamen und gingen von nun ab beständig Gäste, deren keiner jedoch ein besonderes Interesse Schleichers in Anspruch nahm.

Das Local blieb bis in die späten Nachtstunden hinein beständig gefüllt, aber Victor wollte sich immer noch nicht zeigen.

Endlich verloren sich nach und nach die Gäste immer mehr, und zuletzt wurde das Zimmer wieder so öde, wie es gewesen war. Der Bucklige und Schleicher waren die einzigen Anwesenden; denn auch das Mädchen war spurlos verschwunden.

Schleicher gab schon die Hoffnung auf und äußerte das mißmuthig gegen den Wirth; dieser vertröstete ihn aber und hatte noch nicht ausgesprochen, als ein scharfer, eigenthümlicher Pfiff von der Straße her erscholl.

„Aha," sagte der Bucklige, „nun paßt auf, es kommt etwas."

Kurz darauf traten Jellinec und Wratislav ein und setzten sich an den großen Tisch, über welchen die Lampe hing, so daß sie hell beleuchtet wurden.

„Du hast's gut gemacht, Wratislav," sagte Jellinec böhmisch, nun können wir den Burschen gehörig schröpfen. Der wird sich wundern, daß wir ihn trotz seiner Maske so gut kennen. Er hielt die Larve für ein so gutes Mittel, sich vor Entdeckung zu schützen, ha, ha, ha! Er wird finden, daß er eben so gut ohne dieselbe hätte herkommen können."

„Versteht Ihr Etwas davon?" flüsterte Schleicher dem Wirthe zu.

„Nein, nicht ein Wort," entgegnete dieser eben so leise.

„Verdammt," murmelte Schleicher, „wer weiß, was mir da entgeht."

In diesem Augenblicke rief Jellinec laut: „Heda, Dromedar! Eine Flasche blutrothen, zwei Gläser."

„Gleich Herr Fierrabras," quäkte der Bucklige und beeilte sich, den Wunsch des Angeredeten zu befriedigen.

„Nichts Neues, Dromedar?“ fragte Jellinec.

„Nein, Capitain Fierrabras,“ lautete die Antwort.

„Es ist gut, weiter wollte ich nichts wissen,“ sagte Jellinec und das Dromedar kehrte in seine Dunkelheit zurück.

„Kennt Ihr den Herrn, der eben mit Euch sprach?“ flüsterte Schleicher.

„Nicht näher. Läßt sich Capitain Fierrabras nennen und kommt fast jeden Abend hierher,“ sagte der Bucklige. „Ich hasse den Kerl, der mir den beleidigenden Spottnamen gegeben hat, welchen Ihr gehört habt und wenn ich ihm einmal Eins an's Zeug flicken kann, geschieht's nicht mehr wie gern.“

„Die Gelegenheit kommt vielleicht bald,“ bemerkte Schleicher, „und es kann sein, ich verhelfe Euch dazu. Mir gefällt er auch nicht.“

„Wär mir ganz recht,“ entgegnete der Zwerg und knirschte mit den Zähnen. „Aber seht,“ unterbrach er sich, „da kommt Euer Mann.“

Victor Constant war, wie am vorigen Abend, maskirt eingetreten, hatte sich zu Jellinec und Wratislav gesetzt und Beide begrüßt.

„Guten Abend, Monsieur Victor Constant,“ redete Jellinec den Angekommenen an.

Victor erschrak sichtbar, suchte sich jedoch zu fassen und entgegnete lachend: „Ihr irrt Euch, tapferer Capitain, ich bin nicht der, für welchen Ihr mich haltet.“

„In der That,“ erwiderte Jellinec spöttisch. „Ihr seid nicht der Herr Victor Constant, der in der Rue Vivienne Nr. 48, bei der hübschen Wittwe Hauchecorne wohnt?“

Victor schwieg.

„Dann gehört Ihnen auch das Jagdschloß Boisrenard nicht; denn dessen Besitzer ist ohne Zweifel Victor Constant.“

Victor antwortete abermals nicht.

„Ja, dann haben wir miteinander nichts zu thun,“ fuhr Jellinec fort, „es müßte denn sein, daß Sie etwas von mir wünschten.“

„Lassen wir die Frage fallen, wer ich bin“, sagte Victor, „und sprechen wir von unserem Geschäfte.“

„Sie brauchen sich nicht zu geniren, Herr Victor,“ erwiderte Jellinec, „ich kenne Sie trotz der Maske; wir sind allein und Sie schwitzen unter der lästigen Maske nur. Wozu die Förmlichkeiten unter guten Freunden!“

„Da Ihr mich nun doch einmal kennt,“ sagte Victor Constant mit Lachen, „so mag es drum sein.“

Bei diesen Worten nahm er die Maske vom Gesichte und fügte hinzu: „Nun theilt mir Euren Plan mit.“

„Wir sind so glücklich gewesen, auszukundschaften,“ nahm Jellinec das

Wort, „daß Frau v. Armand beabsichtigt, morgen in Gesellschaft ihrer Freundin einer Bekannten, die auf dem Lande wohnt, einen Besuch abzustatten, weil sie von dieser gewisse Nachrichten zu empfangen hofft, die für sie von Wichtigkeit sind. Herr v. Armand, den gleichfalls wichtige Angelegenheiten in der Stadt zurückhalten, will gegen Abend nachkommen und sie abholen. Auf diesen Umstand haben wir unsern Plan gebaut, und Sie müssen mit einem Wagen in der Nähe sein, um Ihre Beute sogleich in Empfang nehmen zu können."

„Gut, aber wo werden die Frauen sein?"

„Etwa zwei Stunden von hier, auf dem Gute der Frau v. Lavallière, Namens Château Roses."

„Ich kenne es," erwiderte Victor, „etwa zweihundert Schritte vom Schlosse befindet sich ein kleines Wäldchen, dort werde ich mit einem Wagen sein, und dahin müßt Ihr Martha bringen."

„Das soll geschehen," sagte Jellinec, „vergessen Sie aber Ihrerseits auch die versprochene Belohnung nicht."

„Verlaßt Euch darauf," entgegnete Victor, „in dem Augenblicke, in welchem Ihr Martha mir überliefert, erhaltet Ihr eine zweite so vollwichtige Börse, wie die erste war."

„Habt Ihr das wohl gehört?" flüsterte Schleicher dem Zwerge zu.

„Ganz genau," sagte dieser eben so leise.

„Nun, so merkt es Euch wohl; denn Ihr werdet es morgen, am Tage Eurer Rache, gut brauchen können," antwortete Schleicher.

Der Zwerg nickte mit dem unförmlichen Kopfe und verzog den breiten Mund zu einem boshaften Lächeln.

„Und nun laßt uns aufbrechen," sagte Jellinec; „denn es ist schon spät."

„Halt, noch ein Wort. Die Sache darf nicht halb gethan werden. Was soll mit Frau von Armand geschehen?"

„Das ist meine Sache," erwiderte Jellinec mit rohem Lachen, „die gute Dame überlaßt nur mir. Ich habe mit ihr eine besondere Rechnung abzumachen. Vorläufig nehmt Ihr sie mit nach Boisrenard; das Uebrige findet sich dann."

„Gut, das soll geschehen," sagte Victor. „Und um welche Stunde soll ich am verabredeten Orte sein?"

„Wenn Sie Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr an der bezeichneten Stelle sind, ist es vollkommen genügend."

„Ich werde dort sein," sagte Victor und erhob sich. „Auf jeden Nothfall werde ich noch Jemanden mitbringen, falls wir einer Hülfe bedürfen sollten. Lebt wohl."

Nach diesen Worten verließ Victor Constant das Zimmer und kurz darauf folgten ihm Jellinec und Wratislav.

Als sie fort waren, schlich Schleicher vorsichtig aus seinem Schlupfwinkel hervor und winkte dem Zwerge, ihm zu folgen.

Als sie an dem Tische unter der Lampe standen, sagte der Erstere:

„Gebt mir Feder, Tinte und Papier.“

Der Zwerg holte das Verlangte herbei und Schleicher setzte sich auf den Stuhl, welchen Victor inne gehabt hatte, und schrieb.

Als er fertig war, faltete er das Papier zusammen, holte Siegellack und Petschaft aus der Tasche und verschloß den Brief, welchen er sodann addressirte.

„Wollt Ihr nun Euer Müthchen an dem Capitain Fierrabras kühlen,“ sagte er, „so habt Ihr nichts zu thun, als diesen Brief an seine Adresse abzugeben und auf Antwort zu warten. Wollt Ihr?“

„Gebt her,“ sagte der Zwerg, „ich will es thun. Aber,“ fügte er hinzu, „dahinter wird doch kein Verrath stecken, oder Etwas, wodurch meine Existenz gefährdet wird? Ihr seht mir wie ein ehrlicher Kerl aus, und ich bin ein armer Teufel, der sich schmiegen und biegen muß, um durch's Leben so ehrlich, wie es eben möglich ist, zu kommen.“

„Seid unbesorgt,“ erwiderte Schleicher, „Euch geschieht nichts. Lest die Adresse und Ihr werdet beruhigt sein. Lebt wohl.“

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer, ging aus dem Keller und begab sich auf den Weg nach Hause.

Der Zwerg trat an den Tisch, welchen die Lampe erhellte, holte den Brief, den er empfangen hatte, aus der Tasche hervor und las die Aufschrift:

„Sr. Hochwürden, dem Pater Schlabach. Hôtel couronne de fleurs.“

„Ein Geistlicher,“ murmelte er für sich, hm, hm! Das ist seltsam. Wie kommt der Arbeiter zu dem Pfaffen! — hm, hm. — Aber, was kann's viel bedeuten; anhaben kann mir Niemand etwas, davor hab ich mich wohl in Acht genommen und dem Monsieur Fierrabras Eins zu versetzen, wäre mir sehr erwünscht, um ihn für sein „Dromedar“ zu bezahlen. Also frisch gewagt, es wird ja den Hals nicht kosten! Morgen mit dem Frühsten geht es zu dem geistlichen Herrn.“

Nach diesen Worten löschte er die Lampe aus und begab sich zur Ruh.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Heirath aus dem Stegreife.

Es war tiefe Nacht, als Victor Constant seine Wohnung in der Rue Vivienne betrat, nachdem er mit Jellinec seine Abrede genommen hatte. Er zündete Licht an und ging dann unruhig im Zimmer auf und nieder. Er hatte Ursache, besorgt und unruhig zu sein.

Als er am Morgen des verflossenen Tages die Ausstellung besucht hatte, um sich bis zur Stunde seiner Zusammenkunft mit dem angeblichen Capitain Fierrabras die Zeit zu vertreiben, und dort die verschiedenen Ausstellungsräume durchstreifte, blieb er plötzlich in Einem derselben wie angewurzelt stehen.

Es war in der orientalischen Abtheilung, wo sich dies begab. Fesselte der wunderbare marokkanisch-tunesische Kiosk mit seiner Waarenpracht, seinen farbigen, weißen, gold- und silberdurchwirkten Stoffen, den schweren prachtvollen Vorhängen, die längs den Säulen an den Seiten niederwallten und mit seinen ächt orientalischen Händlern in ihrer Nationaltracht seine Augen in so hohem Grade, daß er wie angewurzelt dastand? Oder war es noch ein anderer Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit so ausschließlich auf sich zog?

Allerdings überraschte ihn das wunderbare Schauspiel, das sich vor seinen Blicken entfaltete, und er wäre ohne Zweifel sehr geneigt gewesen, dasselbe in allen seinen Theilen bis zur Sättigung zu genießen, wenn ihn nicht ein anderer Gegenstand von diesen Dingen abgezogen und überrascht und erschreckt hätte.

Wenige Schritte von ihm stand eine Dame, welche die ausgelegten Kostbarkeiten äußerst aufmerksam betrachtete und sich dann und wann mit Fragen oder Erklärungen an einen geistlichen Herrn wendete, welcher, wie es schien, ihr Begleiter war.

Als sich die Dame einmal bei Betrachtung der herrlichen ausgehängten Gewänder nach der Seite herumwendete, auf welcher Victor Constant sich befand, erkannte er zu seinem Schrecken, daß er nahe bei Natalie v. Hohenhorst, seiner früheren Geliebten, stand.

Zu seinem Glücke waren die Räume der Ausstellung auch an diesem Tage, wie gewöhnlich, außerordentlich gefüllt und es wurde ihm nicht schwer, von Natalie unbemerkt zu verschwinden.

Die Furcht, daß er ihr möglicher Weise nochmals an einer anderen, ihm weniger günstigen Stelle begegnen könnte, ließ ihn die Ausstellung auf das Schleunigste verlassen und an anderen Orten Zerstreuung suchen, bis die Stunde kam, in welcher er Jellinec treffen konnte.

Als er dann spät in der Nacht nach Hause kam, war er zu viel aufgeregt und unruhig, als daß er sich so gleich hätte zur Ruhe legen sollen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gingen in buntem Wechsel an seiner Seele vorüber. Bald ergriff ihn die Befürchtung, Natalie werde seinen Aufenthalt ermitteln und ihn mit dem Verlangen quälen, ihren Ruf durch eine Heirath zu retten, bald malte sich seine Phantasie die Freuden aus, deren er im Besitze Martha's theilhaftig zu werden hoffte und dann quälte ihn wieder der Gedanke, wie unsicher und gefahrdrohend seine ganze augenblickliche Lage sei.

„Ich muß mich aus diesen drückenden Verhältnissen losreißen," rief er im Auf- und Abgehen aus, „ich muß es um jeden Preis. Hab' ich morgen mein Ziel erreicht, so ist es durchaus nöthig, daß ich mich für immer von hier entferne; denn man wird nicht unterlassen, so lange nach der verschwundenen Martha zu forschen, bis man mir auf der Spur ist und dann wäre ich verloren. — Nein, ich muß fort, sobald Martha in meinem Besitz ist. — Aber wohin? — Wohin? Ich Thor! Wohin anders, als über den Ocean, nach Amerika und dazu muß gleich morgen Anstalt getroffen werden; denn dieser Natalie muß ich entweder aus dem Wege gehen, oder sie muß aus meinem Wege. — Hm! das ist ein sonderbarer Gedanke. — Ja, Eines von Beiden muß sein. — Und was ist das Klügere, das Vortheilhaftere? Das ist einer genauen Ueberlegung werth.

„Gehe ich ihr aus dem Wege, so verbanne ich mich aus Paris, dem Paradiese des Lebens; schaffe ich sie aber aus meinem Wege, bin ich keinen Augenblick in diesem Paradiese mehr sicher und diese Unsicherheit macht es zur Hölle. Und doch selbst als Hölle ist Paris noch schöner, als der Himmel anderswo. — —

„Wollte ich Natalie aber mir aus dem Wege schaffen, welche Mittel besäße ich dazu? — Ah, ah, hab' ich denn umsonst Medizin studirt und Chemie getrieben? Und willige Hände gäb' es auch; denn der Hunger nach Gold ist groß. — Was fehlt also? Die Gelegenheit, und die muß ich herbeiführen, wenn ich die Mittel habe und den Zweck will.

„Die Aufgabe besteht also darin, die Mittel zu bereiten, die Gelegenheit herbei zu führen und die Handlanger zu suchen, um den Zweck

zu erreichen. — Das ist aber zu viel für heute und vielleicht auch für morgen, denn vor allen Dingen muß Martha mein sein und die Vorbereitungen dazu werden viel Zeit kosten.

„Also nach der Entführung — bis dahin will ich Dir aus dem Wege gehen, Natalie, dann aber sollst Du mir aus dem Wege, das steht fest."

Mit diesem Gedanken warf er sich auf das Bett und entschlummerte.

* * *

Es war spät, als Victor am andern Morgen erwachte. Er sprang rasch von seinem Lager auf und kleidete sich an. Er überlegte, in welcher Reihenfolge er seine Geschäfte abmachen wollte. Das Dringendste schien ihm, einen Wagen zur Verfügung zu haben und er zog die Glocke.

Auf dieses Zeichen erschien das Dienstmädchen mit dem Kaffee, welchen sie auf den Tisch setzte, worauf sie Anstalten machte, sich wieder zu entfernen.

„Annette," sagte Victor, „bleib' einen Augenblick, ich habe einen Auftrag für Dich."

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, warf ein Paar Zeilen auf das Papier, faltete es zusammen, siegelte und überschrieb es.

Es war ein Billet an einen Eigenthümer von Fiakern uud Miethswagen, von dem er verlangte, daß Punct halb drei Uhr ein eleganter, viersitziger, mit ausgezeichneten Pferden bespannter Wagen vor seiner Thür halten und bis am Abende zu seiner Disposition bleiben sollte.

Dies Billet übergab er dem Dienstmädchen mit der Weisung, dasselbe sogleich an die Adresse zu bringen, auf Antwort zu warten und ihm Nachricht zu bringen.

Als das Dienstmädchen sich entfernt hatte, ging er an seinen Secretair, öffnete ihn, zog eine Schublade auf und entnahm dieser ein zierlich gearbeitetes Kästchen. In diesem lagen ein Paar herrlich gearbeitete Pistolen, die er herausnahm.

Er untersuchte sie sorgfältig, ob sie noch in ganz brauchbarem Zustande wären und fand sie untadelhaft. Hierauf lud er sie und steckte sie dann in die Brusttasche seines Oberrocks.

Sodann ging er wieder an den Schreibsecretair und holte eine verschlossene, eiserne Cassette hervor, die er abermals öffnete.

„Man kann nicht wissen, wie die Dinge sich gestalten," murmelte er, „und ob ich noch Zeit haben werde, hierher zurückzukehren. Es ist also

immer besser, sich für alle Fälle vorzusehen. Vorbedacht ist allemal besser als nachbeklagt, und was man bei sich hat, das fehlt einem auf keinen Fall."

Er versah sich hierauf mit einer äußerst bedeutenden Summe so wohl in Papieren, als in baarem Gelde. Die einen verbarg er in seine Brieftasche, das andere steckte er in sein Portemonnaie.

„Halt," sagte er für sich, „meinen edlen Capitain Fierrabas nicht zu vergessen; wer weiß, wie ich den Menschen wieder brauchen kann."

Er nahm einen Beutel von Leinwand aus der Cassette, der, wie es schien, mit Gold gefüllt war, und steckte ihn in eine Tasche für sich. Plötzlich lachte er laut auf.

„Was ich für ein Thor bin," rief er aus. „Wozu soll ich mich mit dem Gelde herumschleppen! Lieber nehme ich die ganze Cassette mit in den Wagen, das ist sicherer, bequemer und ich habe gleich mein ganzes bewegliches Vermögen bei mir."

Er nahm Geld und Papiere wieder aus den Kleidern und warf sie bunt durch einander in die Cassette, die er sorgfältig verschloß und auf den Tisch stellte.

In diesem Momente kam Annette zurück und benachrichtigte ihn, daß der Wagen zur gehörigen Zeit in Bereitschaft sein werde.

„Sie wollen also verreisen?" fragte das Mädchen.

„Nein, das eigentlich nicht; ich will nur eine Jagdpartie bei einem Freunde in der Nähe mitmachen. Sage der Madame Hauchecorne, in acht Tagen spätestens werde ich wieder hier sein. Da, nimm das für Deinen Gang."

Er reichte dem Mädchen ein Fünffrancstück; dieses bedankte sich und verließ das Zimmer.

„So," sagte er, „nun wäre ja Alles für dies Abentheuer in Ordnung. Der alte Castellan in Boisrenard ist benachrichtigt, der Kutscher weiß, wohin er zu fahren hat, meine Waffen, die Pistolen und das Geld, sind in Bereitschaft und mein Herr Capitain Fierrabras wird nicht fehlen. Also munter vorwärts."

Mit diesem Ausrufe, der ein Beweis seiner frohen Laune war, warf er den Hut auf den Kopf, trat nochmals vor den Spiegel, um seine Cravatte zu ordnen, und wollte, nach Vollendung dieses wichtigen Geschäfts, eben zur Thür hinaus schreiten, als es klopfte.

„Wer kommt denn da noch zu so ungelegener Zeit," murmelte er und rief mürrisch: „Herein."

Die Thür öffnete sich und ein Mann, dessen Aeußeres gleich den Lohndiener eines Hôtels verrieth, trat ein. Er trug einen Brief in der

Hand, verbeugte sich und fragte, ob er die Ehre habe, Herrn Victor Constant zu sprechen.

Victor bejahte die Frage, worauf der Diener fortfuhr:

„Dann habe ich die Ehre, Ihnen dies Schreiben zu überreichen und werde, mit Ihrer Erlaubniß, Ihre Antwort erwarten.“

Victor nahm den Brief in Empfang, erbrach ihn und las Folgendes:

„Mein Herr!

„Eine Angelegenheit, die von der äußersten Wichtigkeit für Sie ist, läßt mich, obgleich ich nicht die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein, die dringende Bitte an Sie richten, mich heute bald möglichst mit Ihrem Besuche im Hôtel Couronne de Fleurs beehren zu wollen. Am Angenehmsten würde mir es sein, wenn es gleich nach Empfang dieser Zeilen geschehen könnte, da meine Zeit leider durch anderweitige gewichtige Amtsgeschäfte in Anspruch genommen ist. Sollte es Ihnen indessen nicht möglich sein, meinen Wunsch augenblicklich zu erfüllen, so würde ich Sie ergebenst ersuchen, mich durch den Ueberbringer mit ein Paar Worten zu benachrichtigen, wann ich das Vergnügen haben könnte, Sie zu sehen. Ich würde meine Geschäfte darnach einrichten.

Ergebenst

Schlabach.“

Victor sah den Brief lange verwundert an und wendete ihn nach allen Seiten herum. „Schlabach?“ murmelte er für sich, „ich habe nicht die Ehre, den Herrn zu kennen und bemühe mich umsonst, zu errathen, welche wichtige Angelegenheit ich mit ihm zu besprechen haben sollte.“

Er wendete sich an den Diener und fragte:

„Wer ist Herr Schlabach?“

„Es thut mir leid,“ antwortete der Diener, „Sie darüber nicht berichten zu können; denn ich erhielt das Schreiben vom Oberkellner des Hôtels, mit dem Auftrage, Ihnen dasselbe zu überbringen und mit der Antwort zurückzukehren.“

„Sonderbar,“ murmelte Victor; „indessen, was kann es Bedeutendes sein? Vielleicht ist das Ganze nur ein Mißverständniß und löst sich in Heiterkeit auf. Holen Sie einen Fiaker, wir wollen sogleich, statt aller Antwort, zusammen ins Hôtel fahren.“

Der Diener verbeugte sich und verschwand.

„Schlabach,“ sagte er für sich und ging im Zimmer auf und nieder, das ist offenbar ein Deutscher. Was kann er nur von mir wollen? — Ei nun, den Hals wird es ja nicht kosten. Vielleicht ist es sogar der Beginn eines angenehmen Abentheuers, wer weiß! — Und doch hab' ich ein seltsames Bedenken, diesen Besuch zu machen. Ah bah! es ist nur der

seltsame Zufall, daß mir diese Einladung heute gerade zu Theil wird, wo mein Geist durch das bevorstehende Unternehmen schon gespannt ist, welcher mich etwas Außerordentliches hinter derselben vermuthen läßt. Wenn es zum Klappen kommt, ist es irgend eine Lumperei."

Der Diener kam zurück und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Victor ergriff sein elegantes Spazierstöckchen, zog sich die Glaceehandschuh an und stieg in den Wagen, während der Diener sich auf den Bock neben den Kutscher setzte.

Als er an dem Hôtel vorfuhr, öffnete der Lohndiener desselben, der eilig vom Kutschersitze herabgesprungen war, den Wagenschlag und half dem jungen Elegant beim Aussteigen. Der Oberkellner trat ihm entgegen und erbot sich, ihn die Treppe hinauf zu dem Zimmer Schlabach's zu geleiten.

Diese Aufnahme schmeichelte die Eitelkeit Victors, er kam sich nach dieser zuvorkommenden Aufnahme noch einmal so wichtig vor und sagte sich, daß in seiner Erscheinung doch etwas Achtunggebietendes und Hervorragendes liegen müsse, da er in solcher Weise empfangen würde.

Unter solchen angenehmen Gedanken war er die Treppe hinauf gestiegen und bis zur Thür von Schlabachs Zimmer gekommen.

Der Oberkellner öffnete dieselbe und Victor Constant trat ein.

Als er nun aber dem Geistlichen gegenüber stand und dieser ihm zur Bewillkommnung entgegen trat, erfaßte ihn plötzlich ein mächtiger Schreck; denn er erkannte in dem Manne denjenigen, welchen er auf der Ausstellung als Begleiter Nataliens gesehen hatte.

Schlabach begrüßte den Eingetretenen freundlich, aber mit würdevollem Ernste und ersuchte ihn, sich niederzulassen.

Victor verbeugte sich und folgte der Einladung etwas verlegen. Er wünschte jetzt innerlich, daß er der Stimme seines Instinctes Folge geleistet und die Einladung unter irgend einem schicklichen Vorwande abgelehnt hätte. Da er jedoch nun einmal da war, beschloß er, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, aber den Besuch möglichst abzukürzen.

Nachdem er sich niedergelassen und Schlabach sich ihm gegenüber gesetzt hatte, nahm er seinen Muth zusammen und eröffnete das Gespräch.

„Sie haben, hochwürdigster Herr," sagte er, „die Freundlichkeit gehabt, mir einige einladende Zeilen zukommen zu lassen, in denen Sie auf eine für mich wichtige Angelegenheit anspielten, über welche Sie mit mir zu sprechen wünschten.

„Ich habe es für Pflicht gehalten, einer so wohlwollenden Einladung Folge zu leisten und Sie sehen mich demnach hier, um mit Aufmerksamkeit

Alles anzuhören, und, falls es nöthig sein sollte, zu berichtigen, was Ew. Hochwürden mir zu sagen, oder zu verkündigen haben möchten."

„Was ich Ihnen mitzutheilen habe, junger Mann," nahm Schlabach in ernster und feierlicher Weise das Wort, „ist von Entscheidung für Ihre ganze Zukunft, je nachdem Sie, in Folge meiner Mittheilungen und des damit verknüpften Rathes, handeln werden. Deshalb erlaubte ich mir, Ihnen zu schreiben.

„Sie waren längere Zeit in Wien?"

„Ja wohl," entgegnete Victor, da er voraussehen konnte, daß ihm ein Ableugnen dieser Thatsache nichts nützen konnte.

„Sie kamen dorthin in Begleitung einer jungen Dame von Stande, welche mit Ihrer Begleiterin gleichfalls nach Wien reiste."

„Allerdings," versetzte Victor etwas beklommen.

„Sie hatten Fräulein von Hohenhorst in Ischl kennen gelernt und sich mit ihr verlobt?"

„Verlobt? — Darin irren Sie, hochwürdigster Herr," erwiderte Victor.

„Nun, wie nennen Sie es denn, wenn Sie einem Mädchen Ihre Liebe erklären," fragte Schlabach, „wenn Sie auf eine Gegenerklärung dringen und nach dem Sie diese erhalten, ewige Treue schwören."

„Dies bezeichne ich als gegenseitiges Liebesverhältniß, aber keineswegs als eine Verlobung, die vor den Eltern und Zeugen statt zu finden hat," erwiderte Victor mit einem leichten Anfluge von Ironie.

„Formell können Sie sich wohl einer solchen Ausflucht bedienen, mein Herr," entgegnete Schlabach ernst, „materiell aber nicht, denn was ist ein Schwur ewiger Treue anders als ein Gelübde?"

„Allerdings," sagte Victor verlegen, „kann man die Sache so auslegen, aber —"

„Kann?" unterbrach ihn der Geistliche, „nein muß man so betrachten, wenn man ein eidliches Angelöbniß nicht für eine werthlose, leere Form ansehen will; oder halten Sie den Eid für so etwas?"

„Zu dieser Ansicht möchte ich mich gerade nicht bekennen," erwiderte Victor in großer Verwirrung.

„Nun denn, so sind Sie materiell und formell gebunden," sagte Schlabach, „und wären schon hierdurch verpflichtet, Ihr Wort zu lösen allein Sie sind es noch in weit höherem Grade."

„Wirklich?" fragte Victor mit etwas spöttischer Miene.

„Ja, wirklich," entgegnete der Geistliche mit Entrüstung, „wenn Sie nicht als ein ehrloser Wicht dastehen wollen, der mit Vorbedacht falsch schwört, um ein unwissendes Herz voll Liebe und Vertrauen zu hintergehen und ein schuldloses, gutes Mädchen unglücklich zu machen."

Victor fühlte sich durch diese starke, scharfe Sprache in seiner Eigenliebe verletzt und konnte doch der Wahrheit derselben nicht widerstehen. Er versuchte zwar, dem Eindrucke sich zu widersetzen, allein er vermochte es nicht.

„Aber ich wollte nichts sagen," fuhr Schlabach fort, „wenn Sie es nur bei einem leichtsinnig gegebenen Worte hätten bewenden lassen, junger Mann; wenn Sie nicht weiter gegangen wären, und dadurch das Mädchen und die gesammte ehrenwerthe Familie in Kummer gestürzt und entehrt hätten. Dies wieder gut zu machen, diese Schmach auszulöschen, sind Sie doppelt und dreifach verpflichtet und ich hoffe, Sie werden es gleich und gutwillig thun und mich nicht zwingen, zu den Mitteln zu greifen, welche mir zu Gebote stehen, um Sie zur Erfüllung Ihrer Pflicht zu nöthigen."

Der letzte Theil dieser Rede erfüllte Victor mit einer unbestimmten Furcht. Er wußte nicht, worauf Schlabach anspielte und diese Ungewißheit machte ihn bei den vielen Vergehen, deren er sich bewußt war, außerordentlich zaghaft, während der Anfang der Ermahnung, die der Geistliche aussprach, ihn förmlich erschütterte.

Er fragte daher mit schwankender Stimme den Geistlichen:

„Und was verlangen Ew. Hochwürden, das ich thun soll?"

„Durch eine augenblickliche Trauung, die ich selbst hier und sogleich vor Zeugen zu verrichten bereit bin, Ihr dem Fräulein v. Hohenhorst angethanes Unrecht zu sühnen."

„Das muß ich mir doch näher überlegen, hochwürdiger Herr."

„Sie hätten überlegen sollen, ehe Sie soweit gingen, als es geschehen ist; jetzt haben Sie weder die Zeit, noch das Recht dazu; jetzt bleibt Ihnen nichts übrig, als den letzten pflichtgemäßen Schritt zu thun."

Nach diesen Worten öffnete Schlabach die beiden Thürflügel des Nebenzimmers und Victor Constant sah zu seinem Erstaunen in demselben einen Tisch, auf welchem ein Cruzifix zwischen zwei brennenden Lichtern stand und vor demselben zwei unbekannte Herren und zu seinem tiefsten Erschrecken — den Zwerg aus dem ihm wohlbekannten Keller, das Dromedar.

War Etwas geeignet, ihn vollständig zu verwirren, zu ängstigen und zu entmuthigen, so war es der Anblick dieses Letzteren. Wie kam dieser Mensch hierher? Was wußte Schlabach von seinem Anschlage auf Martha? Hatte der Zwerg seinen Umgang mit den Capitain Fierrabras verrathen? Diese und tausend andere Gedanken drängten sich wild durch seinen Kopf. Aber er hatte nicht Zeit, sie auszudenken und noch weniger irgend einen Plan zu fassen. Er war so vollständig überrascht, so gänzlich außer

Fassung gebracht, daß er stumm und verlegen dastand, ohne ein Wort zu sprechen.

„Dieser Herr hier," begann Schlabach von Neuem, „ist der Bruder des Fräuleins Natalie, der Baron Leopold v. Hohenhorst."

Victor verbeugte sich stumm und bleich, in großer Verwirrung.

Hohenhorst erwiderte dies Compliment kalt und ohne ein Wort zu sprechen.

„Jener Herr dort ist mein Secretair, Herr Schleicher," fuhr Schlabach fort.

Abermals eine stumme gegenseitige Verbeugung.

„Und diesen Herrn," sagte Schlabach in einem eigenthümlichen Tone, ohne jedoch das mindeste an der Würde, mit welcher er sprach, zu verlieren, „diesen Herrn kennen Sie bereits, so daß ich seiner näher zu erwähnen überhoben bin."

Victor gab keine Antwort, warf aber einen stechenden Blick auf den Zwerg, welchen dieser ruhig aushielt und seine Züge nur wenig merklich veränderte. Victor glaubte in denselben jedoch einen bitteren Hohn zu lesen und schwor sich bitter rächen zu wollen.

„Wollen Sie so gütig sein, Herr Baron," wendete Schlabach sich an Hohenhorst, „und die Braut zum Vollzuge der heiligen Ceremonie rufen, da alle Vorbereitungen dazu getroffen sind und Herr Victor Constant bereit ist, sich derselben zu unterziehen?"

Hohenhorst verbeugte sich ernst und verließ das Zimmer, während die übrigen Anwesenden sich um den Tisch ordneten.

Nach wenigen Augenblicken erschien Hohenhorst wieder und führte seine Schwester an der Hand herein. Natalie war in vollem Brautschmucke; ein langer weißer Schleier, der auf dem lockenreichen Haupte befestigt war, wallte bis zu ihren Füßen hinunter; ein schönes Kleid von schwerem, weißen Atlas umschloß ihre reizenden Glieder und Hals und Arme glänzten im reichsten Diamantschmuck. Aber die schönen Züge des edlen Antlitzes waren marmorbleich und hatten einen Ausdruck von Starrheit, der erschrecken konnte. Die sonst lebhaften, feurigen Augen waren ohne allen Ausdruck; sie schritt mit geisterhaft leisem Gange daher und nur das Rauschen ihres Kleides verrieth, daß sich ein menschliches Wesen nahe.

So trat sie vor den improvisirten Altar hin und blieb dort regungslos, wie eine Statue, stehen.

Plötzlich richteten sich aller Augen abermals auf die Thür, welche sich öffnete. Gemessenen Schrittes, im vollen Ornate, trat Pater Felix

ein, der in der Hand ein Schreiben trug, nnd feierlich auf Schlabach zuging.

„Hochwürdigster Vater," begann er mit tiefer, volltönender Stimme, „mich entsendet Sr. Eminenz der Herr Erzbischof, um Ihnen dieses Schreiben zu übergeben, welches die Dispensation und die Erlaubniß zur Trauung enthält. Ich selbst werde als sein Bevollmächtigter der heiligen Ceremonie beiwohnen und, neben den anderen hier Versammelten, Zeuge derselben sein, damit nicht der entfernteste Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit und Vollgültigkeit der von Ihnen demnächst zu vollziehenden heiligen Handlung erhoben werden könne."

Schlabach empfing das Document aus den Händen des Paters, verbeugte sich und zog sich auf einige Augenblicke aus dem Zimmer zurück.

Victor Constant sah diesem Allen schweigend und wie von Erstaunen gelähmt zu. Er fühlte wohl, daß ein jeder Widerstand, den er in Worten oder thatsächlich hätte leisten können, unter so bewandten Umständen völlig vergeblich sein würde, da Mächte im Spiele waren, an die seine Kraft nicht reichte, und sah ein, daß ihm nichts übrig bliebe, als vorläufig Alles seinen Gang gehen zu lassen; aber er rechnete in seinem Inneren auf die Zukunft.

Als Schlabach wieder hereintrat, war er im priesterlichen Ornate und hielt das ihm überlieferte Document in der Hand. Nachdem er dasselbe auf einen Tisch niedergelegt hatte, der in der Nähe des Altars stand, hinter welchen sich inzwischen Schleicher gesetzt hatte und auf dem Schreibmaterialien befindlich waren, begann die Ceremonie mit allen Förmlichkeiten, die der katholische Ritus gebietet.

Nach feierlichem Vollzuge der Trauung begaben sich alle Anwesenden, mit Schlabach an der Spitze, in ein anstoßendes Zimmer, woselbst sie einen Rechtsgelehrten vorfanden.

Zuerst ward nun das von Schleicher niedergeschriebene Trauungsprotocoll vorgelesen und unterschrieben; dann trat der Rechtsgelehrte hervor und verlas den Ehecontract, welchen die Neuvermählten gleichfalls, nebst den übrigen Anwesenden, als Zeugen, unterzeichneten.

Dieser Contract enthielt unter Anderem die Bestimmung, daß der junge Ehemann, Victor Constant, eine Summe von zweitausend Napoleond'or unter der Bedingung erhalten solle, daß er sich feierlich und freiwillig verpflichten müsse, seine junge Gemahlin niemals wieder zu besuchen, zu sehen, oder ihr zu schreiben und sich um sie in irgend einer Weise zu bekümmern und daß er ausdrücklich dem Rechte entsage, zu verlangen, daß sie ihm nach dem Wohnorte, den er wählen werde, nachfolgen solle.

Nachdem alle diese Documente in aller Form vollzogen worden waren,

traten Herr v. Hohenhorst und der Rechtsgelehrte an einen Tisch und gaben Victor Constant zu verstehen, daß er sich auch an denselben begeben möge. Als er diesem Verlangen entsprochen hatte, zählte der Jurist ihm die ausgesetzte Summe vor, hieß ihn dieselbe nachzählen und legte eine Quittung, in welcher der Empfang bescheinigt war, zur Unterschrift dazu.

Ohne eine Sylbe zu sprechen, vollzog Victor Constant das Document und nahm die Summe zu sich, nachdem er sie mit Ruhe genau überzählt hatte.

„Sie können sich nun, wenn es Ihnen beliebt," sagte Schlabach in würdevollem Tone, „unbehindert entfernen. — Leben Sie wohl. Ich wünsche, daß diese Lehre eine heilsame Wirkung auf Sie ausüben und Sie vor neuen Ausschreitungen bewahren möge, welche nunmehr die allerschlimmsten Folgen für Sie haben würden."

Victor Constant ergriff, ohne ein Wort zu erwidern, seinen Hut und entfernte sich, nachdem er allen Anwesenden eine Verbeugung gemacht, die aber unerwidert blieb.

Natalie hatte sich bereits früher aus dem Zimmer begeben und die Uebrigen verließen es gleichfalls, nachdem Schlabach dem Herrn v. Hohenhorst die sämmtlichen, für Natalien so wichtigen Documente übergeben hatte.

Als Victor Constant aus der Thür des Hôtels und auf die Straße trat, blieb er einige Augenblicke, wie betäubt von dem, was geschehen war, stehen; dann brach er in ein lautes, fast wahnsinnig klingendes Gelächter aus, und eilte mit schnellen Schritten nach seiner Wohnung hin.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Auf Caprera.

Wenden wir noch einmal den Blick auf die politischen Begebenheiten und ihre fernere Entwicklung hin, wenigstens insoweit es die Geschicke der Personen betrifft, welche in denselben eine hervorragende Rolle gespielt haben, und da tritt uns als eine der bedeutsamsten Figuren, vor allen Anderen, Giuseppe Garibaldi vornehmlich entgegen.

Mit diesen Worten soll aber nicht gesagt werden, daß Garibaldi der

absolut hervorragendste Mann Italiens sei; ihm stehen vielmehr noch Andere ebenbürtig zur Seite; aber er ist zweifellos der populärste Character seines Vaterlandes und darauf deutet auch seine Stellung zwischen zwei seiner Parteigenossen, Mazzini und Ratazzi hin.

Ratazzi will offenbar von Republik nichts wissen; ein einheitliches Italien, mit Rom als Hauptstadt und Victor Emanuel als König, darf man als sein Ideal nach Innen nennen; nach Erringung dieses Zustandes, ein enges Anschließen an und Zusammengehen mit Frankreich, als sein höchstes Ziel nach Außen ansehen.

Garibaldi schwärmt zwar für die altrömische Republik, ist aber doch geneigt, für das moderne Italien als das Höchste das konstitutionelle Königthum zuzulassen, vorausgesetzt, daß Rom unbedingt die Hauptstadt des Landes, der Papst rein geistliches Oberhaupt und der Einfluß des Klerus unbedingt vernichtet wird. Von den Franzosen will er durchaus nichts wissen.

Mazzini ist der entschiedenste Gegner sowohl des Papstes, als Victor Emanuels und der Franzosen. Sein Ideal ist die Republik und er weist alles Andere mit starrer Consequenz von sich.

Garibaldi steht also, wie man sieht, in der Mitte zwischen zwei Extremen und hat mit beiden Berührungspuncte. Er hat aber auch vor Beiden etwas voraus und das ist seine Ehrlichkeit. Er läßt sich weder auf diplomatische Doppelsinnigkeiten und Heimlichkeiten, wie Ratazzi, noch auf Wühlereien und Geheimbündlerei, wie Mazzini, ein, sondern folgt offen und unumwunden seinem Gefühle, dem er in einfacher, herzlicher und allgemein verständlicher Weise, einen höchst beredten Ausdruck zu geben weiß.

Diese Geradheit in Wort und That; diese Einfachheit des Wesens und Benehmens; diese Rückhaltlosigkeit und Natürlichkeit, die keinen Hintergedanken kennt, sondern sich unverhohlen und ehrlich ihrer Ueberzeugung hingiebt und ohne weitere Rücksicht nach ihr handelt; diese schönen, ächt menschlichen Eigenschaften sind es, auf denen seine unerschütterliche Popularität beruht, welche weder durch die Niederlagen von Aspromonte und Mentana, noch durch den Bann des Papstes und den Haß der Geistlichkeit, oder seine Haft in Alessandria und Varignano auch nur im Geringsten erschüttert werden konnte.

Das Volk fühlt eben überall den redlichen Willen des Einzelnen heraus und läßt sich nicht irre machen, sondern hält an dem einmal Erkannten so treu und unerschütterlich fest, daß es selbst Fehler und Schwächen entschuldigt, erträgt und übersieht. „Sie tauchen seine Fehl in ihre Liebe" sagt der Dichter sehr schön und wahr und daran wird die ächte Popularität von der unächten unterschieden, daß die Erstere durch Nichts zerstört

werden kann, während die Letztere bei dem ersten widrigen Windstoße zusammenfällt.

Es sind nicht die Heldenthaten des großen Friedrich allein gewesen, die ihm eine Popularität von hundertjähriger Dauer erworben haben, es ist der redliche Wille, die Ehrlichkeit im Wesen, die rückhaltlose Hingabe an das erkannte und erstrebte Ziel, die aus dem ganzen Thun und Lassen, aus allen Handlungen des unsterblichen Mannes spricht, welche ihm ein Denkmal in dem Herzen des Volkes aufgerichtet haben, das unzerstörbar ist, was auch Leidenschaft, Parteihaß oder Beschränktheit unternehmen mögen, um das Bild des geliebten und geehrten Fürsten zu verlöschen oder auch nur abzuschwächen.

Etwas dem Aehnliches haftet an Garibaldi und daher kommt es, daß nichts den Nimbus schwächen konnte, der seinen Namen und seine Person umgiebt, daß seine Popularität bei den Italienern eine ächte, unzerstörbare ist.

Von den Verhältnissen gedrängt, war die Regierung genöthigt, ihn zu verhaften und in Varignano festzuhalten. Es war dies ein immerhin mißliches Unternehmen, wie das auch die Unruhen bezeugten, welche in mehr als einer Stadt Italiens ausbrachen, als die Thatsache seiner Gefangenschaft bekannt wurde, und es ist ein Bexeis von der Kraft, welche der Regierung innewohnt, daß sie dieser Bewegungen so schnell und entschieden Herr werden konnte, deren sich, namentlich in Mailand, bereits die republikanische Partei bemächtigt hatte, um sie, wo möglich, zu ihren Zwecken auszunutzen.

Gerade dieser Umstand aber war vielleicht einer der Gründe, aus denen es der Regierung so leicht wurde, die Unruhen zu unterdrücken. Sobald das Volk instinktiv erkannte, daß das eigentliche Ziel, die Demonstration zu Gunsten Garibaldi's ihm entrückt und statt dessen von den Parteiführern ein anderes, die Demonstration zu Gunsten der Republik untergeschoben worden war, verlor es das innerliche Interesse an der Bewegung; denn das Volk ist in seiner Majorität nirgend republikanisch gesinnt und deshalb ward es den Anhängern der bestehenden Ordnung der Dinge nicht eben sehr schwer, die widerstrebenden Elemente niederzuschlagen.

Die Führer der republikanischen Partei sahen das auch gar bald ein und zogen sich sehr zeitig zurück. In Folge davon verlief sich die Bewegung bald in einen zweck- und ziellosen Tumult, der rasch unterdrückt wurde.

Während aller dieser Ereignisse befand sich Garibaldi in Varignano unter Aufsicht des alten Obersten Camozzi, der ihn zwar mit Humanität, aber doch mit Strenge überwachte. Verkehr mit der Außenwelt war dem

Gefangenen durchaus nicht, weder mündlich noch schriftlich, gestattet; denn kein Gesuch, den General sehen zu dürfen, ward gewährt, selbst den Söhnen Garibaldi's, Menotti und Riciotto, ward es abgeschlagen und kein Schriftstück irgend einer Art konnte nach Außen hingelangen. Aber man trennte den Verhafteten nicht von seinen beiden Gefährten, dem Major Basso und seinem Schwiegersohne Canzio; man stellte ihm das ganze Schloß, in welchem er in Haft gehalten wurde, zur Disposition; man ließ ihm die Journale regelmäßig und ungehindert zukommen und behandelte ihn in jeder Beziehung rücksichtsvoll und mit der höchsten Achtung.

Es war offenbar, daß die Regierung rücksichtlich der Schritte, welche sie thun wollte, nachdem sie Garibaldi verhaftet hatte, in großer Verlegenheit war, und diese spiegelte sich auch deutlich genug in den Gerüchten ab, welche in Betreff des Schicksals umliefen, das Garibaldi's wartete.

Bald hieß es, man beabsichtige ihm den Prozeß zu machen; bald sagte man, die Regierung werde ihn so lange in Haft behalten, bis die Gemüther sich beruhigt hätten und ihn dann ohne Weiteres freigeben, und dann verbreitete sich wieder die Nachricht, daß die Regierung damit umgehe, an seine Freilassung die Bedingung einer zeitweiligen Auswanderung nach Nordamerika zu knüpfen. Noch andere endlich behaupteten, der General werde nach seiner Freigebung freiwillig dahin gehen und so sich selbst gleichsam freiwillig verbannen.

Unterdessen war Garibaldi in Varignano erkrankt. Es war dies Ereigniß eine ganz natürliche Folge der vorhergegangenen Begebenheiten. Garibaldi ist kein Jüngling mehr, er steht im sechszigsten Lebensjahre und kann, wenn er auch durch das Leben und die Geschicke seiner Vergangenheit abgehärtet ist, doch die Anstrengungen und Entbehrungen des Lagers und des Schlachtfeldes nicht mehr mit derselben Leichtigkeit ertragen, wie früher. Dasselbe ist der Fall in Bezug auf die Erschütterungen und Bewegungen des Gemüths, und wer wollte läugnen, daß diese in der letzten Zeit sehr groß waren?

Der Verdruß über die Vereitlung seiner Unternehmung dicht vor dem Gelingen derselben, die getäuschte Hoffnung in Betreff der Handlungsweise Victor Emanuels, der Zorn über die abermalige Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten, über die Besetzung Roms und Civitavecchias durch französische Truppen, Alles dieses stürmte mit einer solchen Heftigkeit auf ihn ein, daß er auf das Krankenbett geworfen wurde.

Die Regierung, welche bereits früher von ihrer Strenge nachgelassen und dem General erlaubt hatte, Besuche anzunehmen, sandte, als ihr Kunde von Garibaldi's Krankheit zukam, sogleich zwei der berühmtesten

Aerzte nach Varignano, um sich von dem Gesundheitszustande des Generals zu überzeugen.

Die Aerzte erkannten in Garibaldi's Krankheit ein Gallenfieber und behandelten ihn mit der größten Sorgsamkeit. Sie erklärten, daß die Luft von Varignano auf den Erkrankten eine schädliche Einwirkung übe, und daß die schleunigste Luftveränderung zur Wiederherstellung des Kranken unumgänglich nothwendig sei.

In Folge dieses ärztlichen Ausspruches ward Garibaldi sogleich durch das Dampfschiff „Esploratore" nach Caprera gebracht nnd dort in Freiheit gesetzt.

So befindet sich also der alte Dictator auf seiner lieben Insel, deren Einsamkeit und Stille für ihn so großen Reiz hat, und wo er sich mit ländlichen und häuslichen Gegenständen beschäftigt; denn Caprera ist eine jener kleinen Inseln, welche zum Genuesischen gerechnet werden und deren Einwohner sich vom Oelbau, Viehzucht, namentlich Ziegenhandel, und Fischerei ernähren.

Hier lebt Garibaldi in einem selbsterbautem Hause, dem Andenken an seine Vergangenheit, der Lectüre, dem Besuche von Verwandten und Freunden und der Beschäftigung, die ein ländlicher Haushalt bietet.

Ueberblickt man die gesammte Thätigkeit des merkwürdigen Mannes, so zeigt sich in ihm eine höchst eigenthümliche und bemerkenswerthe Doppelnatur, deren inneren Zusammenhang aufzufinden nicht leicht ist.

Auf der einen Seite offenbart er beständig einen starken Drang nach bewegter, der Oeffentlichkeit, dem Vaterlande geweihter, rastloser Thätigkeit, deren Zielpunkt ein höchst bedeutender, weit umfassender ist.

Vertraut mit der früheren Geschichte und Größe Roms, trägt er das brennende Verlangen in seiner Brust, Italien von Neuem in den Glanz gekleidet zu sehen, der es einstmals umstrahlte. Er erkannte, daß dieses Ziel auf keinem anderen Wege erreichbar sei, als in der Wiedervereinigung des seit Jahrhunderten zerrissen und zerstückelt gewesenen Italiens, und das Trachten seines ganzen Lebens war daher darauf gerichtet, diese Wiedervereinigung zu Stande zu bringen, eine Aufgabe, an der seit Jahrhunderten schon die edelsten Geister Italiens, wiewohl vergebens, gearbeitet hatten.

Die Gunst des Geschickes gestattete es, daß diese Einigung in unseren Tagen zur Wahrheit wurde.

Aber er erkannte auch, daß der Schlußstein dieser Einigung darin liege, daß die Stadt Rom wiederum werde, was sie einst war, die Hauptstadt Italiens, von der aus, wie von einem Mittelpunkte, das gemein-

same Leben des Landes ausgehe, und in der sich die Einheit Italiens symbolisch gleichsam verkörpert darstelle.

In Folge dieser Erkenntniß erstrebte er mit der hartnäckigsten Ausdauer die Einverleibung Roms in den Gesammtstaat Italien, dessen Haupt es sein sollte, und wagte drei Mal sein Leben daran, dies Ziel zu erreichen, in welchem er eine Lebensfrage für sein Vaterland erblickte. Es ist ihm drei Mal mißlungen, an dasselbe zu gelangen.

Den zähesten Widerstand setzte ihm die weltliche Macht des Papstes entgegen, weil der größte Theil des Klerus in der weltlichen Macht des Kirchenoberhauptes eine wesentliche Stütze für den Bestand und die Lebensfähigkeit des Papstthums und der katholischen Kirche in ihren gegenwärtigen Einrichtungen und Verhältnissen sah und sieht, und weil der Klerus eine große, ihm nachtheilige Umwandlung dieser Einrichtungen und Verhältnisse befürchtet, falls die weltliche Macht des Papstes aufhören sollte. Es ist daher natürlich, daß der Papst und der Klerus alle Kräfte aufbieten, um allermindestens den Zustand der Dinge, wie er gegenwärtig besteht, festzuhalten und für alle Zukunft dauerhaft zu begründen.

Aus dieser zähen Widerstandskraft des Papstes wird ein Theil des brennenden Hasses erklärlich, den Garibaldi bei jeder Gelegenheit offen und ohne Scheu gegen Papst und Klerus an den Tag legt.

Aber zu diesem Grunde seines Hasses tritt noch ein zweiter, anderer Natur, der gleichfalls mit seiner Lebensaufgabe, der Einigung Italiens zusammenhängt. Er fühlt auf das Lebhafteste und erkennt auf das Klarste, daß die Einheit Italiens auf doppelte Weise zu Stande gebracht werden muß, äußerlich sowohl, durch Verschmelzung der, bisher in verschiedene Staaten zerklüftet gewesenen, Theile Italiens zu einem einheitlichen Ganzen, und innerlich dadurch, daß die einzelnen Provinzen des Staates sich nicht mehr blos als einzelne, für sich und ohne Rücksicht auf die übrigen Theile bestehende Körper, sondern als ein zusammengehöriges, großes Ganze fühlen, so daß der Einzelne nicht mehr sagt: „ich bin Toscaner oder Venezianer," sondern: „ich bin Italiener aus Toscana oder Venedig gebürtig.".

Diese innerliche Einigung beruht aber auf dem geistigen Elemente, auf der Volksbildung, und diese letztere ist in Italien vollständig in den Händen der Geistlichkeit, die sie den Interessen ihres Standes gemäß und nach den Weisungen des Kirchenoberhauptes und des hohen Klerus leiten muß. Da nun aber dieser Leitung der nationale Gedanke, in dem Sinne, wie Garibaldi ihn versteht und dargestellt wissen will, nothwendiger Weise abgehen muß, so folgt von selbst daraus, daß er, auch von anderen Mängeln des Unterrichts durch den Klerus abgesehen, Papst und Klerus auch von dieser Seite als den verderblichsten Gegner der Ein-

heit Italiens ansehen muß, zumal sich ihm die Ueberzeugung aufdrängt, daß eine, selbst äußerlich vollständig durchgeführte Einheit keinen festen, sicheren Zusammenhalt hat, wenn nicht dieser mechanischen, äußerlichen, materiellen Einheit ein organischer, innerlicher, ideeller Gehalt durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit im Volke selbst gegeben wird.

Weil es nun das Geschick Italiens war, daß sich die äußere materielle Einheit früher vollzog, als die innere, ideelle, so kommt diese Einheit nur unter den heftigen Erschütterungen und Kämpfen zu Stande, welche uns die Ereignisse in Italien zeigen und wird sich in Wirklichkeit und wahrhaft nur sehr langsam unter hartem Ringen vollziehen.

Wir in Deutschland sind den entgegengesetzten Weg gegangen. Bei uns wurden zuerst die inneren, ideellen Gegensätze ihrer größten Schärfe nach abgeschliffen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit ward im Volke mehr und mehr zum Bewußtsein gebracht, nachdem es in den denkwürdigen Jahren von 1813 bis 1815 zuerst wieder kräftig geweckt worden war. Dann fing man erst an, die äußere, materielle Einheit anzustreben und es genügte daher auch eine einzige große, aber rasch vorübergehende Erschütterung, diesen Gedanken, der mehrfach vorbereitet war, in unseren Tagen so kräftig und nachhaltig ins Volksbewußtsein zu bringen, daß seine volle, unbeschränkte Verwirklichung sich unaufhaltsam vollziehen wird, welche Hindernisse man derselben auch entgegen zu stellen versuchen sollte. x)

Wir sind in diesem Punkte glücklicher als Italien und werden daher auch schneller, so wie mit verhältnißmäßig geringeren Erschütterungen zum Ziele gelangen, als dieses.

Hiermit haben wir die eine Seite der Doppelnatur Garibaldi's dargelegt und kommen nun zu der zweiten. Wie jene sich in seinem öffentlichen, dem Staate, der Allgemeinheit gewidmeten Leben vorwiegend ausdrückt, so kommt diese fast ausschließlich in seinem Privatleben zur Geltung.

Er ist ein vortrefflicher Haushalter, der überall selbst eingreift und die nothwendige Arbeit theilt; ein liebevoller Vater, der das Beste seiner Kinder stets vor Augen hat, und war ein zärtlicher Gatte, dafür zeugt das treue Andenken, daß er bis jetzt noch seiner geliebten Anita unverbrüchlich bewahrt. Er ist ein unerschütterlich treuer Freund; er liebt die Kunst und die Wissenschaft und hat sich ungeachtet seines vielbewegten Lebens, gern, lange und erfolgreich mit ihnen beschäftigt.

Zu Garibaldi's hervorragendsten Eigenschaften gehört die tiefe Liebe zur Natur, eine Eigenschaft, welche in der Weise, wie er sie besitzt, unter den Völkern vorwiegend romanischer Abstammung selten ist.

Das sich Versenken in die Natur, das Verständniß ihres Geistes und das tiefe Eingehen auf denselben, ist ein schönes Erbtheil der germanischen

x) Und doch noch heute Particularismus!

Völker, während bei den romanischen mehr der Sinn für die Form, die sinnliche Anschauung als besondere Begabung hervortritt.

In allen Künsten und Wissenschaften tritt dieser Unterschied scharf hervor und wo sich einmal unter Germanen und Romanen das Entgegengesetzte zeigt, da ist es eine bemerkenswerthe Ausnahme.

Garibaldi ist eine bemerkenswerthe Ausnahme in der Art, wie er die Natur betrachtet.

Auch in einer anderen Beziehung darf man ihn eine Ausnahme nennen, obwohl er darin nur eine Forderung des Christenthums erfüllt, und die Eigenheit, auf welche hier hingedeutet wird, billig Jedermann im höchsten Grade besitzen und ausüben sollte.

Der geringste seiner Mitmenschen ist ihm ein Freund, ein Bruder, und Keiner naht sich ihm, dem nicht nach Vermögen und in milder Weise Rath, Trost oder Hülfe zu Theil würde.

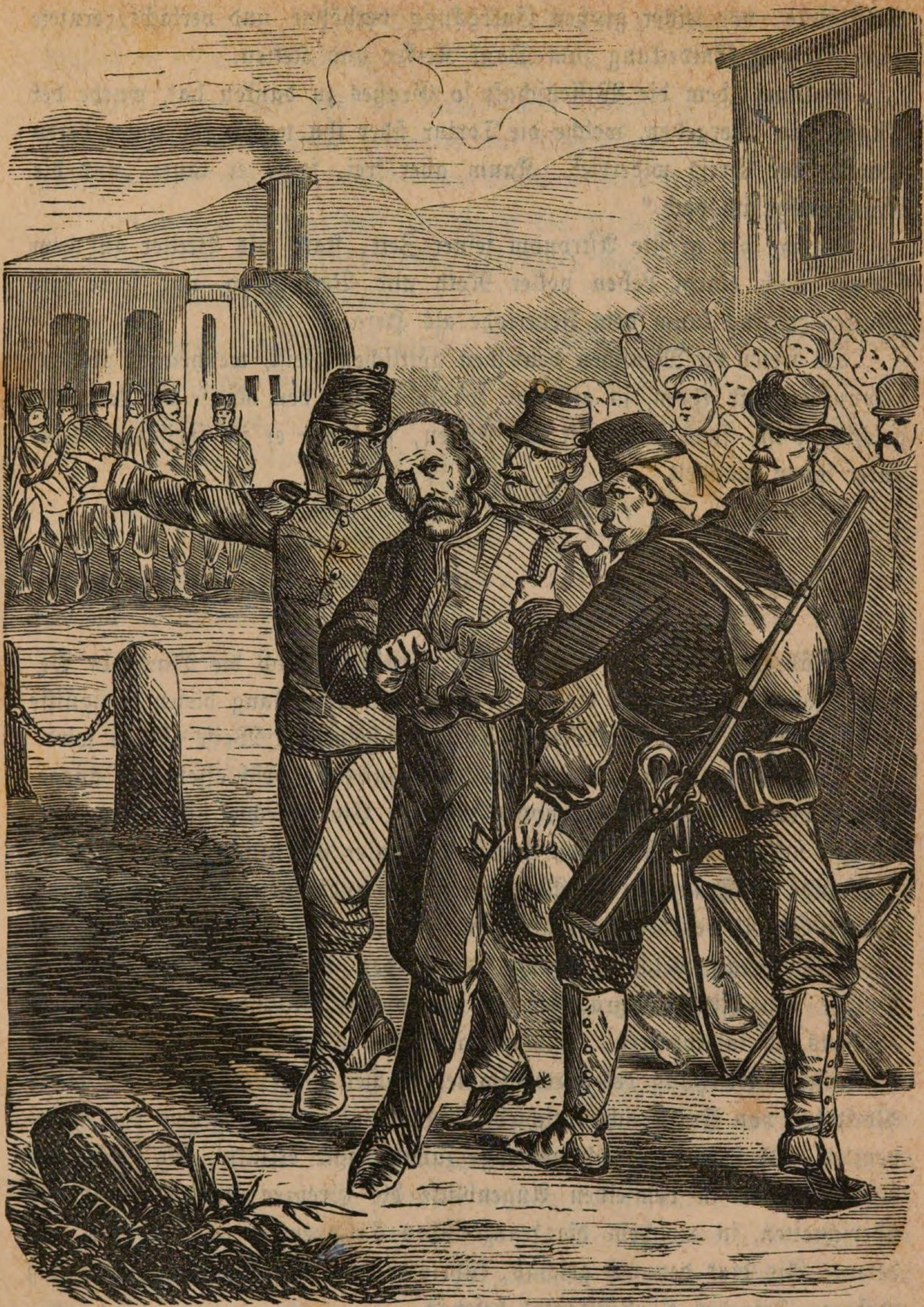
Aber freilich ist Garibaldi, bei all seinen trefflichen Eigenschaften, bei dem hohem Geiste, der in ihm wohnt, doch auch eben ein Mensch, und zu den Lichtseiten seines Wesens gesellen sich auch Schatten, die mit den Vorzügen seines Wesens so innig verbunden sind, daß sie von ihnen untrennbar zu sein scheinen.

Dahin gehört unter Anderm ein hoher Grad von Leidenschaftlichkeit, der ihn die Dinge nur unter gewissen Gesichtspuncten sehen läßt und ihm alle anderen Seiten einer Sache verdeckt. Hiermit ist zugleich ein Eigensinn verbunden, welcher durch nichts von einer einmal gefaßten Ansicht, oder einem vorgesetzten Unternehmen abzubringen ist.

Es ist wahr, ohne diese Leidenschaftlichkeit und ohne diesen Eigensinn würde er Vieles von demjenigen nicht vollbracht haben, was ihm zu beständigem Ruhme gereicht und es ist wahrscheinlich, daß er ohne diese beiden Eigenschaften nicht die bewundernswerthe Ausdauer gehabt haben würde, die er gezeigt hat; aber es ist ebenso wahr, daß ihm in manchen anderen Fällen seine Unternehmungen nicht mißlungen, seine Pläne nicht durchkreuzt worden wären, wenn ein Tropfen kühler Besonnenheit die Leidenschaftlichkeit zum Feuer und den Eigensinn zur Festigkeit gemildert hätte. Die Kraft der Beharrlichkeit würde ungeschwächt geblieben sein.

Möge man aber Garibaldi betrachten, wie man wolle, zu einem Resultate wird man immer gelangen, Garibaldi ist kein Durchschnittsmensch und dieses Resultat erklärt zum großen Theile die Geschicke, denen er im Leben unterworfen war.

Die Menschen bewundern eine geniale Erscheinung unwillkührlich, aber sie fühlen sich von ihrem Uebergewichte bedrückt und treten ihr, wie sie eben können, hinderlich entgegen oder schieben sie, wenn das möglich



Garibaldi's Gefangennahme.

ist, ganz bei Seite. Dies Loos hat viele ausgezeichnete Geister betroffen, und zwar am Meisten gerade diejenigen, denen wir die größten und nachhaltigsten Umgestaltungen des materiellen oder geistigen Lebens verdanken.

Socrates mußte, ein Opfer seines Wahrheitseifers, den Giftbecher trinken.

Columbus, vor seiner großen Entdeckung verhöhnt und verlacht, erntete nach erfolgter Entdeckung zum Dank Kerker und Ketten.

Galilaei, dem die Wissenschaft so Großes zu danken hat, wurde der Inquisition übergeben, welche die Tortur über ihn verhängte, unter deren Qualen der Greis widerrief. Kaum aber frei, sagte er laut: „und die Erde bewegt sich doch.“

Kepler, der größte Astronom seiner Zeit, starb als Bettler auf dem Stroh, nach einem Leben voller Noth und Verfolgung, und seine alte Mutter entging kaum dem Feuertode als Hexe.

So treten die Menschen denselben göttlichen Geist, welchen sie preisen, bewundern und ehren, ja anbeten, sobald er aus dem Kreise der Lebenden geschieden ist, stets frevelhaft mit Füßen, so lange er im irdischen Kleide unter ihnen wandelt.

* * *

Während Garibaldi in Haft war, entwickelten sich die Dinge in Betreff Italiens weiter und ein kurzer Blick auf den Gang dieser Ereignisse wird zeigen, zu welchem Resultate er wahrscheinlicher Weise führen wird.

Die Intervention war von Seiten Frankreichs beschlossen und ausgeführt worden; französische Truppen besetzten Civitavecchia und Rom, verbanden sich mit der päpstlichen Armee, die unter wesentlichem, ja rettendem Beistande der Franzosen bei Mentana siegte, und rückten dann in mehrere andere Städte des Kirchenstaates ein.

Menabrea, welcher anfangs durch den italienischen Gesandten in Paris, den Ritter Nigra, als er von diesem Entschluß des Tuileriencabinets, zu interveniren, erfahren hatte, den Vorschlag einer französisch-italienischen Besetzung des Kirchenstaates machen ließ, protestirte, als dieser Vorschlag von Frankreich entschieden abgelehnt wurde, gegen die Intervention, als dem Septembervertrage zuwider und erklärte, die italienische Armee würde in demselben Augenblicke die Grenzen des Kirchenstaates überschreiten, in welchem die französischen Truppen in Civitavecchia landeten. Als dies dennoch geschah, führte er seine Drohung aus, und ließ mehrere Orte des Kirchenstaates besetzen.

Man nahm diese Maßregel in Paris mit großem Unwillen auf, erklärte, daß dies ein offener Bruch des Septembervertrages sei, verstärkte die nach Rom und Civitavecchia geschickten Truppen bedeutend und verlangte den Rückzug der italienischen Armee hinter die Grenze des Königreichs Italien.

Es hatte ganz den Anschein, als sollte es zwischen Frankreich und Italien zu offenen Feindseligkeiten kommen.

Victor Emanuel gab der französischen Forderung jedoch nach, und die italienischen Truppen verließen den Kirchenstaat, während die Franzosen in Rom und den benachbarten Städten blieben.

Unterdessen fühlte man in Paris die Verlegenheit sehr wohl, in welche man durch die Intervention gekommen war und suchte nach Mitteln, sich derselben zu entziehen.

Man verfiel auf den Gedanken, die römische Frage zum Gegenstand einer europäischen Conferenz zu machen, an der alle Mächte, große wie kleine, theilnehmen sollten, und wendeten sich mit diesem Vorschlage an alle souverainen Staaten Europa's.

Das Einladungscircular war eigenthümlich. Es wurde eine Conferenz der europäischen Mächte ganz unbestimmt „über die römische Frage" vorgeschlagen, ohne eine nähere Basis anzugeben, ohne ein Programm zu formuliren, ohne einen Zusammenkunftsort zu nennen und ohne zu sagen, ob die Conferenz eine beschließende, oder nur eine berathende sein solle.

Unbedingt sagte nur Spanien, Hessen-Darmstadt und das Großherzogthum Luxemburg zu.

England bemerkte auf die ergangene Einladung, daß es zwar an sich einer Conferenz nicht abgeneigt sei, daß es aber nicht eher eine definitive Erklärung abgeben könne, als bis der zu verhandelnde Gegenstand in einem bestimmten Programme näher dargelegt worden.

Preußen erklärte gleichfalls mit seinem definitiven Entschlusse zurückhalten zu müssen, bis Näheres über die Conferenz und deren Modus aufgestellt sei.

Rußland hält gleichfalls noch sein bedingungsloses Wort zurück und verlangt, daß erst Italiens und des Papstes Beitritt mit Gewißheit festgestellt werden sollen; daß bis nach Erörterung des Conferenzvorschlages im italienischen Parlamente gewartet werden möge, und soll überdies noch darauf hingewiesen haben, daß es bis jetzt Brauch gewesen sei, daß sich die Großmächte vorher über den Gegenstand, über die Grundzüge der Berathung, sowie über die etwa einzuladenden Regierungen verständigt hätten.

Italien macht seine Zustimmung von der Räumung des Kirchenstaats durch die französischen Truppen und von anderen Dingen abhängig, die es dem Tuileriencabinette zu notificiren denkt.

Rom will die Conferenz beschicken, wenn diese nicht nur die Garan-

tirung des gegenwärtigen päpstlichen Besitzstandes, sondern auch die Rückgabe des bereits annectirten Territoriums ausspricht.

Baiern knüpft seine Zustimmung an den Beitritt Italiens.

Die Schweiz erklärt ihre Bereitwilligkeit, an der Conferenz Theil zu nehmen, sofern dieselbe einen europäischen Character haben werde. Die neutrale Stellung der Schweiz würde ihre Betheiligung an einer nur von einigen Mächten beschickten Conferenz verhindern. Von einem im Voraus festgestellten Programme könnte die Schweiz zwar absehen, es würde aber dann die nothwendige Folge einer freien Conferenz sein, daß auch die Berathung frei und ihr Schlußresultat für die Betheiligten nicht verbindlich sein müsse. Keinesfalles könne übrigens die Schweiz bei einem Pacte mitwirken, der mit ihrem politischen Systeme in Widerspruch stehen sollte.

Oesterreich, das im Prinzipe der Conferenz in jedem Falle beitrat, soll jetzt, wie es heißt, der französischen Regierung hilfreiche Hand bieten, um ein Formular für das Programm zur Conferenz zu finden.

Frankreich selbst endlich hat, bei Gelegenheit der Debatten über die römische Frage im gesetzgebenden Körper hinsichtlich der Conferenz, durch den Minister des Auswärtigen sich nicht eben hoffnungsvoll erklärt.

„Für den Fall des Nichtzustandekommens der Conferenz," sagte Herr de Moustier, „soll die Septemberconvention in Kraft bleiben."

Diese Erklärung ist wahrscheinlich abgegeben, um Italien nachgiebiger zu stimmen.

Uebrigens soll Frankreich, Angesichts der Schwierigkeiten, welchen eine Conferenz aller europäischen Regierungen begegne, jetzt eine „freie Besprechung" der Großmächte anregen wollen, welche lediglich die allgemeinen Gesichtspuncte erörtere.

Es ist aus den hier gedrängt zusammengestellten Kundgebungen der meisten europäischen Staaten ersichtlich, wie gering die Hoffnung ist, daß das französische Project einer Conferenz in Bezug auf die römische Frage sich verwirklichen werde und noch weniger ist, im Falle des Zusammentritts der Conferenz, ersichtlich, welch' ein Resultat aus ihr hervorgehen könnte. In keinem Falle aber, möge nun die Conferenz zu Stande kommen oder nicht, dürfte sich die Stellung Frankreichs zu der Angelegenheit wesentlich verändern.

Kömmt die Conferenz zu Stande, so giebt es nur zwei Möglichkeiten; entweder die Zusammenkunft der europäischen Staaten führt zu einem positiven Resultate oder nicht. Ist letzteres der Fall, so bleiben die Verhältnisse eben in dem Zustande, in welchem sie jetzt sind, und die Lage ist um nichts gebessert. Wird aber ein positives Resultat herbeigeführt, so kann dieses entweder nur gegen den Papst, oder gegen Italien gerichtet

sein. In beiden Fällen wird die Durchführung des Conferenzbeschlusses auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen; denn wer sollte die Execution übernehmen? —

Die protestantischen Mächte haben kein unmittelbares Interesse, welches sie dazu veranlassen könnte, handelnd einzuschreiten, und die katholischen würden es aus verschiedenen Gründen bedenklich finden, gegen Italien, und doppelt bedenklich, wenn nicht unmöglich, gegen den Papst energisch aufzutreten.

Es ist demnach gar nicht abzusehen, wohin die Conferenz führen und wie die Lösung der verwickelten, durch einen Prinzipienkampf herbeigeführten Lage erreicht werden soll.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Streit um die Kaiserleiche.

Bevor wir die Darstellung der wichtigen Begebenheiten fortsetzen, die unsere Tage auszeichnen, und sich unter unseren Augen zutragen, ist es nothwendig, noch einmal den Blick über den Ocean hin, nach dem fernen Westen, nach Mexico zu werfen, wo der edle Sproß eines ruhmreichen Kaiserhauses unter den Kugeln seiner Gegner verblutete.

Kurz vor seinem Tode hatte Maximilian an den österreichischen Gesandten in Mexico, den Baron Lago, nachfolgenden Brief gerichtet:

„Lieber Baron Lago, österreichischer Minister in Mexico!

„Ich habe mit der Welt abgerechnet; meine allerletzten Wünsche betreffen nunmehr bloß meine irdische Hülle, die, bald erlöst von Leiden, zurückbleibt, und die, die mich überleben.

„Mein Arzt, Dr. Basch, wird meinen Leichnam nach Veracruz bringen. Es werden ihn bloß meine zwei Diener Grill und Tudos begleiten.

„Ich habe angeordnet, daß man meinen Leichnam ohne Prunk, ohne festliches Geleite nach Veracruz führe, und daß auch auf dem Schiffe, das meine Leiche nach Europa bringen soll, keine auffallende Feier stattfinde.

„Mit Ruhe habe ich dem Tod entgegengesehen, und Ruhe will ich auch im Sarge haben.

„Sie werden, lieber Baron, dafür sorgen, daß auf einem der beiden Kriegsschiffe Dr. Basch mit meinen zwei Dienern, welche meinen Leichnam in ihre Obhut nehmen, mit demselben nach Europa gebracht werden.

„Dort will ich an der Seite meiner armen Frau begraben werden.

„Sollte die Nachricht von dem Tode meiner armen Frau der Begründung entbehren, so soll mein Leichnam in irgend einem Orte deponirt werden, so lange, bis die Kaiserin mit mir im Tode vereint wird.

„Sie werden so gut sein, alsbald die betreffenden Weisungen dem Schiffscapitain v. Gröller zukommen zu lassen.

„Sie werden so gut sein, es zu ermöglichen, daß die Wittwe meines treuen Waffengefährten Miramon auf einem der beiden Kriegsschiffe nach Europa gelangen könne.

„Ich hoffe auf die Erfüllung dieses Wunsches um so mehr, als sie von mir den Auftrag hat, sich zu meiner Mutter nach Wien zu begeben.

„Ich danke Ihnen nochmals herzlich für Ihre Bemühungen und verbleibe Ihr Ihnen wohlgewogenster

Maximilian m. p."

Aus jeder dieser Zeilen spricht die wehmüthige Sehnsucht, unweit seiner Lieben in heimischer Erde von den Leiden und Kämpfen des irdischen Lebens auszuruhen, und man sollte denken, dieser Wunsch hätte um so eher darauf rechnen dürfen, in Erfüllung zu gehen, als selbst der roheste Wilde die Todten ehrt, und da durchaus kein triftiger Grund ersichtlich ist, der vernünftiger Weise eine Verweigerung desselben hätte herbeiführen können.

Die Gewährung dieses Wunsches hätte man um so eher erwarten sollen, als, unabhängig von den persönlichen Bemühungen Maximilians, das kaiserlich österreichische Haus auf diplomatischem Wege Aehnliches zu erlangen suchte.

Sobald man in Wien die Gefangennahme Maximilians erfuhr, ward der österreichische Gesandte in Washington beauftragt, an den Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerika's das Ersuchen zu stellen, daß er seinen Einfluß dahin bei Juarez verwenden möge, das Leben des unglücklichen Fürsten zu schonen.

Zugleich hatte Napoleon III. sich gleichfalls für Schonung Maximilians bei dem nordamerikanischen Gesandten, dem General Dix, verwendet

und dieser in Folge dessen an den Staatssectretair Seward nachstehendes Telegramm erlassen:

„Mr. Seward!

„Auf besonderes Ersuchen des Kaisers benutze ich den Telegraphen, um seinen ernsten Wunsch auszudrücken, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihren ganzen Einfluß aufbieten möge, damit Maximilian von seinen Siegern geschont werde."

Der Minister Seward sandte darauf dem österreichischen Gesandten in Washington, Freiherrn v. Wydenburgk, unter dem 1. Juli, also nachdem die Kunde von Maximilians Geschick nach Washington gelangt war, eine Note, die folgendermaßen lautete:

„Ich ergreife den ersten gelegenen Augenblick nach meiner Rückkunft aus Boston, um Sie zu benachrichtigen, daß ich gerade vor meiner Abreise von hier, am 21. Juni, auf Weisung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem Präsidenten Juarez von Mexico telegraphisch den Vorschlag Sr. Kaiserlich Königlichen Majestät von Oesterreich mittheilte, nach welchem Sr. Majestät den Prinzen Maximilian in alle seine Besitzrechte als Erzherzog von Oesterreich wieder einsetzen will, sobald der Prinz in Freiheit gesetzt werden und auf immer allen seinen Plänen in Mexico entsagen würde.

„Noch früher, nämlich am 15. Juni, hatte ich in gleicher Weise den Telegraphen benutzt, um den Präsidenten Juarez von den Bitten Ihrer Majestät der Königin von England und des Kaisers der Franzosen, die sie an unsere Regierung für deren gute Dienste zu Gunsten des Prinzen Maximilian richteten, in Kenntniß zu setzen.

„Diese Mittheilung mag vielleicht ihren, wenn auch geringen Werth zur Milderung der Traurigkeit haben, welche die eben aus Mexico eingetroffene Nachricht hervorrufen muß."

Man ersieht aus diesen Documenten, daß die österreichischen Vorschläge dem Präsidenten Mexico's viel zu spät übermittelt wurden; denn sie gingen erst am 21. Juni ab, während das Urtheil an Maximilian bereits am 19ten vollzogen worden war.

Das ist ein beklagenswerthes Unglück und die Regierung der Vereinigten Staaten suchte in der Tagespresse sehr geflissentlich hervorzuheben, daß sie auf das Dringlichste das Gesuch des österreichischen Botschafters in Washington um Schonung des Kaisers Maximilian unterstützt habe; aber die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten beschuldigte trotz Allem Seward geradezu, er habe Juarez gedrängt, sein Begnadigungsrecht nicht zu üben.

Man berief sich darauf, daß das Drängen zum Erschießen des

Kaisers im Systeme der Radicalen liege, denen die Monroedoctrin eines solchen Siegels zu bedürfen schien, damit man, wie ein New-Yorker Blatt sagte, der alten Welt zeige, daß man nicht ungerächt die Freiheit America's angreifen dürfe.

Dem sei jedoch, wie ihm wolle, die grauenvolle That war nun einmal geschehen und es blieb nichts mehr übrig, als für die irdischen Ueberreste des unglücklichen Fürsten Sorge zu tragen.

Um dieser Pflicht nachzukommen, richtete Herr v. Wydenburgk unter dem 8. Juli eine Note an den Minister Seward, welche sich in diesem Bezuge aussprach und die lautete:

„Oakland, 8. Juli 1867.

„Herr Staatssecretair!

„In Folge gewisser Nachrichten, die mir heute zugekommen sind, und um keine Zeit zu verlieren, nahm ich mir vor einigen Stunden die Freiheit, telegraphisch den Wunsch an Sie zu richten, daß Herrn Otterburg in Mexico die Weisung gegeben werde, im Namen der vereinigten Staaten darum zu bitten, daß die Ueberreste des unglücklichen Kaisers Maximilian, falls dies noch nicht geschehen sein sollte, in ein eigenes Grab gelegt und in einen passenden Sarg, womöglich einen metallenen, eingeschlossen werden möchten. Alle Auslagen wird die hiesige Gesandtschaft zurückerstatten.

„In der Hoffnung, daß es möglich sein wird, der tiefen Trauer der kaiserlichen Familie diese kleine Erleichterung zu erwirken, habe ich die Ehre ꝛc. Wydenburgk."

Noch an demselben Tage antwortete Seward vom Staatsdepartement in Washington aus:

„Mein Herr!

„Ihr Telegramm vom heutigen Tage ist mir zu Händen gekommen. Die darin enthaltene Bitte ist vernünftig und die guten Dienste der Regierung zu solchem Zwecke würden in jeder Weise angemessen sein.

„Sie werden jedoch in den öffentlichen Blättern ein noch unbeantwortet gebliebenes Gesuch ähnlicher Natur bemerkt haben, welches bereits von Capitain Roe an den Präsidenten Juarez gerichtet worden ist.

„Ich halte es für zweckmäßig, ehe ich Ihren Vorschlag in Ausführung bringe, einen oder zwei Tage zu warten, um zu erfahren, welche Antwort der Präsident Juarez auf Capitain Roe's Bitte ertheilt habe.

„Sobald ich die bezüglichen Mittheilungen empfange, werde ich über diesen Punct wieder mit Ihnen verhandeln. Ich bin ꝛc.

W. H. Seward."

Aber auch von anderer Seite hatte man sich bemüht, die Auslieferung des kaiserlichen Leichnams zu erwirken; namentlich hatte dies der preußische Gesandte in Mexico, Baron Magnus, gethan.

Er hatte dem Kaiser das Versprechen gegeben, für den Fall, daß sein Tod unwiderruflich beschlossen sei, von San Luis Potosi, wohin er sich begeben hatte, um dort für die Rettung des Kaisers zu wirken, ungesäumt nach Queretaro zurückzukehren.

Er begab sich auch schleunigst dorthin, leistete dem Kaiser in seinen letzten Stunden Beistand und war, auf den besonderen Wunsch desselben, bei seiner Erschießung am 19. Juni zugegen.

Der Kaiser hatte am Abende vor seinem Tode den General Escobedo schriftlich ersucht, dem Herren v. Magnus seine Leiche auszuliefern, um für deren Transport nach Europa Sorge tragen zu können.

Als der General indessen die Erfüllung dieses Wunsches verweigerte, kehrte Baron Magnus sofort nach San Luis zurück, um hier für diesen Zweck bei der republikanischen Regierung thätig zu sein.

Hier warf ihn ein Fieber, die Folge der erlittenen Gemüthserschütterung und der Anstrengungen der ungewohnten, schwierigen Reisen, welche Tag und Nacht ohne Unterbrechung gemacht werden mußten, auf's Krankenbett.

Ein geschickter deutscher Arzt behandelte ihn, er genoß einer, den Umständen nach, sorgfältigen Pflege und kehrte dann, als er vollkommen genesen, nach der Hauptstadt zurück.

Die Auslieferung des kaiserlichen Leichnams konnte er jedoch auch jetzt nicht erlangen.

Inzwischen war die traurige Nachricht nach Wien gelangt und es wurde sogleich beschlossen, die irdischen Ueberreste Maximilian's nach Europa hinüberführen zu lassen.

Zu diesem Zwecke gab der Kaiser Franz Joseph Befehl, die Fregatte Novara in Stand zu setzen und beauftragte den Sieger von Lissa, den Viceadmiral Tegethoff, sich nach Veracruz zu begeben, und dort den Körper des Kaisers in Empfang zu nehmen.

In Folge der erhaltenen Befehle begab sich der Viceadmiral zuerst nach New-Orleans, woselbst er längere Zeit verweilte, Empfehlungsschreiben von Seward an den Präsidenten Juarez erhielt, in denen das Gesuch um Auslieferung der Leiche Maximilians befürwortet war und segelte am 22. August nach Merico ab.

Der Minister Seward hatte in dieser Angelegenheit auch an den interimistischen Geschäftsträger der Vereinigten Staaten, Marcus Otterburg, Depeschen abgeschickt, sein Bestes zu thun, um die Auslieferung des

Leichnams an das österreichische Geschwader zu veranlassen und der neue nach Mexico reisende nordamerikanische Gesandte, Mr. Ploms, nahm ähnliche Instructionen mit. Trotz alledem waren die Hoffnungen, welche man hegte, sehr gering.

Der Leichnam, über dessen Zustand die Meinungen höchst widerspruchsvoll sind, befand sich damals noch immer in der Kirche von Queretaro, in einem Sarge mit einem Schieber, so daß man, wenn das nothwendig war, das Gesicht sehen konnte.

Am 26. August kam der Viceadmiral Tegethoff im Hafen von Veracruz an und es begannen die Unterhandlungen sofort.

Indessen zogen sich die Verhandlungen doch bedeutend in die Länge; denn die mexicanischen Behörden weigerten sich geraume Zeit hindurch, die Leiche auszuliefern und noch am 20. September hatte es den Anschein, als würde das ganze Unternehmen erfolglos sein.

Am 25. September endlich traf die Leiche Maximilian's aus Queretaro in Veracruz ein und es wurde wahrscheinlich, daß dieselbe, trotz aller Schwierigkeiten, die man dem Viceadmiral Tegethoff immer noch entgegenstellte, ihm zuletzt dennoch ausgeliefert werden würde.

Am 21. November erhielt man in Wien endlich eine, an den Reichskanzler v. Beust gerichtete Depesche aus Rio Frio, die vom 13. desselben Monats datirt war und in welcher Tegethoff meldete, daß er Tages zuvor mit der Leiche abgereist sei und daß der Prinz Salm, dessen Gemahlin und alle Anderen frei seien.

Der Prinz Salm war nämlich ursprünglich zum Tode verurtheilt; diese Strafe wurde hierauf in siebenjährige Gefängnißstrafe umgewandelt und endlich ward er und seine Mitgefangenen von Juarez völlig begnadigt.

Unter dem 3. December ward ein zweites Telegramm des Viceadmirals Tegethoff in der Wiener amtlichen Zeitung veröffentlicht, welches meldete, daß die Fregatte Novara, mit dem Leichname des Kaisers Maxilian an Bord, in Havanah eingetroffen sei und seit dem 12. December erwartet man täglich die Ankunft dieses Schiffes in Gibraltar.

Indessen erhielt man in Wien auch von anderen Seiten detaillirtere Nachrichten über die letzten Lebensereignisse Maximilians.

So kam der frühere Gesandtschaftsattaché in Mexico, Dr. Schmit, Ritter von Tavera, nach Wien, und wurde bald nach seiner Ankunft zum Kaiser befohlen.

Es war ihm gelungen, unter siebentägigen Mühsalen und Gefahren, Veracruz zu erreichen und sich auf einem englischen Schiffe einzuschiffen. Er brachte die Kleidungsstücke mit, welche Kaiser Maximilian bei seiner Hinrichtung trug.

Nach einer langen Audienz bei dem Kaiser Franz Joseph, welchem er den eingehendsten Bericht abstattete, erhielt er den Auftrag, sich nach Possenhofen zur Erzherzogin Sophie zu begeben, an die er ein Schreiben des Beichtvaters des Kaisers Maximilian überbrachte, geschrieben, nachdem der Kaiser sich zum letzten Gange vorbereitet hatte.

Fast um dieselbe Zeit wurde auch das von Maximilian in Miramare angelegte Archiv, das reiche Schätze enthält, dem Kaiserlichen Oberhofmarschallamte übergeben und vom Grafen Kuefstein übernommen. Unter Anderem soll dieses Archiv, nebst den auf die mexicanische Expedition Bezug nehmenden Documenten, auch die Abschriften der gesammten zwischen dem Kaiser Maximilian und Napoleon III. geführten Correspondenz enthalten.

Ungefähr am 9. September kehrte der Baron Lago, der frühere Vertreter Oesterreichs in Mexico, der über Tampico gereist war, nach Wien zurück und wurde sofort vom Kaiser empfangen. Natürlich theilte er dem Kaiser gleichfalls eine Reihe von Details über die mexicanischen Ereignisse mit.

Auch Eloin, der Secretair des verstorbenen Kaisers Maximilian, welcher sich noch am 28. August im Gefängnisse befand und sich deshalb an den Viceadmiral Tegethoff gewendet hatte, damit dieser bei der mexicanischen Regierung für ihn reklamire, wurde von Juarez begnadigt und in Freiheit gesetzt. Er trat am 20. November die Rückfahrt nach Europa an.

Endlich ist auch der preußische Gesandte, Herr Baron v. Magnus, nach seiner völligen Wiederherstellung, auf dem Rückwege nach Berlin, woselbst er eine Zeit lang bei seiner Familie zu verweilen gedenkt. Ob er überhaupt wieder nach Mexico zurückkehren wird, ist fraglich, und zwar um so mehr, wenn es wahr sein sollte, daß Juarez, wie es heißt, in seiner Wohnung eine Haussuchung nach wichtigen Documenten habe anstellen lassen, die aber fruchtlos gewesen sei. In Begleitung des Herrn v. Magnus befanden sich der Prinz Salm und seine Gemahlin.

Was ist natürlicher, als hier zugleich auch der unglücklichen Gattin des kaiserlichen Märtyrers zu gedenken und der weiteren Entwickelung ihres Geschickes nachzuforschen?

Unsere Leser werden sich aus einem früheren Kapitel erinnern, daß sie unter Obhut ihrer Schwägerin von Miramare nach dem belgischen Schlosse Trevueren gebracht worden.

Die Nachrichten über das Befinden der Kaiserin Charlotte lauten günstig. Der krankhafte Zustand hat sich in geistiger Beziehung gebessert. Sie hat jetzt höchst selten einen Anfall von Geistesverwirrung, nimmt

regelmäßig ihre Nahrung zu sich und beschäftigt sich sehr viel mit Schreiben und Lectüre.

Aber freilich hat in jüngster Zeit ihr körperlicher Zustand sehr viel gelitten, doch hegt man die Hoffnung, auch dieses Uebel zu bewältigen und mit der Zeit eine vollständige Genesung der Kaiserin zu bewerkstelligen. Der Doctor Bultens findet seine Anwesenheit nicht weiter nothwendig und ist demgemäß auf seinen Posten nach Ghelt zurückgekehrt.

Allein auch in anderer Beziehung haben sich die persönlichen Verhältnisse der Kaiserin zu ihren Gunsten verändert.

Es existiren bekanntlich zwei Testamente des verstorbenen Kaisers Maximilian; das eine derselben wurde in Mexico verfaßt, als der Kaiser glaubte, daß die Kaiserin ihn möglicher Weise überleben könne und das Reich allein zu verwalten haben würde. Das andere schrieb Maximilian nieder, als er seine Gattin todt glaubte.

In Folge dieses zwiefachen Testaments waren zwischen dem wiener und brüsseler Hofe Irrungen entstanden, deren Beseitigung wünschenswerth war.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, ersuchte der König der Belgier den ehemaligen Justizminister Tesch, sich nach Wien zu begeben und die auf die Nachlassenschaft Maximilians bezughabenden Fragen zu ordnen.

Der Justizminister Tesch entsprach diesem Verlangen des Königs und traf am 10. September in Wien ein. Nachdem er hier etwas über zwei Monate in dieser Angelegenheit gearbeitet hatte, sandte er dem Könige den Entwurf eines Abkommens in der Nachlassenschaftssache ein, welchen der König genehmigte, und durch welchen die bisherigen Differenzen in dieser Frage beseitigt wurden.

Kurze Zeit darauf, am 30. November, kehrte der Staatsminister Tesch von Wien nach Brüssel zurück und brachte einen Vertrag mit, durch welchen der Nachlaß des Kaisers Maximilian zur Zufriedenheit der beiden an demselben betheiligten Familien geregelt wurde.

Diesem Abkommen zufolge wird die Kaiserin Charlotte als Universalerbin ihres Gemahls anerkannt und behält, außer dem persönlichen Nachlasse Maximilians den Besitz des Schlosses Miramare und der Insel Lacroma.

Zugleich giebt ihr aber der Wiener Hof auch das Witthum zurück, auf welches sie verzichtet hatte, als Maximilian die Krone von Mexico annahm.

Um aber das Bild zu vollenden und den Figuren desselben das richtige Licht zu verleihen, darf man den kaiserlichen Bruder des unglücklichen Maximilian nicht unbeachtet lassen, sondern muß der Ereignisse in Kürze gedenken, die sich während seines Aufenthaltes in Paris zutrugen.

Bereits als Napoleon III. dem Kaiser Franz Joseph seinen vielbesprochenen Besuch in Salzburg abstattete, lud er den österreichischen Kaiser nach Paris ein und dieser sagte zu.

Die traurigen Familienereignisse jedoch, welche Schlag auf Schlag das kaiserliche Haus trafen, bewirkten, daß dieser Besuch von einer Zeit zur andern hinausgeschoben wurde, bis die Abreise endlich auf den 21. October bestimmt festgesetzt wurde.

Am Tage vorher wohnte der Kaiser noch der feierlichen Enthüllung des Schwarzenberg-Monuments bei und fuhr dann am 21. in Begleitung der Erzherzöge Ludwig Victor und Karl Ludwig und des Reichskanzlers Freiherrn v. Beust, Vormittags um 10 Uhr nach Paris ab, nachdem er noch vor der Reise viertausend Gulden den Armen Wiens gespendet hatte. Der Kaiser und das gesammte Gefolge waren in Civilkleidern.

Als der Kaiser Morgens um sieben Uhr am 22. October auf den Bahnhof von Dos, unweit von Baden-Baden, ankam, fand er dort den Großherzog von Baden vor, welcher ihn empfing.

Wenige Minuten nach dem Eintreffen des kaiserlichen Zuges erschien König Wilhelm I. von Preußen, der zur Begrüßung des Kaisers zu Wagen, in Begleitung eines Adjutanten, von Baden nach Dos gekommen war.

Diese Zusammenkunft war ein Werk der englischen Diplomatie, die, auf Veranlassung der Königin Victoria, den Kaiser von Oesterreich zu dieser Begegnung vermochte.

Nachdem man Englischerseits der Sache sicher war, erfolgte am 20. erst durch den Grafen Bismarck in einer an den Freiherrn v. Beust gerichteten Depesche die Einladung, welche angenommen wurde.

Die Begegnung der beiden Monarchen war von beiden Seiten die freundlichste und herzlichste und nach einem Aufenthalte von etwa zehn Minuten, setzte Franz Joseph, nach eingenommenem Frühstücke seine Reise weiter fort.

Am 23. October, Nachmittags um drei Uhr, traf der Kaiser von Oesterreich in Paris auf dem straßburger Bahnhofe ein, nachdem auf der letzten Station vorher die Civilkleidung mit der Uniform vertauscht worden war. Napoleon erwartete ihn im Bahnhofsgebäude.

Die kaiserlichen Wagen, welchen eine Eskorte von Carabiniers folgte, fuhren geradesweges nach dem Palais de l'Elisée.

Am 25. October war große Revue in Longchamps. Der Kaiser Napoleon und der Kaiser von Oesterreich trafen mit den beiden Erzherzögen in derselben Equipage um ein Viertel auf drei Uhr in Longchamps ein und stiegen mit ihrer Suite sofort zu Pferde, um die dort versammelten Truppen Revue passiren zu lassen.

Im Gefolge des Kaisers befand sich auch der Prinz Napoleon.

Die Kaiserin, sowie die Königin von Holland und der Kaiserliche Prinz, hatten auf einer Tribune Platz genommen, auf welcher sich auch unter Anderen Fürst Metternich, Graf Golz und die übrigen Botschafter befanden.

Eine ungeheure Menschenmenge wohnte dem militairischen Schauspiele bei.

Die Truppen empfingen die beiden Monarchen mit lautem und lebhaftem Zurufe.

Um vier Uhr war die Revue beendet, von der die beiden Kaiser, nebst den Erzherzögen, in demselben Wagen nach Paris zurückkehrten.

Der Kaiser Napoleon und die Kaiserin begaben sich alsdann geradeswegs nach Saint Cloud.

Den Culminationspunkt in der Anwesenheit des österreichischen Kaisers bildete aber das Fest, welches die Stadt dem kaiserlichen Gaste gab, weil es die einzige Gelegenheit war, bei welcher Franz Joseph öffentlich sprach.

Der Platz vor dem Stadthause war tageshell, das Stadthaus und die gegenüberliegenden Gebäude, sowie die Theatre lyrique und Chatelet, waren auf das geschmackvollste erleuchtet.

Das Fest selbst war äußerst glänzend und es wohnten demselben die Kaiser von Frankreich und Oesterreich, die Kaiserin Eugenie, die Erzherzöge Ludwig Victor und Carl Ludwig, die Königin von Holland, König Ludwig I. von Baiern, der Prinz und die Prinzessin Napoleon und die Gesandten der Mächte bei.

Der Kaiser Napoleon brachte bei dem Banquet folgenden Toast aus.

„Ich trinke auf das Wohl des Kaisers von Oesterreich und der Kaiserin Elisabeth, deren Abwesenheit wir lebhaft bedauern.

„Ich bitte Ew. Majestät diesen Trinkspruch als den Ausdruck unserer großen Sympathien für Ihre Familie, Ihre Person, und Ihr Land genehmigen zu wollen."

Diese Rede wurde allseitig mit den wärmsten Beifallsbezeugungen aufgenommen; die Musik stimmte wiederholt die österreichische Nationalhymne an.

Der Kaiser von Oesterreich antwortete mit lauter Stimme:

„Sire, ich bin durch den Trinkspruch, welchen Eure Majestät auf mich ausgebracht, auf das Angenehmste berührt.

„Als ich vor wenigen Tagen die Grabstätte meiner Vorfahren besuchte, habe ich einen Wunsch nicht unterdrücken können.

„Könnten wir nicht, habe ich mir gesagt, alle Mißhelligkeiten, welche

zwei Länder, die berufen sind, auf dem Wege des Fortschritts und der Civilisation miteinander zugehen, bisher getrennt haben, in diese Gruft, die der Bewachung einer so hochherzigen Nation anvertraut ist, für immer versenken?

„Sollten wir durch unsere Vereinigung nicht ein neues Pfand für die Erhaltung dieses Friedens, ohne welchen ein Gedeihen der Nationen nicht möglich ist, bieten können?

„Ich danke der Stadt Paris für die Aufnahme, welche sie mir bereitet hat; denn in unseren Tagen haben Freundschaft und gutes Vernehmen zwischen den Souverainen einen doppelten Werth, wenn sie sich auf die Sympathien und den inneren Trieb der Völker stützen.

„Ich trinke auf das Wohl des Kaisers, der Kaiserin, des kaiserlichen Prinzen Frankreichs und der Stadt Paris."

Diese Worte wurden mit allgemeinem und anhaltendem Beifalle aufgenommen und einige Male von „Bravo" unterbrochen.

Man war jedoch im ersten Augenblicke über eine derartige Rede des Kaisers Franz Joseph frappirt; denn man hatte nur eine ganz kurze Entgegnung erwartet und war auf eine politische Ausführung nicht vorbereitet.

Die Zahl der bei dem Feste Anwesenden berechnete man auf mehr als vierhundert. Außer den höchsten Herrschaften waren die Cardinäle, Minister, Geheimrathsmitglieder, Marschälle, Großwürdenträger und verschiedene hier weilende vornehme Ausländer, namentlich Oesterreicher und Ungarn geladen worden. Die Mitglieder des Stadtraths, die Bürgermeister und Beigeordneten waren mit ihren Gemahlinnen gleichfalls anwesend.

Außerdem besuchte der Kaiser von Oesterreich die Ausstellung, auf welcher er mit der Kaiserin Eugenie zusammen traf und von der österreichischen Commission empfangen wurde.

Er wohnte auch dem Wettrennen von Vincennes bei, wo ihm der Prinz von der Moskwa, Edgar Ney, die Bouquetière des Jockey-Clubs, Isabella, vorstellte, welche dem Kaiser eine Gardenja anbot, die derselbe aus Artigkeit gegen die französische Gastfreundschaft ins Knopfloch steckte.

Als Franz Joseph in Gesellschaft des französischen Hofes St. Cloud, Versailles rc. besuchte, wurde in Trianon gefrühstückt und zwar seltsam genug, in dem Gemache, in welchem sich die Sammlung derjenigen Gegenstände befindet, die der unglücklichen Marie Antoinette angehört haben.

Am 3. November endlich fuhr Franz Joseph nach Compiegne, wohin

sich die französische Kaiserfamilie Tages zuvor begeben hatte, und verließ dasselbe am darauf folgenden Tage, um über Straßburg nach Wien zurückzukehren.

So haben wir denn den Geschicken der Todten und Lebenden im Hause Habsburg, soweit es möglich war, Rechnung getragen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein unerwarteter Ausgang.

Wir wenden uns, nach dieser kurzen Unterbrechung, wieder zu Victor Constant zurück, der so schnell als möglich, nach seiner so sonderbar extemporirten Vermählung mit Natalie v. Hohenhorst, in seine Wohnung zurückeilte.

Als er nach Hause kam, warf er hastig seinen Hut auf den Tisch und ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Seine Gedanken beschäftigten sich vor Allem mit der Anwesenheit des Zwerges aus dem Keller, und er legte sich hauptsächlich die Frage vor, wie dieses Wesen in die Gesellschaft gekommen sei, in welcher er es vorfand, und warum und von wem es zum Trauzeugen bei seiner Vermählung gewählt worden sei?

Wußte Schlabach von seinen Verhandlungen mit Jellinec, alias Fierrabras, und war er die Veranlassung zur Anwesenheit des Zwerges, um auf diese Weise eine Andeutung zu geben, daß er, Schlabach, sehr wohl von den Absichten Victors unterrichtet sei? Oder war es nur ein außerordentlicher Zufall, daß dieser niedrige Bursche Theilnehmer einer so feinen Gesellschaft war? Aber nein, Zufall konnte es nicht sein, es mußte eine Absicht dabei zu Grunde liegen, obwohl er nicht zu errathen vermochte, welche.

Er beschloß endlich den lästigen Gedanken abzuschütteln und sich den Kopf über dies Ereigniß nicht weiter zu zerbrechen.

„Ah bah!“ rief er mit erzwungener Lustigkeit aus, „was kümmert's mich, ob dies Ungeheuer bei dieser Theaterheirath gegenwärtig war, und in welcher Absicht das geschah! Das Beste habe ich in jedem Bezuge fort und alles Andere ist mir vollkommen gleichgültig.

„Ich habe Geld und bin überdies, Gott sei Dank, vollkommen frei.

Je weiter ich mich entferne, um so größer wird die Zufriedenheit meiner vornehmen Frau Gemahlin sein, und je weniger ich mich um sie bekümmere, um so lieber wird sie es haben. Will ich mich also für das ganz anständige Abstandssümmchen recht dankbar bezeigen, so muß ich mich so weit wegbegeben, daß gar keine Möglichkeit vorhanden ist; mit ihr wieder zusammenzutreffen; also nach Amerika etwa. — Ja, das ist auch aus anderen Ursachen unstreitig das Klügste. Der Teufel kann wissen, wie der Priester mit dem verdammten Zwerge zusammenhängt und was dieser dem Schwarzrock gebeichtet hat. Die Priester haben lange Arme, mit ihnen ist nicht gut Kirschen essen und es ist am Besten, ihnen möglichst weit aus dem Wege zu gehen.

„Wahrhaftig," fuhr er nach einer Pause fort, „wenn es irgend möglich wäre, so würde ich die heutige Expedition rückgängig machen, alle Vorbereitungen zur Reise über den Ocean treffen, dann erst mich meiner reizenden Beute bemächtigen und mit ihr in der neuen Welt ein neues Leben anfangen, oder vielmehr das alte fortsetzen. Aber das ist nun zu spät und ich muß die Dinge nehmen, wie sie eben liegen. Und was thut's auch! Die Mittel, meine Pläne auf jeden Fall durchzuführen, hab' ich ja, also frisch darauf los und den Spieß umgekehrt! Erst das Mädchen erbeutet und unmittelbar vom Kampfplatze hinüber nach England, und von dort nach New-York! Das ist das Gerathenste!"

Die Thür öffnete sich und das Dienstmädchen Annette erschien, um zu melden, daß der bestellte Wagen vor dem Hause halte, und sich dann zu entfernen.

„Das ist ein gutes Zeichen," rief Victor mit überreizter Lustigkeit aus, „also rasch vorwärts!"

Er nahm die erhaltenen zweitausend Napoleon und warf sie in die Cassette; dann steckte er die beiden geladenen Pistolen ein, nahm die Cassette unter den Arm, stimmte das „partant pour la Syrie" an, setzte den Hut auf, begab sich die Treppe hinunter und stieg lachend und scherzend in den Wagen.

Der Kutscher, der bereits benachrichtigt war, wohin er zu fahren hatte, trieb die Pferde an und der Wagen flog schnell dem bestimmten Ziele entgegen.

Während Victor Constant so dem Schauplatz seiner Heldenthaten entgegen eilte, hatten sich auch Martha und Aurelie ihrerseits nach Chateau Roses zu ihrer Freundin, der Baronin Lavallière begeben, um den Tag daselbst zuzubringen.

Herr v. Armand hatte seiner Gattin gesagt, daß er glaube eine Spur gefunden zu haben, vermittelst deren es ihm gelingen könnte, den Aufent-

halt seiner Mutter zu erforschen, und daß er daher sie nicht gleich auf ihrer Landpartie begleiten könne. Er fügte jedoch hinzu, daß er später nachkommen und sie jedenfalls zur Nachhausefahrt abholen wolle.

So fuhren denn Aurelie und Martha fröhlich davon und wurden von Frau v. Lavallière auf das Freundlichste aufgenommen.

Chateau Roses lag in einer reizenden Gegend. Sanfte Hügel begrenzten die Landschaft, durch welche die Seine in stolzen Wogen dahinströmte. Unweit des Schlosses begann ein Wald, meistens Eichen und Buchen, der im schönsten Herbstschmucke prangte und zu Spaziergängen einlud. Es lohnte sich der Mühe, solche Spaziergänge zu machen; denn in dem Walde gab es eine Menge von reizenden Plätzen mit herrlichen Fernsichten. Bald hatte man den Blick auf die prächtig dahinwogende Seine, bald sah man in der Entfernung eine Reihe von Hügeln, auf deren sanfter Wölbung Vieh in anmuthigen Gruppen weidete oder gelagert war, und bald durchschritt man wieder hohe Baumgänge, deren Kronen sich ineinander verflochten.

Diesen Wald hatten Jellinec und Wratislav, wenn es sich, wie sie hofften, so fügen sollte, daß Martha und Aurelie einen Spaziergang in denselben machten, zum Schauplatz ihrer Thaten auserkoren, und hatten sich daher frühzeitig dahin aufgemacht.

Sie lagerten sich, in der Erwartung, daß Victor Constant sich zur rechten Zeit bei ihnen einfinden werde, an einer Stelle des Waldes, welche mit dichtem Gebüsche besetzt war und diese den Augen etwa Vorübergehender vollständig verbarg.

„Ob wir nur unseren Zweck erreichen werden?“ fing Jellinec an.

„Ich denke wohl,“ entgegnete Wratislav, „das Dienstmädchen, mit dem ich nicht umsonst eine Liebesgeschichte angefangen habe, hat mir Alles, was sie wußte, ausgeplaudert und ich habe sie gestern Abend nochmals über den Gegenstand zum Sprechen zu bringen verstanden.“

„Und was sagte sie Dir?“

„Nun Hauptmann, was ich Euch schon mitgetheilt habe, daß die Frauen des Morgens allein hinausfahren und Herr v. Armand sie zur Rückfahrt abholen würde, daß sie schon einmal mit Frau v. Armand hier gewesen, und daß deren Lieblingsplätzchen, wohin sie auch damals ging, die Bank im Walde sei, welche ich Euch bei unserer Ankunft hier zeigte, und von welcher man einen so schönen Blick über den Fluß hinweg auf die Hügelkette in der Ferne hat.“

„Ich habe mir den Ort genau angesehen, wir können uns von hier aus mit Leichtigkeit unbemerkt hinschleichen und sie überfallen,“ sagte Jellinec. „Wenn nur Herr Victor Constant zur rechten Zeit da ist.“

„Er wird nicht fehlen, glaubt mir," entgegnete Wratislav. „Aber Hauptmann, wollt Ihr ihm wirklich die Martha überlassen und Euch mit der Frau v. Armand begnügen?"

„Ich denke nicht daran," antwortete Jellinec. „Du und ich, wir schleppen die Weiber, jeder von uns eines, von dem Hügel fort, dahin, wo Herrn Constant's Wagen steht, werfen uns mit denselben in die Kutsche und fahren, was die Pferde laufen können, nach Paris zurück. Der Narr mag zusehen, wie er nachkömmt. Dabei setze ich voraus, daß meine übrigen Befehle genau befolgt worden sind."

„Pünktlich, Hauptmann," erwiderte Wratislav. „Nachdem ich Herrn Victors Wohnung ausgespäht hatte, benutzte ich die Zeit, in welcher Herr Victor Constant nicht in seiner Wohnung war, und begab mich zu seiner Wirthin, einer Wittwe Hauchecorne. Ich ließ mich melden und sagte ihr, als ich vorgelassen worden war, ich sei ein Juwelier, bei welchem Herr Constant auf Credit mehrere kostbare Ringe gekauft habe und hätte nun zu meinen Schrecken erfahren, daß derselbe Paris heimlich verlassen wolle.

„Das Dienstmädchen, welches im Zimmer war, hörte dies kaum, als sie auch ausrief, ach Madam, darum soll ich auch zum Fuhrherrn Delacroix gehen und einen Wagen bestellen."

„Unter dem Vorwande, mich nach obrigkeitlicher Hülfe umzusehen, verließ ich nun schleunigst die Wittwe und suchte Hageck auf, der schon in der Nähe lauerte. Ich unterrichtete ihn, was er zu thun hätte. Er stellte sich an den Thorweg des Fuhrgeschäfts und paßte auf, bis das Dienstmädchen mit dem Briefe des Herrn Constant kam. Diese, die ihn für einen, der in Delacroix Diensten stehenden Kutscher hielt, fragte ihn, ob sein Herr zu Hause sei? Er verneinte das und erbot sich die Bestellung auszurichten, worauf das Mädchen ihm den Brief übergab und fortging. Ich hatte vom gegenüberliegenden Trottoir aus die ganze Verhandlung mit angesehen und kam nun zu Hageck hinüber. Wir machten den Brief auf und fanden, daß er die Bestellung eines Wagens nach Chateau Roses enthielt, wie ich vorher gesehen hatte. Darauf ging Hageck, um Pferde und Wagen zu holen und wird demnächst Herrn Constant hierher bringen. Ich aber machte mich auf die Füße, um zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein."

„Das ist Alles ganz gut," sagte Jellinec, „aber woher hat denn der Teufelskerl in so kurzer Zeit Pferd und Wagen bekommen?"

Wratislav lachte.

„Sein Fürst," sagte er, „hat mehr als eine Equipage zu seiner Disposition und hält sich zwei Kutscher, von denen der eine, in altrussischem, der andere, Hageck, in modernem Anzuge, im Dienste wechseln. Heute

ist er zu einem großem Galladiner geladen und macht daher seine Auffahrt in vollem Staate. Daher ist Hageck heute dienstfrei und konnte für unseren Zweck eine der gewöhnlichen Equipagen benutzen. So machte sich Alles gleichsam von selbst."

„Das ist ein großes Glück," sagte Jellinec, „und nun höre. Du wirst jetzt Hageck unterrichten, daß er, sobald wir mit den Frauen im Wagen sind, auf das Geschwindeste fortfährt, aber einen solchen Umweg nimmt, daß wir etwas spät nach Paris zurückkommen. Dann muß er uns gleich nach dem Keller des Dromedars fahren; denn dort müssen wir die Weiber vorläufig unterbringen, bis wir besser über sie disponiren können. Hast Du mich begriffen?"

„Vollkommen, Hauptmann," entgegnete Wratislav, „laßt mich nur sorgen. Aber Ihr wißt, Herr Constant kennt unsere Höhle und wird uns unstreitig dort aufsuchen, um nach den Frauen zu fragen. Ihr wißt, er hat Geld, und wißt auch, das Dromedar liebt Geld. Wenn der Zwerg nun den Verräther spielt?"

„Darüber sei ruhig," entgegnete der Hauptmann. „Was das Dromedar anbetrifft, da weiß ich Rath. Der soll so zahm werden, daß er nicht zu muxen wagt und so verschwiegen sein, wie das Grab. Ich habe das sichere Mittel dazu."

„Nun, dann können wir ja den Plan mit der größten Ruhe und Sicherheit ausführen," meinte Wratislav, „und ich freue mich so recht von ganzem Herzen, wenn ich daran denke, daß wir uns an beiden Weibsbildern werden rächen können."

„Sie sollen das Tageslicht nicht wieder sehen," sagte Jellinec. „Wenigstens," setzte er höhnisch hinzu, „nicht als das, was sie jetzt sind!"

„Horch," fiel Wratislav dem Sprechenden in die Rede, „ist mir's doch, als hörte ich entfernte Schritte."

„Still," flüsterte Jellinec, „Du weißt, man darf nicht merken, daß wir hier sind."

Die Schritte näherten sich und hörten dann plötzlich auf.

„Er ist stehen geblieben," flüsterte Wratislav. Jellinec nickte mit dem Kopfe.

Nach einer Pause ward dreimal in die Hände geklascht und eine Stimme rief mäßig laut: „Waldlerche."

„Aha," sagte Jellinec, „Herr Constant! Er richtete sich auf und trat mit Wratislav aus seinem Verstecke hervor.

„Hier sind wir, Herr Constant," sagte er. „Wo steht der Wagen?"

„Gleich rechts vom Hügel, den Sie mir beschrieben haben, Capitain Fierrabras," erwiderte Constant. „Er ist bequem, und prächtig bespannt."

„Suche ihn auf, Wratislav,“ sagte Jellinec, „damit hinterher keine Weitläufigkeiten und Irrthümer entstehen. Instruire auch den Kutscher gehörig.“

Wratislav entfernte sich und Constant blieb mit Jellinec allein. Der Letztere schien eine Zeit lang tief in Gedanken versunken zu sein; plötzlich fragte er:

„Wenn die Frauen nun in Ihrer Gewalt sind, Herr Constant, was denken Sie dann zu thun?“

„Nun,“ antwortete Victor, „wie ich Ihnen gesagt habe, wir bringen sie zuerst nach Boisrenard und dort halte ich sie eine ganz kurze Zeit verborgen, wohlverstanden Martha. Was aus der Frau v. Armand werden soll, überlasse ich Ihnen vollständig. Finden Sie es angemessen, sie gleichfalls nach Boisrenard zu schaffen, so hab' ich nichts dagegen, halten Sie es für überflüssig, sich ihrer zu bemächtigen, so ist es mir auch recht; denn es ist mir ganz gleichgültig, was aus ihr wird.“

„Sie laufen zu lassen,“ sagte Jellinec, „wäre gefährlich; denn sie könnte leicht Hülfe herbeiholen und die ganze Unternehmung vereiteln. Sie auf irgend eine andere Weise über die Seite zu bringen, geht auch nicht gut an; denn das würde Veranlassung zu Nachforschungen geben. Doch hängt Alles davon ab, was Sie für weitere Pläne mit Martha haben; das wird die Richtschnur für unser Benehmen gegen die Frau v. Armand sein müssen. Gedenken Sie mit Martha nach Paris zurückzukehren?“

„Daß ich ein Thor wäre!“ rief Victor lachend aus. „Mein Entschluß ist gefaßt und ich habe meine Maaßregeln auch schon darnach getroffen.“

„Nun?“ fragte Jellinec gespannt.

„Mein baares Geld,“ entgegnete Victor, „habe ich bei mir; nach einem ganz kurzen Aufenthalt in Boisrenard geh' ich über Calais nach Dover und von dort nach Amerika mit meinem Schätzchen. Paris sieht mich nicht wieder. Wollen Sie mich begleiten, soll mir's recht sein.“

„Hm,“ sagte Jellinec nachdenklich, „darüber ließe sich später ein Wort sprechen. Wenn wir aber bei unserem Unternehmen gestört und überfallen werden sollten, was dann?“

„Oh!“ erwiderte Victor, „auf den Fall hab' ich mich versehen.“

Bei diesen Worten zog er seine Pistolen hervor. Jellinec nahm eine derselben in die Hand, betrachtete sie und sagte:

„Sie sind sehr schön gearbeitet.“

„Ja,“ entgegnete Victor, „und sie schießen vortrefflich.“

„Das glaub' ich,“ sagte Jellinec und unterbrach sich plötzlich, indem

er ausrief: „Halt, was kommt dort!“ und nach der Gegend hinzeigte, welcher Victor den Rücken kehrte.

Victor wendete den Kopf rückwärts. Mit Blitzesschnelle hatte Jellinec einen langen Dolch hervorgeholt und stieß ihn in Victor's Brust, der mit einem lauten Aufschrei besinnungslos zu Boden stürzte.

In demselben Augenblicke kam auch Wratislav herbei und sagte: „Sie sind da Hauptmann.“ Als er Victor bewußtlos und aus einer Brustwundc stark blutend am Boden liegen sah, fügte er in verwundertem Tone hinzu:

„Was hat's denn hier gegeben?“

„Nichts besonderes,“ erwiderte Jellinec kaltblütig; „ich habe nur unser Unternehmen leichter und sicherer gemacht. Nimm die Pistole da von der Erde auf und laß uns nach dem Hügel gehen, wo die Frauen sind.“

„Und was wird aus dem Verwundeten?“

„Den hab' ich, wie ich glaube, so gut getroffen, daß er todt und nicht bloß verwundet ist. Laß ihn liegen, man wird ihn zeitig genug finden!“

Bei diesen Worten wendete sich Jellinec von dem vor ihm liegenden Victor ab und winkte Wratislav, ihm zu folgen.

Beide schlichen nun äußerst vorsichtig durch das Buschwerk, bis sie, nach einem ziemlich langen Wege, am Fuße des Hügels standen, auf welchem sich die Bank befand, die Aurelien's Lieblingsplatz war und auf der sie jetzt mit Martha in heiterem Gespräche saß.

„Du ergreifst Frau v. Armand,“ flüsterte Jellinec unhörbar, „und ich nehme Martha.“

Wratislav nickte schweigend und Beide schlichen sich den Hügel hinauf. Bald befanden sie sich in der Nähe der Sprechenden und konnten sie belauschen.

„Herr v. Armand bleibt sehr lange aus,“ sagte Martha, „und ich werde beinah ängstlich. Es wird ihm doch kein Unfall begegnet sein?“

„Ich glaube nicht,“ entgegnete Aurelie ruhig, „er wird nur durch seine Nachforschungen nach meiner Mutter länger aufgehalten worden sein, als er vermuthen konnte und das wird der einzige Grund seiner Abwesenheit sein.“

„Möglich,“ sagte Martha, „aber lassen Sie uns in das Schloß zurückkehren; denn es wird spät und nachgerade wäre es, dünkt mich, denn doch Zeit, daß er sein Suchen für heute aufgäbe, und käme, um uns abzuholen.“

„Er schickt uns statt seiner,“ erscholl plötzlich eine Stimme, „und läßt sich entschuldigen.“

Mit diesen Worten sprangen Jellinec und Wratislav vor Martha und Aurelien hin, die tödtlich erschrocken einen lauten Schrei ausstießen.

„Geht nur ruhig mit uns,“ sagte Jellinec und richtete die Mündung seiner Pistole auf Martha. „Hoffentlich wißt Ihr, wer wir sind, und sperrt Euch nicht lange.“

Aurelie und Martha starrten die vor ihnen stehenden mit stummem Entsetzen an; denn sie erkannten auf den ersten Blick Jellinec und Wratislav.

„Der erste Laut, den Ihr von Euch gebt,“ sagte Jellinec, „ist auch Euer letzter. Macht schnell, der Wagen wartet und wir haben keine Zeit zu verlieren. Also fort.“

Er faßte bei diesen Worten Martha beim Arme und zog sie fort, während Wratislav sich Aureliens bemächtigte.

Die beiden Frauen ließen Alles willenlos geschehen. Eines Theils lähmte sie der Schreck dergestalt, daß sie nicht fähig waren, einen Laut hervorzubringen, anderen Theils fühlten sie, daß aller Widerstand unnütz sein würde, da sich keine Hülfe in der Nähe befand.

„Hab' ich Euch endlich wieder, Ihr saubern Vögelchen, die dem Käfige so lange entwischt waren;“ höhnte Jellinec, während sie den Hügel hinabschritten, „diesmal entgeht Ihr Eurem Geschicke nicht. Ueberall giebt's nicht geheime Thüren und doppelte Ausgänge, wie in Starohora, und jetzt wollen wir Euch besser bewachen, als damals, darauf könnt Ihr rechnen! Jetzt aber eilt Euch, daß wir zum Wagen kommen. Vorwärts!“

Bei diesen Worten erfaßte er mit seiner linken Hand Martha's Arm, während er in der Rechten die gespannte Pistole trug und Wratislav folgte seinem Beispiele.

Als sie an den Wagen gekommen waren, rief Jellinec dem Kutscher zu: „Hageck, zum Dromedar! Und schnell!“

„Weiß schon,“ entgegnete dieser und bestieg den Kutschersitz, während Martha, Aurelie, Jellinec und Wratislav sich in den Wagen setzten.

Als Jellinec in die Kutsche steigen wollte, bemerkte er Victors Geldcasse, die auf dem Boden stand, lachte und sagte:

„Aha, da ist ja der Schatz! Er soll mir noch gute Dienste thun.“

Dann ließ er die beiden Frauen einsteigen und nahm hierauf mit Wratislav den Rücksitz ein. Hageck trieb die Pferde an und der Wagen flog mit Windeseile davon.

Während des Fahrens wandte sich Jellinec, der, wie Wratislav, die gespannte Pistole in der Hand hielt, zu den beiden Frauen und sagte:

„Wagt keinen Versuch, Euch zu rühren, oder um Hülfe zum Wagen hinaus zurufen. Ein solches Beginnen würde nur das Signal Eures

Todes sein. Ergebt Euch mit Geduld in Euer unvermeidliches Schicksal, das allein kann vielleicht Euer Loos einigermaßen mildern."

Keine der beiden Frauen gab eine Antwort und man fuhr in ununterbrochenem Schweigen auf das Schnellste weiter. —

Es begann bereits zu dunkeln, als ein Wagen an Chateau Roses vorfuhr. Es war Herr v. Armand, der in Begleitung Harry's v. Rosen ankam, um seine Gattin nach Paris zurückzubringen.

Rosen war mit Armand vor einiger Zeit auf der großen Industrie-Ausstellung zusammengetroffen und hatte sich ungemein gefreut, nach so langer Zwischenzeit seinen alten Freund wiedergefunden zu haben. Er erzählte ihm die seltsamen Geschicke, die ihn seit ihrer Trennung betroffen hatten, und durch welche sonderbare Verkettung von Umständen er nach Paris gekommen sei. Zugleich lud er ihn ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten, um die Bekanntschaft Aurelien's zu machen.

Diese war außerordentlich erfreut, den Sohn des Mannes zu sehen, welcher sie in schlimmen Tagen so gastfreundlich aufgenommen und so väterlich behütet hatte. Sie theilte dies Alles dem jungen Harry v. Rosen mit und lud ihn ein, während ihres Aufenthaltes in Paris ihr Haus recht oft zu besuchen.

Harry v. Rosen gab dieser Einladung mit großem Vergnügen Folge. Aurelie hatte ihm die Erlebnisse Martha's erzählt, ihre aufopfernde Freundschaft mit feurigen Worten geschildert und sie ihm vorgestellt.

Martha machte auf den jungen Mann einen lebhaften Eindruck und dieser war, anfangs ihm selbst unbewußt, die Ursache, aus welcher er seine Besuche bei Armand immer häufiger wiederholte.

Bald glaubte er zu bemerken, daß ihn Martha nicht ungern sähe und seine dargebrachten Huldigungen günstig aufnehme. Er fing an, sie mit Natalie v. Hohenhorst zu vergleichen und glaubte bald zu finden, daß die Vergleichung zum Vortheile Martha's ausfalle, ein Umstand, der seine Neigung zu ihr erhöhte und unmerklich zur Leidenschaft anfachte.

Es ging ihm wie vielen jungen Männern, die in gleicher Lage mit ihm waren. Das weibliche Wesen, zu welchem sie sich zuerst hingezogen fühlen, weil es in ihnen das Bedürfniß nach Liebe, das dunkel in ihm sich regt, zum Bewußtsein bringt, erwiedert die Neigung nicht, welche es erweckt hat, weil der sympathische Reiz fehlt, welchen der Mann auf das Weib seinerseits üben muß, um eine gegenseitige harmonische Verbindung hervorzubringen. Aber das einmal erwachte Bedürfniß nach Liebe will befriedigt sein, es sucht unruhig und instinctiv nach einem Gegenstande,

der es stillt, und hört nicht eher zu suchen auf, als bis es in der Gegenliebe eines weiblichen Wesens Befriedigung findet.

So ging es Rosen, und als er sah, daß in Martha eine stille aber tiefe Neigung für ihn Wurzel faßte, so übertrug er bald, weil er ein Mensch mit gesunder Seele war, seine ganze Liebesbedürftigkeit, die Natalie zwar erweckt, aber nicht erwiedert hatte, auf Martha. Natalien's Bild erblich immer mehr in seiner Seele, je lebhafter Martha's in derselben hervortrat und verschwand endlich völlig aus ihr, als Martha sie gänzlich erfüllte.

Wie ganz und gar er in Martha lebte, sollte ihm erst jetzt so recht klar werden, als er mit Herrn v. Armand nach Chateau Roses kam, um die Frauen abzuholen.

Sie fanden Frau v. Lavallière in höchster Unruhe über das lange Ausbleiben Aurelien's und Martha's. Sie hatte eben der Dienerschaft Befehl gegeben, die Vermißten aufzusuchen und Armand schloß sich nebst Rosen den Suchenden an.

Es war natürlich, daß man die als Lieblingsaufenthalt Aurelien's bekannte Bank auf dem Hügel im Walde zum Mittelpunkt der Nachforschungen machte und bestimmte, daß die Gruppen der Suchenden, die von verschiedenen Seiten in den Wald drangen, dort zusammentreffen sollten.

Aber alles Suchen nach Martha und Aurelie war vergeblich, man fand nicht die geringste Spur von ihnen; wohl aber stieß eine Gruppe der Dienerschaft auf den bewußtlos in seinem Blute daliegenden Victor Constant. Die Mehrzahl der Leute, von welchen er aufgefunden wurde, hielt ihn für todt; allein ein alter Diener des Hauses, der die Sache ernster als die jüngeren nahm, kniete neben dem Körper nieder und legte die Hand auf das Herz desselben. Er fühlte, daß es, wenn auch nur schwach, noch schlug und ersah daraus, daß der Unglückliche noch lebe. Er befahl daher, den Verwundeten ins Schloß zu tragen und sobald man ihn dort untergebracht habe, den Arzt des benachbarten Städtchens zu holen, um den Unglücklichen womöglich noch zu retten. Es wurde eiligst eine Tragbahre aus Baumästen gemacht, der Verwundete auf dieselbe gelegt und man machte sich dann auf den Rückweg nach dem Schlosse.

Der alte Diener selbst begab sich eiligst nach dem Hügel, um den dort vielleicht bereits Versammelten den unerwarteten Vorfall zu melden.

Als er an den Ort des allgemeinen Rendezvous ankam, fand er dort schon Herrn v. Armand und Harry v. Rosen, die trostlos über das vergebliche Suchen waren.

Die Mittheilung, welche er machte, erregte die größte Aufmerksamkeit

Aller. Man hoffte durch den Verwundeten, wenn er wieder zur Besinnung zurückgebracht werden könnte, auf eine Spur der Verschwundenen zu kommen; denn man nahm an, daß er in Vertheidigung der Frauen verwundet worden sei.

In dieser Hoffnung kehrte man in das Schloß zurück, wo der Verwundete bereits hingebracht und auf ein Bett gelegt worden war.

Herr v. Armand, der, wie jeder kriegskundige Soldat, eine wenigstens oberflächliche Kunde vom Verbinden einer Wunde hatte, begab sich gleich nach seiner Ankunft nach dem Zimmer, in welchem Victor Constant lag.

Einige Diener mußten den Verwundeten entkleiden, der noch immer bewußtlos war, und Herr v. Armand legte einen vorläufigen Verband auf die Wunde, aus der noch immer das Blut floß.

Endlich kam auch der herbeigeholte Arzt, der die Wunde untersuchte und nach allen Regeln der Wissenschaft verband. Er erklärte, daß der Verwundete möglicher Weise zwar wieder zum Bewußtsein kommen könne, daß aber die Wunde absolut tödtlich und der Verwundete unrettbar sei.

Es vergingen mehrere Stunden, die Armand und Rosen in tödtlicher Unruhe verlebten. Sie wagten es nicht, den Verwundeten zu verlassen, weil sie hofften, er werde zu sich kommen und ihnen die schmerzlich ersehnten Aufklärungen geben, und wurden doch auf der anderen Seite von der qualvollen Furcht gepeinigt, durch den jetzigen Zeitverlust der Möglichkeit beraubt zu werden, die Frauen aus den Händen ihrer muthmaßlichen Räuber wieder zu befreien.

Endlich schlug der Kranke, in Folge der unausgesetzten ärztlichen Bemühungen, die Augen auf und versuchte zu sprechen. Allein anfangs waren seine Bemühungen vergebens und er konnte nur durch schwache Bewegungen zu verstehen geben, daß er zu trinken wünsche.

Nach und nach jedoch erholte er sich soweit, daß er wenigstens einzelne Worte hervorbringen und sich verständlich machen konnte.

Mit Mühe stöhnte er die Worte: „Victor Constant" hervor, wobei er auf sich zeigte und eine bejahende Bewegung machte, als Armand ihn fragte, ob er so heiße.

Auf die Frage, wer ihn verwundet habe, stieß er hervor: „Capitain Fierrabras" und als Rosen fragte, ob das in einem Duell geschehen sei schüttelte er mit dem Kopfe.

„Haben Sie Kunde von zwei Frauen, die im Walde waren?" sagte Herr v. Armand.

Der Kranke nickte und stöhnte dann nach einer Pause:

„Martha — v. Armand — Capitain Fierrabras."

Hierauf schwieg er wieder eine geraume Zeit, in welcher seine Kräfte

sichtbar abnahmen, der Athem wurde kürzer, er schloß mehrmals die Augen und öffnete sie dann wieder, das schon bleiche Gesicht wurde noch blässer und nahm die Todeszüge an.

Herr v. Armand befragte leise den Arzt, welcher den Puls des Kranken in der Hand hielt, wie lange der Verwundete wohl noch leben könne?"

Der Arzt antwortete ebenso flüsternd: „es wird bald zu Ende mit ihm sein."

Plötzlich richtete sich Victor Constant im Bette auf und stieß absatzweise die Worte hervor:

„Couronne de fleurs — Schlabach — Natalie — Verzeihung — Martha — O Gnade — Gnade."

Er sank in die Kissen zurück, schloß die Augen, athmete ein Paar Mal tief auf und lag dann regungslos da.

„Es war die letzte Kraftanstrengung," sagte der Arzt und stand vom Bette auf, „es ist vorbei, er ist todt."

„Aus den Aeußerungen des Verstorbenen," sagte Armand zu Rosen, „ist wenig oder gar kein Trost für uns zu schöpfen."

„Leider nein," entgegnete Harry, „indessen scheint es mir doch, als befänden sich einige nicht werthlose Andeutungen unter den vereinzelt hervorgestoßenen Worten. Capitain Fierrabras scheint mir freilich ein fingirter Name zu sein, aber soviel ist klar, daß eine Persönlichkeit, welche diesen Namen führt, sowohl bei der Ermordung des Victor Constant, als bei dem Verschwinden der beiden Frauen eine Rolle gespielt haben muß. Es ist also immer der Mühe werth, nachzuforschen, ob ein Mensch, der diesen Namen trägt, aufzufinden ist."

„Gewiß," sagte Armand, „und die übrigen Namen, die offenbar ächt sind, müssen auf irgend eine Weise, entweder mit dem Verstorbenen, oder mit dem räthselhaften Capitain Fierrabas verbunden sein. Was soll aber Couronne de fleurs heißen?"

„Vielleicht," sagte der Arzt, „ist damit der Name eines Gasthauses gemeint. Wenigstens heißt das Hotel so, in welchem ich absteige, wenn ich in meinen Geschäftsangelegenheiten nach Paris komme."

„Es wäre in der That möglich," meinte Rosen, „daß Sie das Richtige getroffen hätten und jedenfalls lohnt es sich der Mühe, dort Nachfrage zu halten."

„Ja wohl," sagte Armand, „das könnte auf weitere Spuren führen. Wir wollen doch gleich morgen unsere Schritte nach diesem Hotel richten und nach Herrn Schlabach fragen.

Hierauf wurde, auf Anordnung des Arztes, der Leichnam des Ver-

storbenen in ein leerstehendes Gewölbe des Schlosses gebracht und dann begaben sich sämmtliche Anwesenden zur Frau v. Lavallière.

Herr v. Armand und Rosen verabschiedeten sich mit dem Versprechen, ihr jedenfalls Nachricht zugehen zu lassen, sobald sich etwas Bemerkenswerthes zugetragen haben würde.

Hierauf bestiegen sie ihren Wagen mit dem festen Vorsatze, sich gleich am andern Morgen nach dem Hôtel Couronne de fleurs zu begeben und sich nach Herrn Schlabach zu erkundigen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein Retter in der Noth.

Es war schon ziemlich spät und sehr dunkel; als Hageck mit dem Wagen, in welchem sich Entführte und Entführer befanden, vor dem Keller mit der rothen Laterne hielt. Jellinec verließ den Wagen zuerst und nahm die in demselben befindliche Cassette an sich.

Hierauf nöthigte er Aurelie und Martha auszusteigen und die Stufen in den Keller hinab zu gehen. Er ging voran und Wratislav schloß den Zug.

Als sie in der Tiefe des Kellers waren, dessen Finsterniß nur schwach durch ein trübes Licht erhellt wurde, rief Jellinec mit lauter Stimme nach dem Wirthe.

Auf diesen Ruf öffnete sich eine Thür am Ende des vor den Angekommenen liegenden, gewölbten Ganges und in derselben erschien der Zwerg.

„Komm her zu mir, Dromedar,“ rief ihm Jellinec entgegen.

„Ah Ihr seid's, Capitain Fierrabras,“ sagte der Zwerg und näherte sich, „wo kommt Ihr denn heute schon so zeitig her? Und in schöner Gesellschaft, wie es mir scheint.“

„Schweig, Dromedar, und höre!“ sagte Jellinec. „Wo ist Waldlerche?“

„In der Küche, Capitain.“

„Laß sie herkommen, ich bringe Gesellschaft für sie, wenn auch nicht auf allzulange Zeit.“

Der Zwerg entfernte sich und kam nach einer kurzen Zwischenzeit mit dem Mädchen zurück, welches ein Licht trug.

„Hier ist Waldlerche, Capitain, sie erwartet Eure Befehle," sagte der Zwerg und suchte, während er sprach, die Personen zu erkennen, welche Jellinec in den Keller gebracht hatte.

„Waldlerche," redete Jellinec das Mädchen an, „hier sind ein Paar Frauen, die ich einstweilen Deiner Obhut vertrauen will. Schaffe sie in Deine Kammer; da mögen sie bleiben, bis ich sie wieder abhole, was heut Nacht noch, denke ich, der Fall sein soll. Sollte das aber zufällig nicht angehen, so werden sie ja wohl morgen, so lange es Tag ist, bei Euch ein Unterkommen finden, Dromedar?"

„I nun ja, warum nicht? So gefährlich wird's doch nicht sein," antwortete der Zwerg.

„Gefährlich?" lachte Jellinec, „ei warum nicht gar! Ihr fürchtet Euch doch nicht vor zwei Weibern? Geh voran, Waldlerche, und leuchte."

Das Mädchen ging an den beiden Frauen und Wratislav vorüber und sagte: „Kommen Sie mit mir."

Schweigend folgten ihr Aurelie und Martha, hinter denen Jellinec und Wratislav mit dem Zwerge hergingen. So bewegte sich der Zug durch einen langen, schmalen, finstern Gang hin, bis er zu einer Thür gelangte, vor welcher das Mädchen stehen blieb. Sie nahm einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thür und blieb an derselben stehen, so daß Aurelie und Martha an ihr vorübergehen mußten, um in das Zimmer zu treten. Sehr geschickt nahm sie den Augenblick wahr, in welchem Martha vor ihr vorbeiging, um ihr zuzuflüstern: „Ich komme gleich wieder."

Hierauf begab sie sich selbst in das Zimmer, bevor es noch Jellinec und Wratislav betreten konnten und zündete ein auf dem Tische befindliches Licht an.

„Heda, Dromedar," sagte Jellinec zu dem Zwerge, „geh' und hole Wein und kalte Küche, damit die Vögel hier, falls sie während ihres Aufenthalts Hunger, Durst oder Langeweile bekommen sollten, Futter haben."

Der Wirth gab dem Dienstmädchen einen Wink und beide verschwanden. Nach einer kurzen Zeit kehrten sie mit kalter Küche, Kuchenwerk, Wein und Gläsern zurück und stellten die Sachen auf den Tisch.

„So," sagte Jellinec, „läßt es Euch gut bekommen und lebt wohl, bis ich wiederkomme, Euch abzuholen; denn jetzt muß ich erst Quartiere für Euch aufsuchen, die sicher und zugleich bequem sind. Adieu!"

Nach diesen Worten verließ er mit allen Uebrigen das Zimmer, welches verschlossen wurde und Aurelie und Martha blieben allein.

Sie hörten noch ganz deutlich, wie Jellinec dem Mädchen den Zimmerschlüssel abforderte, weil er sicher sein wollte, daß die eingefangenen Vögel nicht ausfliegen könnten.

Hierauf vernahmen sie, wie sich Alle entfernten und die Schritte der Gehenden immer schwächer und schwächer wurden, bis sie endlich ganz verhallten.

Aurelie sank in den Sopha und sagte traurigen Tones:

„Diesmal, liebe Freundin, gebe ich alle Hoffnung auf, daß wir aus unserer verzweifelten Lage errettet werden könnten."

„Ich verzweifle noch nicht ganz, beste gnädige Frau," erwiderte Martha, „denn die wenigen Worte, welche mir das Mädchen zuflüsterte, als ich an ihr vorüberging, lassen mir einen Hoffnungsstrahl. Sie sagte mir, sie käme wieder."

„Als sie das sagte, meine Liebe," entgegnete Aurelie betrübt, „wußte sie noch nicht, daß Jellinec ihr den Schlüssel abfordern würde. Jetzt, wo dies geschehen ist, hat sie das Mittel nicht, zu uns zu gelangen und folglich können wir aus ihren Worten keinen Trost und keine Hoffnung schöpfen."

„So viel Wahrscheinlichkeit diese Bemerkung auch hat," sagte Martha, „und so sehr mein Verstand auch mit ihr übereinstimmt, so lebt dennoch ein Gefühl in mir, das mich nicht verzweifeln läßt."

„Dies Gefühl, liebste Freundin," erwiderte Aurelie, „ist nichts anderes als die trügerische Stimme Deiner Wünsche, denn —

„Still," unterbrach sie Martha, „mich dünkt, es nahen sich leise Schritte."

Und so war es in der That, ein leichter, leiser Tritt näherte sich der Thür und gleich darauf flüsterte eine weibliche Stimme durch das Schlüsselloch:

„Sobald Capitain Fierrabras fortgegangen sein wird, bin ich da."

Ohne eine Antwort abzuwarten, entfernten sich die Schritte mit derselben Behutsamkeit wieder, mit welcher sie sich genaht hatten und überließen die Gefangenen ihren Vermuthungen.

Während dessen hatte sich Jellinec, in Gesellschaft des Zwerges und Wratislav's, in die vordere Gaststube begeben. Er trug die Cassette noch immer unter dem Arme, setzte sie auf den Tisch, als er in das Zimmer getreten war und warf sich in den daneben stehenden Stuhl.

„Hört, Dromedar," fing er an und sah dabei dem Zwerge scharf ins Gesicht, „Ihr habt gesehen, daß ich zwei Frauen hierher gebracht habe."

„Nun ja, Capitain, das hab' ich gesehen und Ihr habt nicht nöthig, mir das noch besonders zu sagen."

„Ich sag' es auch nur," erwiderte Jellinec, „des Nachfolgenden wegen. Herr Victor Constant, der Mann mit der Maske, dessen Ihr Euch wohl erinnern werdet," — hier nickte der Zwerg mit dem Kopfe — „hat mich beauftragt, die Frauen zu entführen, hierher zu bringen und sie ihm, sobald er käme, zu übergeben."

Der Zwerg kratzte sich hinter dem Ohre und sah ziemlich verlegen aus.

„Nun, was hast Du, Dromedar?" fragte Jellinec, der ihn unausgesetzt beobachtete, „daß Du ein Gesicht machst, als sei Dir die Petersilie verhagelt?"

„Ihr habt Euch da in eine fatale Geschichte eingelassen, Capitain Fierrabras," sagte der Zwerg, „die Euch schlecht bekommen kann."

„Wie so?" fragte Jellinec.

„Herr Victor Constant hat mächtige Feinde," sagte der Zwerg, „Pfaffen und vornehmes Volk, die ihm auf dem Dache sitzen."

„Woher weißt Du das, Dromedar?" frug Jellinec, dem die Worte des Zwerges auffielen.

„Ei nun," entgegnete dieser, „unsereins bekommt allerlei zu hören, weil eine Menge Leute der verschiedensten Art hierher kommen und so hab' ich auch dies erhorcht."

„Ah bah," warf Jellinec hin, „was kann mich das kümmern! Da mag Herr Constant zusehen, wie er durchkömmt."

„Ja, wenn er Euch nun verräth, um sich zu retten, so komme ich am Ende noch in Teufels Küche."

„Da kannst Du ruhig sein," sagte Jellinec mit rohem Lachen, „er wird mich nicht verrathen, Dromedar."

„Nun, nun, seid nur nicht zu sicher."

„Sei Du nicht zu ängstlich," entgegnete Jellinec, und setzte dann spöttisch hinzu: „aber ich kenne Dich; Deine Angst entspringt aus der Sorge, daß dabei nichts für Dich abfallen könnte. Davon will ich Dich kuriren."

Bei diesen Worten griff er in die Tasche, holte eine Art von Nachschlüssel oder Dietrich von sehr kleiner Form hervor, öffnete damit die Cassette und griff auf's geradewohl in dieselbe hinein.

Als er die Hand wieder heraus nahm, war sie voll Goldstücke. Er warf dieselben auf den Tisch und sagte:

„Da, Dromedar, dies wird hinreichen, Deinen Besorgnissen ein Ende zu machen."

Der Zwerg verzog seinen Mund zu einem grinsenden Lachen, während er den Goldhaufen mit gierigen Augen betrachtete, strich ihn dann ein und sagte:

„Wahrhaftig, Ihr versteht's, unsereinen zu beruhigen, Capitain! Ich will die Sache riskiren. Es wird sich ja im Nothfalle ein Löchelchen für mich zum Durchschlüpfen finden."

„Ich dacht' es wohl, daß Du zur Vernunft kommen würdest," lachte Jellinec, „den gehörigen Gründen verschließest Du Dich ja niemals. Also, scharf darauf gesehen, daß die Weiber nicht entschlüpfen! Ich werde nicht übermäßig lange ausbleiben. Sobald ich einen gehörig sicheren Käfig für die beiden hübschen Wachteln hergerichtet haben werde, komme ich zurück und hole sie ab. Herr Victor Constant," setzte er lachend hinzu, „mag sich mit Dem begnügen, was ihm nach meinem Willen zu Theil wird."

Bei diesen Worten stand er auf, nahm die Cassette unter den Arm, gab Wratislav einen Wink, ihm zu folgen und schritt auf die Thür zu. Als er dieselbe erreicht hatte, wendete er sich nochmals um und sagte:

„Merke Dir wohl, Dromedar, ich rathe Dir nochmals, gut Acht zu geben; entschlüpfen die Weiber, so bist Du verantwortlich."

„Wie können sie denn entkommen! Ihr habt ja den Schlüssel zu ihrem Verwahrsam. Es ist der einzige, den ich habe," erwiderte der Zwerg.

„Das weiß ich wohl," sagte Jellinec lachend, „und darum hab' ich ihn auch an mich genommen. Adieu!"

Er ging zur Thür hinaus und Wratislav folgte ihm. Der Zwerg blieb in der Gaststube zurück, sah ihm nach und murmelte:

„Geh nur, Dein Weg führt allzunah beim Galgen vorbei, als daß ich Dich begleiten sollte, und außerdem vergeß' ich Dir Dein Dromedar nicht."

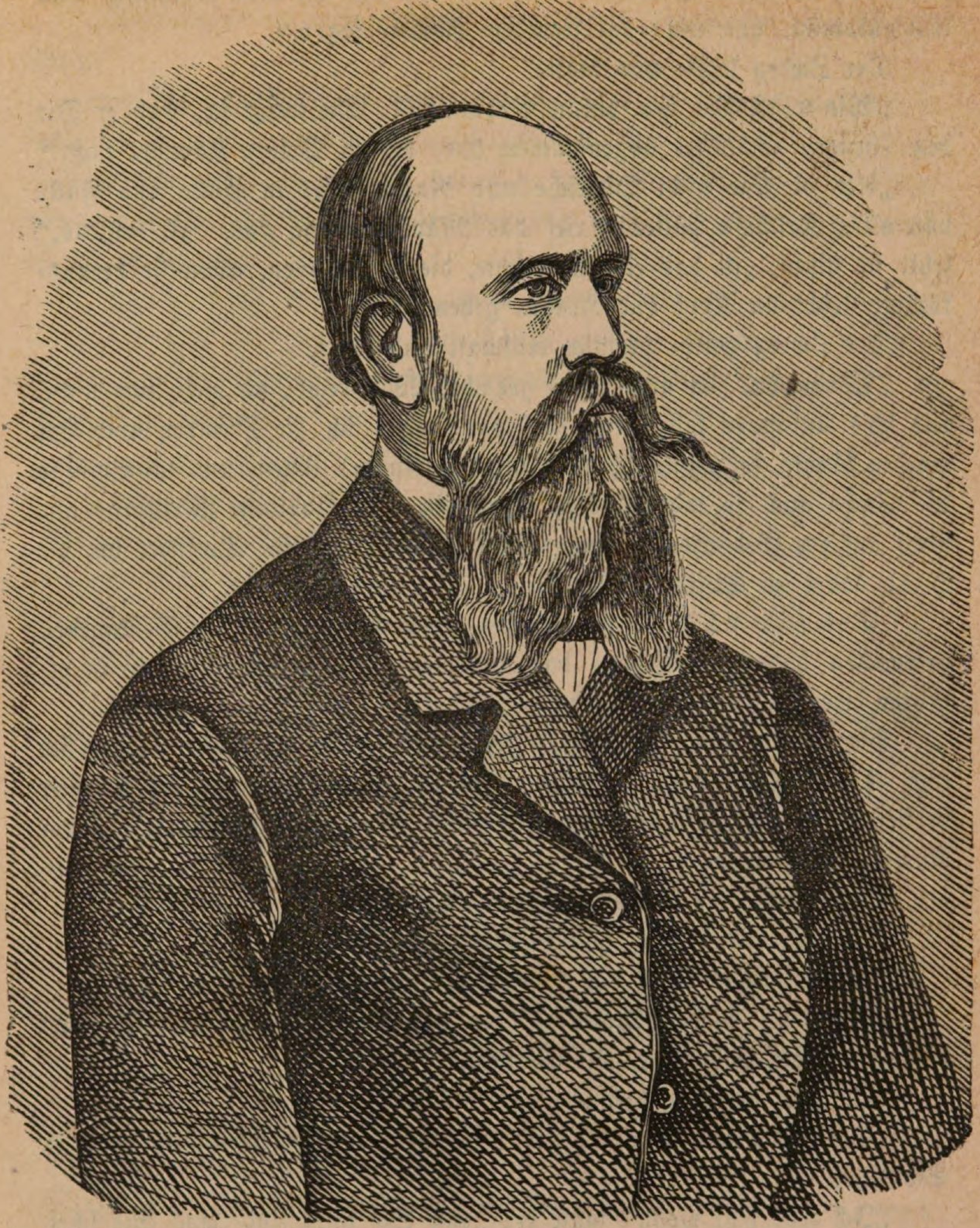
Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als er das Dienstmädchen auf sich zukommen sah.

„Wie siehst Du den aus, Waldlerche?" rief er ihr entgegen, „Du bist ja feuerroth und Deine Augen funkeln, als ob Du ganz wüthend wärst."

„Meister," erwiderte das Mädchen, „ich bin auch wüthend über diesen Schuft, den Capitain Fierrabras. Ich war da hinten in der Schenke und habe das ganze Gespräch zwischen Euch mitangehört. Mir verspricht der Lump, er wolle mich heirathen, und nun will er sich auf einmal zwei Maitressen halten. Der Lüderjahn! Denkt er mich so zu betrügen und mich sitzen zu lassen? Na wart, Du sollst mich kennen lernen. Etwas Anderes sollst Du haben, aber nicht die Frauen."

„Hat Dir der Capitain Fierrabras versprochen, Dich zu heirathen?" rief der Zwerg überrascht aus. „Sieh, sieh! Und da bist Du nun eifersüchtig? he."

„Ja," sagte das Mädchen zornig, „und ich will mit keiner Anderen



Jules Eloin, Sekretair Kaiser Maximilians

theilen. Ueberdies sehen mir die beiden gar nicht darnach aus, als wären sie ihm so willig gefolgt. Aber einerlei, keine Andere soll ihn haben, als ich, die ein Recht auf ihn hat."

„Aber Du hörtest doch, daß der Capitain im Auftrage des Herrn Victor Constant handelte."

„Und Sie, Meister, hörten, was er noch weiter sagte. Ich leide es

nicht, daß er seinen Willen durchsetzt; er soll sich mit dem begnügen, was ihm zukommt, und nicht auf fremdem Reviere jagen."

Der Zwerg lachte und sagte:

„Wie willst Du ihn daran verhindern? Du weißt ja, daß er Dir den einzigen Schlüssel abgenommen hat, der zu Deiner Kammer paßt."

„Als ob Sie nicht Dietriche und Nachschlüssel in Hülle und Fülle von allen Kalibern hätten!" rief das Mädchen eifrig aus. „Uebrigens," setzte sie hinzu, „ist das eine Geschichte, die auch Ihnen, wenn sie herauskömmt, leicht an Kopf und Kragen gehen kann."

Der Zwerg wurde plötzlich ernsthaft und sagte:

„Daran hab' ich auch schon gedacht, Waldlerche, ich weiß nur nicht, wie ich's anfangen soll; denn sieh' nur, wenn ich die Fremden auch frei machen könnte, so wüßte ich doch nicht wohin mit ihnen, und dann müßte die Sache auch so in's Werk zu setzen sein, daß Capitain Fierrabras gar nicht auf den Gedanken kommen könnte, als hätten wir, Du oder ich, die Hand dabei im Spiele gehabt."

„Das wird sich Alles finden, wenn wir nur erst mit den Gefangenen gesprochen haben," erwiderte das Mädchen. „Dann werden wir ja erfahren, wer sie sind und können — —"

Hier wurde das Gespräch unterbrochen; denn die Thür öffnete sich und es trat Jemand in's Zimmer. Es war Schleicher, der als Arbeiter verkleidet, in der Hoffnung kam, abermals einen so guten Fang, wie vor Kurzem, zu machen.

Er begrüßte die Anwesenden und sagte dann:

„Was giebt's Neues, hübsche Waldlerche."

„Einen ganzen Sack voll," erwiderte sie rasch, „wenn —"

„Wenn ich wieder Mund, Ohren und Augen vergolden will, nicht wahr?" fragte Schleicher, mit ironischem Lächeln.

„O, nicht doch," entgegnete das Mädchen, „ich —"

„Sei still Waldlerche," gebot der Zwerg und wendete sich dann zu Schleicher.

„Ich sehe jetzt wohl," sagte er, „daß Sie nicht sind, was Sie scheinen wollen; denn sonst würden Sie nicht neulich bei der Hochzeit des Herrn Victor Constant mit der vornehmen Dame gegenwärtig gewesen sein und die Stelle eingenommen haben, die Sie bekleideten. Es geht mich aber nichts an, zu wissen, wer Sie sind und ich nehme Sie daher für das, als was Sie sich geben. Kommen Sie also, setzen Sie sich und trinken Sie Eins mit mir; denn es ist mir sehr lieb, daß Sie hier sind."

Schleicher, der wohl merkte, daß der Zwerg Etwas auf dem Herzen hatte, nahm die Einladung an und setzte sich nieder.

„Waldlerche," sagte der Zwerg, „geh' und hol' uns eine gute Flasche Wein."

Als sich das Mädchen entfernt hatte, sagte der Zwerg, während er seine Mütze mit der Hand unruhig auf dem Kopfe hin und her schob: „Sehen Sie, ich bin in keiner geringen Verlegenheit; ich möchte mit Ihnen ganz im Vertrauen sprechen und weiß doch auch wieder nicht, ob ich es thun soll."

„Ja, da muß ich Ihr Vertrauen wohl zu erwecken suchen," sagte Schleicher lächelnd; „denn ich muß Ihnen gestehen, ich bin mit der Absicht hierher gekommen, um es zu erwerben. Vielleicht genügt dies, es Ihnen einzuflößen."

Bei diesen Worten legte er eine kleine Rolle mit Gold vor ihn hin, der Zwerg nahm sie in die Hand, prüfte ihr Gewicht und sagte dann:

„Das ist freilich ein probates Mittel, das wankende Vertrauen fest zu stellen, und da demselben überdies noch Gründe der Besorgniß für die eigene Sicherheit und der Wunsch nach Rache zu Hülfe kommen, so will ich offenherzig sprechen."

Jetzt kam das Mädchen mit Wein und Gläsern, setzte sie auf den Tisch und blieb dann in einiger Entfernung von demselben stehen. Der Zwerg gab sich den Anschein, als bemerkte er das nicht, entkorkte die Flasche, schenkte die Gläser voll und erzählte dann dem aufmerksam zuhörenden Schleicher die Begebenheiten, welche der Leser bereits kennt.

„Hm," sagte Schleicher, nachdem der Zwerg seinen Bericht vollendet hatte, „das ist eine sonderbare Geschichte, und am Gerathensten möchte es für Sie wohl sein, wenn Sie die Personen los wären."

„Das hab' ich dem Meister auch schon gesagt," fiel das Mädchen dem Sprechenden eifrig in's Wort.

„Ja, wenn ich nur wüßte, wohin mit ihnen," sagte der Zwerg, „und wie ich es anfinge, daß der Verdacht des Capitain Fierrabras durchaus nicht auf mich fiele; denn der wäre im Stande, mich umzubringen, wenn er dächte, daß ich dabei die Hand auch nur im Mindesten im Spiele gehabt hätte."

„Für das Erstere würde ich wohl Rath wissen," erwiderte Schleicher, der augenblicklich übersah, welche Vortheile die Sache ihm bringen könnte.

„Und für das Zweite glaube ich das Mittel gefunden zu haben, Meister," nahm das Mädchen das Wort.

„So laß hören, Waldlerche," sagte der Zwerg, „und wenn Dein Mittel probat ist, so steht der Sache weiter nichts im Wege."

„Ihr wißt Meister," fing das Mädchen an, „daß die Kammer, welche

ich bewohne, früher ein Aufbewahrungsort für Kohlen, Holz und dergleichen war."

„Ja," sagte der Zwerg.

„Als es nun zur Wohnung eingerichtet wurde, brachte man unterhalb des eisernen Gitters, welches die Oeffnung verschloß, durch welche von der Straße aus die Kohlen hineingeworfen wurden, ein starkes Schiebebrett an, welches von der Stube aus herauszunehmen geht, um frische Luft in dieselbe hinein zu lassen."

„Richtig," warf der Bucklige dazwischen.

„Die Oeffnung ist so groß, daß eine Person sehr gut durch dieselbe auf die Straße zu steigen vermag, wenn das eiserne Gitter aufgemacht wird, was leicht bewerkstelligt werden kann, da es nicht verschlossen, sondern nur durch einen Haken in einer Krampe befestigt ist."

„Das ist Alles ganz wahr, Waldlerche," unterbrach der Zwerg das Mädchen, „aber ich sehe noch immer nicht, was uns das im gegenwärtigen Falle nützen soll?"

„Das ist doch nicht schwer Meister," sagte das Mädchen verwundert. „Wir ziehen den Schieber auf und werfen ihn auf die Erde, öffnen das Gitter und stellen unter dasselbe einen Tisch mit einem Stuhl darauf und der Herr bringt hier die beiden Frauen in Sicherheit. Wenn dann der Capitain Fierrabras kommt und in die Stube geht, muß er glauben, die Gefangenen hätten den Schieber entdeckt, das Gitter geöffnet und wären so entkommen."

„Teufelsmädel, Du hast recht. So geht's!" rief der Zwerg erfreut aus. „Und nun frisch ans Werk, ehe Fierrabras zurückkommt."

„Sachte, sachte," sagte Schleicher und hielt den Zwerg am Arme fest. „Ihr vergeßt, daß der Capitain den Schlüssel hat."

„I, das ist das Wenigste," sagte der Zwerg lachend und machte sich los. „Kommt nur."

Er ging an die Schenke, holte dort einen Bund Schlüssel und Dieteriche und schritt nach der Thür hin, während das Mädchen mit einem Lichte und Schleicher ihm folgten.

„Was doch die Eifersucht herausklügelt," brummte der Zwerg während des Gehens für sich hin, „ich wäre auf den verteufelten Einfall sobald nicht gekommen, aber er ist probat, er ist probat!"

Aurelie und Martha saßen unterdessen in tiefer Niedergeschlagenheit in ihrem Kerker und die Letztere bemühte sich vergebens, der Ersteren Trost zuzusprechen und Muth einzuflößen, obwohl auch ihre Hoffnung, die sich auf die ermunternden Worte des Mädchens stützte, nur eine sehr geringe

war und ganz zu verschwinden drohte, als sie Männerschritte hörte, die sich näherten.

„Er soll mich von hier nicht lebendig fortbringen," rief Aurelie mit verzweifelter Entschlossenheit aus, als sie vernahm, wie ein Schlüssel in's Schloß gesteckt und herumgedreht wurde.

„Ich erdroßle Jeden, der sich mir zu nähern wagt," sagte Martha und trat neben Aurelie.

Die Thür öffnete sich und das Mädchen, der Zwerg und Schleicher traten ein. Martha's Seele durchflog eine Ahnung der Wahrheit, während Aurelie die Eintretenden erstaunt anstarrte.

„Gott sei Dank," rief Martha aus, „wir sind gerettet."

„Noch nicht, mein Fräulein," entgegnete Schleicher. „Erst müssen wir Sie Beide in Sicherheit gebracht haben."

Während dieser wenigen Worte hatten der Zwerg und das Dienstmädchen rasch den Tisch an eine gewisse Stelle der Wand geschoben und einen Stuhl auf denselben gesetzt. Diesen Aufbau erkletterte der Zwerg mit großer Behendigkeit, zog den Schieber aus der Decke, und öffnete eilig das Gitter; dann sprang er wieder in das Zimmer zurück.

Aurelie und Martha sahen allen diesen Vorgängen in stummem Erstaunen zu und kamen gleichsam erst wieder zur Besinnung, als Schleicher sie anredete.

„Wohin soll ich Sie bringen, meine Damen?" fragte er Aurelien.

„Nach meiner Wohnung Rue des Enfers Nummero dreiundsechzig," antwortete diese.

„Die Straße kenne ich nicht, auch möchte es wohl zu spät sein, sie aufzusuchen; gestatten Sie mir, daß ich Sie für diese Nacht nach dem Hôtel Couronne de fleurs bringe. Sie werden dort einen würdigen Beschützer finden, der Sie morgen zu den Ihrigen führen lassen wird.

„Der Weg ist aber außerordentlich weit, und Sie könnten, wenn Sie zu Fuß gehen, leicht dem Capitain Fierrabras begegnen."

„Wem?" fragte Aurelie verwundert.

„Nun, dem Capitain Fierrabras, dem Manne, der Sie hierher brachte," sagte der Zwerg. „Aber es ist jetzt keine Zeit zu Erklärungen," setzte er ängstlich hinzu, „der Capitain könnte zurückkommen. Geschwind, Waldlerche, hole einen Fiaker, daß die Damen fortkommen."

Das Mädchen sprang eiligst davon.

„Kennen Sie denn den sogenannten Capitain Fierrabras?" fragte Martha.

„O gewiß," erwiderte der Zwerg; „denn er hat mir selbst Alles erzählt. Er heißt Eisenarm — daher wird er von seinen Freunden und

Genossen Fierrabras genannt — und ist ein geborener Elsaßer. Er hat den Feldzug in der Krimm 1856 und den in Italien 1859 mitgemacht und dann als Capitain seinen Abschied genommen. Wovon er jetzt lebt, weiß ich nicht."

„Von demselben, wovon er früher gelebt hat," sagte Martha, „von Mord, Raub und Diebstahl. Er ist allerdings Capitain gewesen, aber einer Räuberbande."

Hierauf erzählte sie mit wenigen Worten den ganzen Lebenslauf Jellinecs, und ihr und Aureliens Zusammentreffen mit ihm.

Der Zwerg schlug während dieses kurzen Berichtes wiederholt vor Erstaunen die Hände zusammen und rief aus: „Das hätt' ich nimmermehr gedacht, das ist ja ein Ungeheuer!"

Martha hatte eben ihre Erzählung beendet, als das Dienstmädchen athemlos hereinstürzte und sagte:

„Beeilen Sie sich rasch, rasch! ich glaube den Capitain gesehen zu haben. Der Wagen steht vor der Thür."

Aurelie, Martha und Schleicher entfernten sich, von dem Mädchen geführt, so schleunig als irgend möglich, während der Zwerg die Thür der Stube sorgfältig wieder verschloß.

Als sie die Kellertreppe hinaufgestiegen waren, wurde der Kutscher mit ein Paar Worten von Schleicher benachrichtigt, wohin er zu fahren habe, dann stiegen alle drei in den Wagen und dieser fuhr in raschem Trabe davon.

Das Mädchen mußte sich geirrt haben; denn erst eine Viertelstunde nach der Abfahrt der Flüchtigen trat Jellinec in Begleitung Wratislav's in die Gaststube.

Er warf sich in den Stuhl unter der Lampe und sagte zu dem Mädchen:

„Nun, wie geht's Waldlerche, gieb mir einen Kuß, das Dromedar wird nichts dagegen haben; geh' und bringe ihm ein Goldstück."

Bei diesen Worten warf er einen Napoleon auf den Tisch.

„Laßt mich in Frieden," antwortete das Mädchen mürrisch und gereizt; „geht zu Eurer neuen Liebsten und laßt Euch küssen."

„Oho, eifersüchtig, kleiner Waldteufel!" lachte Jellinec, „gleich komm her und thue, wie ich Dir gesagt habe."

„Und ich sag' Euch, laßt mich gehen," erwiderte das Mädchen, „kommt Ihr mir zu nahe, kratze ich Euch die Augen aus."

„Das traue ich Dir zu," lachte Jellinec, „Du bist solch' eine wilde Katze; aber es hilft Dir doch nichts, meinen Willen muß ich haben!"

Er sprang bei diesen Worten auf und suchte das Mädchen zu er-

haschen. Dies aber entschlüpfte ihm gewandt und floh in die Dunkelheit der Schenke.

Er eilte ihr nach und suchte sie, war aber nicht im Stande, sie aufzufinden. Nach langem vergeblichen Umhertappen kam er wieder zum Zwerge zurück, warf sich halb verdrießlich und halb lachend wieder in den Stuhl und sagte:

„Nehmt Euer Geld, Dromedar, und bringt mir Wein. Die Waldlerche ist eine Wetterhexe, aber sie gefällt mir!"

„Sie ist eifersüchtig, Capitain," antwortete der Zwerg mit möglichster Unbefangenheit, „und ich kann's ihr nicht verdenken; denn so viel ich gesehen habe, sind Eure beiden Gefangenen schön."

„Ja, das sind sie," erwiderte Jellinec mit sichtlichem Behagen. „Aber," setzte er hinzu, „ich liebe sie nicht und würde sie laufen lassen, hätte ich nicht ganz besondere Gründe, sie festzuhalten."

„Die Gründe kenne ich, Capitain," nahm der Zwerg mit erheucheltem Lachen das Wort, „sie reduziren sich auf vier Buchstaben, die zusammen „Geld" heißen."

„Gut gerathen, Dromedar!" rief Jellinec aus. „Aber geht und holt den Wein, meine Kehle ist trocken; nachher will ich sehen, was meine Vögelchen in ihrem Käfige machen."

Als der Wein vor ihm stand, trank er hastig einige Gläser und begab sich dann nach der Kammer, in welche er Aurelie und Martha eingeschlossen hatte. Er öffnete die Thür und blieb erstarrt stehen, als er das Zimmer leer fand. Er stieß einen schrecklichen Fluch aus und fing dann zu suchen an.

Natürlich sah er bald die, auf die Art der Flucht deutenden Anstalten und glaubte nun die Art und Weise zu kennen, wie die Frauen entkommen waren.

„Zum zweiten Male entwischt," rief er wüthend aus; „aber zum dritten Male soll's Euch nicht gelingen! Ich habe jetzt einen Käfig, aus dem es kein Entkommen giebt, und in den sollt Ihr mir hineinspaziren, so wahr ich Jellinec heiße."

Er kehrte in die Gaststube zurück und warf sich mißmuthig in seinen Stuhl.

„Nun," sagte Wratislav, „wie fandet Ihr Eure Gefangenen, Hauptmann?"

„Gar nicht," fuhr Jellinec auf und setzte böhmisch hinzu, „der verdammte Käfig dahinten hat ein Loch, durch welches sie entschlüpft sind. Komm mit, ich will Dir's zeigen."

Sie begaben sich beide in die Kammer des Mädchens und nun begriff Wratislav Alles.

„Hauptmann,“ sagte er, „sollte das schurkische Dromedar seine Hand dabei im Spiele gehabt haben.“

„Das würd' ich auch glauben,“ entgegnete Jellinec, „hätt' ich den Schlüssel nicht in der Tasche gehabt und wüßt' ich nicht, daß er keinen zweiten besitzt. Er hat auch zu große Furcht vor mir; nein, nein es ist schon so wie die Anstalten hier zeigen. Die Oeffnung ist groß genug, daß ein Mensch bequem hindurch kann. Nimm das Licht da und komm, wir wollen den Aerger vertrinken. Weiß ich doch, wo die Brut wohnt und erwische sie doch noch.“

Nach diesen Worten kehrte er in die Gaststube zurück nnd rief beim Eintreten.

„Dromedar, Wein her!“

Der Zwerg kam und brachte das Verlangte.

„Da,“ sagte er mürrisch und warf den Schlüssel auf den Tisch, „gieb der Waldlerche ihren Schlüssel wieder, meine Wachteln sind davon geflogen, die Kabache ist ja leck!“

Hierauf setzte er sich mit Wratislav zum Weine und zechte so lange, bis er spät in der Nacht halbberauscht nach Hause taumelte.

Als er zur Thür hinaus wankte, lächelte der Zwerg ihm höhnisch nach und sagte: „Wohl bekomm's.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Verbindungen und Trennungen.

Herr v. Armand, der eine höchst unruhige Nacht durchlebt hatte, erhielt schon früh am Morgen einen Besuch von Harry v. Rosen, der sich seinerseits über das Schicksal Martha's sehr geängstigt hatte, und beide Männer beschlossen, in der Hoffnung nähere Nachrichten zu erhalten, sich, sobald die Schicklichkeit es gestattete, in das Hôtel Couronne de fleurs zu begeben, dort nach Herrn Schlabach zu fragen und falls ein Herr dieses Namens in dem Hôtel wohne, diesem einen Besuch abzustatten.

Schleicher, der seinerseits am Abende vorher Aurelien und Martha

in das Hôtel gebracht hatte, machte schon früh am anderen Morgen dem Pater Schlabach seine Aufwartung und setzte ihn von Allem, was er wußte, auf das Genaueste in Kenntniß, so daß der Letztere bereits vollkommen unterrichtet war, als Herr v. Armand und Harry v. Rosen sich bei ihm melden ließen.

Er empfing die Eintretenden höchst zuvorkommend, bat sie, sich niederzulassen und fragte sodann nach ihren Wünschen und worin er ihnen dienen könne.

Herr v. Armand erzählte ihm ausführlich die Ereignisse des verflossenen Tages und berührte dabei natürlicherweise den Tod und die letzten Worte Victor Constant's.

Bei dieser Nachricht sprang Schlabach mit einem Ausrufe der Ueberraschung auf, ersuchte seine Gäste, ihn für einige Augenblicke zu entschuldigen und verließ, zum Erstaunen des Herrn v. Armand und Harry v. Rosen, wie es schien in großer Bewegung, das Zimmer.

Nach wenigen Minuten erschien er in Begleitung einer schönen jungen Dame wieder, welche er den Fremden als die Gemahlin des Herrn Victor Constant vorstellte, und zu der er sagte:

„Es ist von großer Wichtigkeit, gnädige Frau, daß Sie den Verlauf der Begebenheiten aus dem Munde der Augenzeugen vernehmen."

Hierauf wendete er sich an Herrn v. Armand und bat diesen, seine Erzählung des Vorgefallenen nochmals zu wiederholen.

„Mit dem größten Vergnügen," antwortete dieser. „Ich bedaure nur, gnädige Frau, daß meine Mittheilungen für Sie von schmerzlicher Natur sein werden."

„Das Unvermeidliche muß man mit Fassung und Geduld, als eine auferlegte Prüfung hinnehmen," entgegnete Natalie mit einer Ruhe, die fast Kälte genannt werden konnte, und welche Herrn v. Armand bei einer jungen Frau auf das Höchste überraschte.

Er begann nun seinen Bericht mit der größten Ausführlichkeit von Neuem und schloß mit der Schilderung der letzten Augenblicke Victor Constant's.

Natalie hörte der Erzählung mit der größten Aufmerksamkeit und Selbstbeherrschung zu und sagte, als Herr v. Armand mit seinem Berichte zu Ende war:

„Ich bin Ihnen für Ihre Güte, mich so ausführlich mit den letzten Augenblicken meines unglücklichen Gatten bekannt gemacht zu haben, auf das Dankbarste verbunden. Sie werden begreifen, daß ich nach einer so ernsten, traurigen und erschütternden Mittheilung der Sammlung bedarf, und es natürlich finden, daß ich mich zurückziehe. Ueberdies haben Sie

unstreitig noch andere für Sie wichtige Geschäfte mit dem hochwürdigsten Pater, so daß es unbescheiden und tactlos sein würde, wollte ich hier noch länger verweilen."

Nach diesen Worten verbeugte sie sich sehr ceremoniös und verließ das Zimmer.

Der Eindruck, welchen diese Dame zurückließ, war ein sehr verschiedenartiger. Armand war nur über die an Gleichgültigkeit gränzende Aufnahme einer so erschütternden Mittheilung verwundert und von der scheinbaren Gefühllosigkeit, welche sich in Nataliens Benehmen zeigte, verletzt.

Rosen dagegen war auf das Tiefste gekränkt. Natalie hatte, während ihrer Anwesenheit im Zimmer, gar nicht gethan, als ob sie ihn jemals gekannt, ja auch nur gesehen hätte, und doch waren ihre gegenseitigen Verhältnisse früher um so vertraulichere gewesen, je inniger das freundschaftliche Einvernehmen war, in welchem seine Familie zu der der Hohenhorst's gestanden hatte. Dazu kam das peinliche Gefühl, Natalie vermählt, und mit einem Manne vermählt zu finden, der seiner tiefsten Ueberzeugung nach ihrer nicht würdig gewesen war.

Nach einer längeren Pause, in welcher sich Jeder seinen Gefühlen überließ, ergriff Schlabach das Wort und sagte:

„Es ist mir eine große Freude, daß ich in den Stand gesetzt bin, Sie in ihren persönlichen Angelegenheiten in viel höherem Grade zu beruhigen, als Sie nur irgendwie vermuthen konnten, als Sie beschlossen, mir die Ehre Ihres Besuches zu schenken. Diese Freude ist bei mir um so größer, als ich dadurch Ihnen thatsächlich für die höchst wichtige Mittheilung zu danken vermag, welche Sie soeben der Gemahlin des Herrn Victor Constant gemacht haben.

„Sie haben sich um ihre verschwundene Frau Gemahlin und deren Freundin, wie natürlich, sehr geängstigt und es gereicht mir zu ganz besonderer Freude, Sie der Ungewißheit über das Schicksal der beiden Damen entreißen und beruhigen zu können. Beide befinden sich für den Augenblick in diesem Hotel, wohin sie gestern Abend durch einen Mann, den ich mir Ihnen zu empfehlen erlaube und der bei ihrer Befreiung thätig war, gebracht wurden."

Nach diesen Worten, welche Armand und Rosen mit der höchsten Ueberraschung vernahmen, klingelte er und sagte dem erscheinenden Kellner, er möge Herrn Schleicher und die beiden gestern angekommenen Damen ersuchen, sich zu ihm zu bemühen.

Der Kellner entfernte sich darauf und kurze Zeit nachher erschien Schleicher mit Aurelien und Martha. Nachdem der erste stürmische Aus-

tausch der Gefühle zwischen den wiedervereinigten Gatten und die ersten herzlichen Begrüßungen zwischen Rosen und Martha vorüber waren, ergriff Armand das Wort, um Schleicher anzureden und ihm seinen lebhaftesten Dank für seinen Antheil an der Rettung der beiden Frauen auszudrücken und ihm zu versichern, daß er den geleisteten Dienst nicht vergessen und ihm, wo er irgend könne, nützlich sein werde.

Hierauf nahm Schlabach wieder das Wort und sagte:

„Ueber unserer Freude dürfen wir aber nicht vergessen, was wir in diesem Falle dem allgemeinen Wohle schuldig sind. Das Unglück, welches Herrn Victor Constant betroffen hat, ist unstreitig kein zufällig geschehenes, sondern ein überlegter Mord, dessen Thäter zur Rechenschaft gezogen werden muß. Wir müssen also vor allen Dingen die Identität des Herrn Victor Constant mit dem Ermordeten feststellen und der Behörde sodann Anzeige machen, damit diese den Verbrecher ermittele.

„Ich werde mich daher mit der Wittwe des Ermordeten, deren Bruder, dem Herrn Baron v. Hohenhorst und einer obrigkeitlichen Person nach Chateau Roses begeben und dort die Aufnahme eines gerichtlichen Protokolls über den Verstorbenen und den Befund der Sache veranlassen. Sie, meine Herren, werden so gütig sein, sich gleichfalls auf dem Schlosse der Frau v. Lavallière einzufinden, um sogleich an Ort und Stelle die nöthigen Aussagen zu machen, die zur Entdeckung des Mörders führen können.“

„Wir werden das mit dem größten Vergnügen thun,“ sagte Herr v. Armand, „und zwar um so mehr, als wir dadurch zugleich die Beruhigung der Frau v. Lavallière, dieser liebenswürdigen Freundin meiner Gattin, herbeiführen werden. Wann wünschen Sie, hochwürdigster Herr, daß wir uns zur Recognoscirung des Verblichenen einfinden sollen?“

„Natürlich so bald als möglich,“ entgegnete Schlabach; „kann es sein, noch heute. Ich werde sogleich mit der Wittwe und deren Bruder Rücksprache nehmen und Sie sodann, falls Sie die Güte haben und so lange hier verweilen wollen, benachrichtigen, wann die Sache vor sich gehen kann. Auch Sie, Herr Schleicher,“ fuhr er zu diesem gewendet fort, „werden uns begleiten, da Sie einen so wesentlichen Antheil an dieser Sache genommen haben. Bleiben Sie gleichfalls hier.“

Schleicher verbeugte sich und Schlabach verließ das Zimmer.

„Nun wird es doch endlich an den Tag kommen,“ sagte Herr v. Armand, als sie allein waren, „wer dieser räthselhafte Capitain Fierrabras ist, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Verbrechen begangen hat.“

„Das, lieber Alfred,“ nahm Aurelie das Wort, „ist durchaus kein Räthsel, denn dieser sogenannte Capitain Fierrabras, der mich und Martha

gewaltsam entführte, ist derselbe Jellinec, von dem ich Dir früher erzählt habe, dessen Bande uns, als Du, verwundet, von mir nach Gut Pilsen gebracht werden solltest, überfiel, Dich hülflos dem Tode preisgab und mich mit sich nach Starohora schleppte. Er hat unstreitig den unglücklichen Constant ermordet und jetzt ereilt ihn die Strafe für sein Verbrechen."

Diese unerwartete Aufklärung erregte von Neuem das Erstaunen der Anwesenden und man unterhielt sich noch darüber, als Schlabach zu den Versammelten zurückkehrte.

Er machte den Anwesenden die Mittheilung, wann die Fahrt nach Chateau Roses stattfinden könnte und erfuhr dagegen dasjenige, was sich in Betreff der Persönlichkeit des Capitains Fierrabras herausgestellt hatte.

Man trennte sich vorläufig, und Herr v. Armand ging mit seiner Gattin, Martha und Harry v. Rosen nach seiner Wohnung. Hier theilte er Aurelien mit, daß alle seine Bemühungen, Näheres über seine Mutter und Aureliens Eltern zu erfahren, ohne allen Erfolg geblieben seien und er daher beschlossen habe, sobald es sich thun ließe, nach Berlin zurückzukehren, um dann, sobald es irgend möglich, seine Nachforschungen wieder aufzunehmen.

Aurelie war zwar über die Erfolglosigkeit aller gemachten Anstrengungen sehr verstimmt, allein, da sie einsah, daß man sich in das Unvermeidliche fügen müsse, gab sie sich in der Hoffnung zufrieden, eine spätere Zeit werde bessere Resultate erreichen lassen.

Nachdem man in Chateau Roses gewesen, dort die Identität Victor Constants festgestellt und die nothwendigen Anzeigen gemacht hatte, begann die Untersuchung. Alle an derselben Betheiligten legten ihre Aussagen vor Gericht nieder, und da aus denselben hervorging, daß allerdings der Capitain Fierrabras, alias Jellinec, der Mörder Constants sein müsse, so wurde von Seiten der Behörde auf das Emsigste auf ihn gefahndet, allein umsonst.

Dem Zwerge war nichts Compromittirendes nachzuweisen, und Jellinec war durch seine Geliebte, die Waldlerche, und Wratislav, auf welchen seltsamer Weise kein Verdacht hingelenkt worden war, stets so gut unterrichtet, daß man seiner, bei aller Schlauheit und Thätigkeit der mit seiner Verhaftung Beauftragten, nicht habhaft zu werden vermochte. Man war genöthigt, die Untersuchung einstweilen ruhen zu lassen.

*   *

*

Schlabach saß nach seiner Rückkehr von Chateau Roses in seinem Zimmer und war mit einem für Schleicher bestimmten Briefe beschäftigt.

Er hatte nämlich mit Herrn v. Armand die Verabredung getroffen, daß dieser, bei seiner demnächstigen Abreise nach Berlin, den gewandten Schleicher dorthin mitnehmen sollte, um sich desselben bei seinen weiteren Nachforschungen über das Schicksal und den Aufenthalt der ihm nahestehenden Personen, oder in anderweitigen verwickelten Angelegenheiten zu bedienen.

Dies war jedoch nicht der einzige Grund, der ihn zur Sendung Schleichers nach Berlin veranlaßte.

Er hielt es, in Rücksicht sowohl der politischen, als der kirchlichen Interessen derjenigen Partei, welche er vertrat, für angemessen, in der Hauptstadt des norddeutschen Bundes einen zuverlässigen Beobachter und Berichterstatter zu haben, dem er sich, vorkommenden Falles, ohne Furcht vor etwaigen Indiskretionen anvertrauen könnte.

Dies war das eigentliche und hauptsächliche Motiv, welches der Sendung Schleichers zum Grunde lag, die jedoch den Nebenzweck hatte, dem Abgesendeten womöglich auf diese Weise eine Stellung zu verschaffen, durch welche die Zukunft desselben gesichert wäre und seine bisherigen Dienste belohnt würden.

Während er noch über die Mittel und Wege nachsann, durch welche dieser doppelte Zweck zu erreichen sein möchte, klopfte es an die Thür.

Es war der Kellner, welcher ihm einen Brief übergab.

Das Schreiben kam aus Wien und berief Schlabach dorthin zurück.

In demselben wurde Schlabachs Thätigkeit, während seines Pariser Aufenthaltes gelobt und ihm mitgetheilt, daß er zur Belohnung für seinen in den Angelegenheiten der Kirche bewiesenen Eifer zum Beichtvater einer hohen Person in Wien ernannt sei. Zugleich wurde er aber benachrichtigt, daß der Gang der Dinge, in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten auf dem Reichstage, seine Anwesenheit in Wien dringend wünschenswerth mache. Er möge daher seine Abreise von Paris so viel als möglich beschleunigen, um das Weitere mündlich zu vernehmen.

„Hm!" murmelte Schlabach, „da muß ich erst mit dem Baron sprechen."

Er klingelte und sagte zu dem wieder eintretenden Kellner:

„Bitten Sie den Baron v. Hohenhorst, sich zu mir zu bemühen."

Der Kellner zog sich zurück und Schlabach hatte kaum den erhaltenen Brief nochmals durchflogen, als Herr v. Hohenhorst in das Zimmer trat.

Schlabach ging ihm entgegen und sagte:

„Entschuldigen Sie, Herr Baron, daß ich Sie vielleicht gestört habe, allein mir sind so wichtige Nachrichten zugekommen, daß ich nicht umhin konnte, Ihre Gegenwart zu erbitten. Ein Brief, den ich vor wenigen

Minuten erhalten habe, macht es mir zur unabweislichen Pflicht, sobald als möglich nach Wien zurückzureisen, und dies ist der Grund, weshalb ich mir die Ehre Ihres Besuches erbat."

„Ich kann mir denken," sagte der Baron, „worüber Sie, hochwürdigster Herr, mit mir sprechen wollen, es ist in Betreff meiner Schwester."

„Jawohl," entgegnete Schlabach, „es würde mir lieb sein, zu hören, wie sich die Zukunft Ihrer Frau Schwester gestalten soll."

„Ich hatte die Absicht," sagte der Baron, „meine arme Schwester, nach all den Schlägen, welche sie so unerwartet und rasch hintereinander getroffen hatten, noch eine Zeit lang bei mir zu behalten, um sie durch den Umgang mit meiner Gattin, die von sehr heiterer Gemüthsart ist, wieder mit dem Leben auszusöhnen und gedachte dann, sie mit auf meine Güter nach Böhmen zu nehmen."

„Ich weiß nicht," erwiderte Schlabach, „ob dies vortheilhaft für den Gesundheitszustand Ihrer Frau Schwester sein dürfte. Ein längerer Aufenthalt hier in Paris würde vielleicht die nervöse Aufregung, in welcher sich Ihre Frau Schwester gegenwärtig beständig befindet, nicht verringern und ein Aufenthalt in Böhmen dieselbe noch steigern, was zu den schlimmsten Folgen führen könnte. Ich erinnere mich noch mit Schrecken an den Tag, an welchem sie vom straßburger Bahnhofe, wo sie der Ankunft des Kaisers von Oesterreich beiwohnen wollte, zu mir auf das Zimmer kam. Sie hatte Sie auf dem Bahnhofe gesehen und ihre aufgeregte Phantasie ließ sie in einem ihrer Bekannten, mit welchem Sie dort sprachen, ihren verstorbenen Verlobten, den Herrn v. Blumenau, erblicken. Ich kann Ihnen meine Bestürzung nicht beschreiben, als ich sah, in welchem aufgeregten Zustande sich Ihre Frau Schwester befand."

„Das glaube ich gern," entgegnete Hohenhorst, „denn noch später, als ich ihr diesen Freund, der allerdings eine entfernte Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Blumenau hat, in meinem Zimmer vorstellte, überfiel sie eine Schwäche, welche sie einer Ohnmacht nahe brachte, obwohl sie sich überzeugte, daß sie sich auf dem Bahnhofe getäuscht hatte und selbst jetzt noch darf man dieses seltsamen Zufalls in ihrer Gegenwart nicht erwähnen."

„Daraus werden Sie erkennen, Herr Baron," sagte Schlabach, „daß ein Aufenthalt in Böhmen nachtheilig auf den Gesundheitszustand Ihrer Frau Schwester einwirken würde. Dort befände sie sich in der Nähe des Schlachtfeldes, auf welchem ihre schönsten Lebenshoffnungen zu Grabe getragen wurden und sie würde täglich unwillkührlich an den unersetzlichen Verlust erinnert werden, welchen sie erlitten hat."

„Sie haben Recht, erwiderte der Baron nachdenklich, „aber wozu rathen Sie dann, da mein Vorhaben allerdings bedenklich ist."

„Meiner Meinung nach," entgegnete Schlabach, „würde es am Besten sein, wenn Ihre Frau Schwester von hier aus in das elterliche Haus zurückkehrte. Ich würde es mit Vergnügen übernehmen, sie dorthin zurückzubringen, wie ich sie von da hierher gebracht habe. Es würde mir auch nicht schwer werden, die Schwierigkeiten zu beseitigen, und die Mißverständnisse auszugleichen, die sich bei der ersten Zusammenkunft zwischen Ihrer Frau Schwester sehr leicht erheben und den Frieden des Hauses, sowie das Glück der Familie auf die Dauer zerstören könnten. Ich darf von meiner Stellung hoffen, daß es mir gelingen werde."

„Das wird es ohne Frage," erwiderte Hohenhorst, „und ich bin mit Ihrer Ansicht, hochwürdigster Herr, vollkommen einverstanden. Ich werde sogleich zu meiner Schwester gehen, sie auf die Abreise vorbereiten und sie aufmerksam machen, zu welchem Dank sie Ihnen abermals verpflichtet ist."

„Was ich in dieser Angelegenheit thue," sagte Schlabach, „hat nicht den mindesten Anspruch auf Dank; es ist die Pflicht meines Amtes."

Nach diesen Worten erhob er sich und reichte dem Baron die Hand, welche dieser mit Rührung ergriff und herzlich drückte.

Als Hohenhorst das Zimmer verließ, trat Schleicher in dasselbe ein und machte eine tiefe Verbeugung vor dem sich enrfernenden Baron.

„Gut, daß Sie kommen," sagte Schlabach, als sie allein waren, zu Schleicher. „Es giebt für Sie neue Aufträge und einen anderen Wirkungskreis. Hier sind wir fertig und müssen uns, vorläufig wenigstens, trennen. Sie werden nach Berlin reisen und von mir die nöthigen Empfehlungsbriefe erhalten, während ich nach Wien zurückkehre. Ich werde mit Herrn v. Armand, der Ihnen in Betracht des großen Dienstes, welchen Sie ihm geleistet haben, außerordentlich wohl will, in Betreff Ihrer heute noch sprechen. Er wird Sie mitnehmen, so daß Sie in Ansehung Ihrer Subsistenz ganz außer Sorgen sein können; denn auch ich werde es meinerseits an nichts fehlen lassen."

„So schmerzlich mir es auch ist," entgegnete Schleicher, „mich von Ihnen, wenn auch nur vorübergehend, trennen zu müssen, so bin ich doch bereit, jeden Auftrag zu vollziehen, den Sie mir ertheilen."

„Nun, so gehen Sie, lieber Schleicher, treffen Sie Ihre Reisevorbereitungen und folgen Sie Ihrem Berufe, den Sie, wie ich weiß, treulich erfüllen werden. Leben Sie wohl."

Er reichte Schleicher seine Hand und dieser empfahl sich. — — —

Am Tage nach diesen getroffenen Verabredungen reiste Natalie, nach einem herzlichen Abschiede von ihrem Bruder, der es übernahm, ihre Anrechte auf den sehr bedeutenden Nachlaß Victor Constant's zu vertreten, in Begleitung der Frau Warren, mit Schlabach in ihre Heimath zurück. Der

Letztere war mit den Resultaten seiner Wirksamkeit in Paris zufrieden, und Natalie pries dankbar ihr Geschick, welches ihrem Leben noch eine so günstige Wendung gegeben hatte.

Auch Herr v. Armand beschloß, Paris zu verlassen. Es war ihm nicht gelungen, eine Spur von seiner Mutter oder von den Eltern Aurelien's aufzufinden. So sehr sich die Letztere über das Fehlschlagen ihrer liebsten Hoffnung betrübte, so sah sie doch die Nutzlosigkeit eines längeren Aufenthaltes ein und willigte daher in die Abreise.

Martha und Harry v. Rosen hatten sich gegenseitig erklärt und es ward verabredet, daß er zu seinen Eltern reisen solle, um deren Einwilligung zu erlangen. Dann sollten diese mit ihm nach Berlin kommen und die Hochzeit in der Wohnung Armand's und Aureliens gefeiert werden.

Wratislav hatte im Auftrage des unentdeckbar verborgenen Jellinec, der geschworen hatte, sich um jeden Preis an Aurelie und Martha zu rächen, die Wohnung des Herrn v. Armand beständig überwacht und listig Tag und Stunde der Abreise erspäht.

Als nun Herr v. Armand mit seiner Gattin, in Begleitung Harry's v. Rosen und Martha's nach Berlin fuhr, saßen Jellinec und Wratislav, voller Jubel über ihre gelungene List, in einem Coupé desselben Eisenbahnzuges, welcher das Ehepaar und die glücklichen Brautleute nach der Hauptstadt des norddeutschen Bundes führte. Aber ihr Jubel war zu frühzeitig; sie ahnten nicht, daß ihr böser Genius an ihrer Seite saß, Schleicher, den Armand auf Schlabachs Empfehlung mit nach Berlin nahm.

Dreißigstes Kapitel.

Napoleon III. (1831—1846.)

Wir kehren nun, am Schlusse dieses Bandes zur Uebersicht der Lebensschicksale des Kaisers Napoleon zurück, deren Darstellung wir mit dem Jahre 1831 abgebrochen.

Am 22. Juli 1832 erlag der Herzog von Reichstadt, der Sohn Napoleon I. im kaiserlich österreichischen Lustschlosse zu Schönbrunn seinen langjährigen Leiden, der Schwindsucht.

Dies Ereigniß, so traurig es auch war, erhob von Neuem den Muth und die Hoffnungen Louis Napoleons, der es sich nie verziehen hatte, daß



Eugenie, Kaiserin von Frankreich.

er in den Julitagen des Jahres 1830 nicht an Ort und Stelle gewesen war, um die vom Haupte Karl X. herabgeschleuderte Krone aufzuheben.

Nach dem Tode des einzigen unmittelbaren Erben seines Oheim's, sah er sich als den rechtmäßigen Nachfolger desselben an und wartete nur auf die Zeit, welche ihm Gelegenheit zum thätigen Eingreifen in den Gang der Begebenheiten bieten würde.

Eine solche Gelegenheit hatte sich ihm zwar gleich nach seiner Rückkehr aus England nach der Schweiz im Jahre 1831 gezeigt.

Er erhielt nämlich am 21. August einen Brief, in welchem die bedeutendsten Männer unter den damals gegen Rußland aufgestandenen Polen, ihm die Führerschaft des Insurgentenheeres antrugen.

Louis Napoleon antwortete: „Vor allen Dingen gehöre ich Frankreich an, und übrigens werde ich der heiligen Sache Polen's wirksamer dienen, wenn ich als Freiwilliger an Ihrer Seite kämpfe."

Wirklich war er auch nach einigen Wochen im Begriffe, sich zur polnischen Insurrectionsarmee zu begeben, als er unterweges den Fall Warschau's erfuhr und wieder umkehrte, da nun doch für die Polen Alles verloren war.

Er war demnach genöthigt, zu warten und suchte diese Zeit, soviel es nur immer möglich war, zu benutzen, um die Zukunft für seine Pläne günstig zu gestalten.

Er wußte sehr wohl, daß er, um seine Absichten auf Frankreich zu verwirklichen, zweier mächtiger Stützen bedurfte, des Militairs und der Geistlichkeit.

Für den Augenblick vermochte er auf das Erstere nicht einzuwirken, daher suchte er sich mit der zweiten zu befreunden und zeigte sich überall als eifriger Anhänger des Katholicismus.

Später, als die Verwickelungen, in welche die Schweiz mit dem deutschen Bunde, mit Oesterreich und Frankreich, wegen des den politischen Flüchtlingen gestatteten Aufenthalts gerieth, deren Ausweisung von den genannten Regierungen gefordert, und deren Ausführung von der Schweiz in der verlangten Ausdehnung verweigert wurde, fand Louis Napoleon Gelegenheit, mit vielen Officieren der jungen und alten Armee Correspondenzen einzuleiten und Einverständnisse anzuknüpfen, die gegen Ende des Jahres 1834 sehr zahlreich und bedeutend wurden.

Diese Eröffnungen, die bei einigen Officieren höheren und bei vielen niedrigen Grades ziemlich bedeutenden Anklang gefunden hatten, wurden so vorsichtig und geheim gemacht, daß das Mißtrauen der Regierung nicht geweckt wurde.

Die Wichtigkeit Straßburg's als Festung, ihre Lage unweit der Gränze, der Umstand, daß die Besatzung des Ortes großen Theils aus Artillerie bestand, einer Waffe, der einst sein Oheim angehört und welcher er sich selbst gewidmet hatte, Alles das machte, daß diese Stadt zum ersten Schauplatze der Ausführung seines Planes ausersehen wurde.

Zu den Anhängern des kaiserlichen Prätendenten gehörten vornehmlich der Obrist Vaudrey, Commandant des vierten Artillerieregiments, der

Commandant Parquin, Layly, Gricourt, Querrolles nebst Anderen und die Schauspielerin und Sängerin Gordon, deren Vater Capitain in der kaiserlichen Garde gewesen war und die sich unablässig bemühte, Propaganda für ihn zu machen.

Am 25. October 1836 verließ der Prinz Arenenberg unter dem Vorwande einer seit langer Zeit verabredeten Jagdpartie, und nahm von seiner Mutter Abschied.

Die Königin Hortense, welche seine Pläne ahnen mochte, steckte ihm den Trauring Napoleon I. und der Kaiserin Josephine an den Finger und sagte dabei:

„Wenn Dir eine Gefahr drohen sollte, so ist dies hier ein Talisman dagegen."

Am 28., gegen eilf Uhr Abends, kam der Prinz in Straßburg an, hatte eine Unterredung mit Oberst Vaudrey, versammelte seine Anhänger, begab sich um sechs am anderen Morgen in die Kaserne des vierten Artillerieregiments, das ihn mit Begeisterung aufnahm, und marschirte dann nach dem Quartier des Generals Voirol, den er zu gewinnen hoffte.

Dies glückte jedoch nicht; er ließ den General verhaften und begab sich nach der Kaserne Finkmatt, woselbst das sechsundzwanzigste Linieninfanterieregiment lag, welches er auf seine Seite zu ziehen hoffte.

Hier aber scheiterte das Unternehmen an der Entschlossenheit des Lieutenant Pleignier, vom sechsundvierzigsten Regimente, und des Obersten Taillandier.

Der Lieutenant Pleignier warf sich auf den Prinzen, der, nebst Parquin, nach kurzem Kampfe gefangen genommen wurde.

Sobald die Sängerin Gordon die Verhaftung des Prinzen erfuhr, hatte sie die Geistesgegenwart, eigenhändig die sämmtlichen auf das Unternehmen bezüglichen Papiere zu verbrennen und rettete dadurch Viele, die außerdem höchst wahrscheinlich ein schlimmeres Schicksal betroffen haben würde, als den Prinzen selbst.

Die Königin Hortense eilte, als sie den Ausgang der Sache erfuhr, trotz aller sie bedrohenden Gefahren, nach Paris, um bei dem Könige Louis Philipp Fürbitte für das Leben ihres Sohnes einzulegen.

Der König ließ Louis Napoleon nach Lorient führen und am 21. November segelte er auf einer Fregatte, welche der Capitain de Villeneuve commandirte, nach Rio Janeiro.

Hier erfuhr er, daß seine Anhänger von den Geschworenen sämmtlich freigesprochen worden waren, und in New-York, wohin er sich nach kurzem Aufenthalte in Rio begab, empfing er Briefe von seiner Mutter, die ihn unterrichteten, daß es mit ihrer Gesundheit sehr schlimm stände, und den

Wunsch aussprachen, daß er bald möglichst nach Europa zurückkehren möchte, damit er in ihren, vielleicht bald bevorstehenden, letzten Stunden, bei ihr sein könnte.

Er kam dieser Aufforderung unverweilt nach und langte noch zur rechten Zeit in Arenenberg an, um seiner Mutter, die am 3. October 1837 starb, die Augen zuzudrücken.

Die französische Regierung gestattete, obschon sie über die Rückkehr des Prinzen sehr erbittert war, daß die sterbliche Hülle Hortensen's an der Seite ihrer Mutter beigesetzt ward.

Als Louis Napoleon aber später sah, daß der schweizerischen Regierung durch seinen Aufenthalt in Arenenberg ernsthafte Schwierigkeiten von Seiten Frankreichs bereitet wurden, die in offene Feindseligkeiten auszubrechen drohten, verließ er die Schweiz und nahm seinen Aufenthalt in London.

Von hier aus erneuerte der Prinz den Versuch, das Unternehmen zu verwirklichen, welchem er sein Leben geweiht hatte und wählte dazu einen Zeitpunkt, der allerdings geeignet war, einen Erfolg zu versprechen, wenn Louis Napoleon bei dem Volke und den Soldaten die nothwendige Unterstützung fand.

Wenige Monate vorher war die Asche des ersten Napoleon von Sanct Helena nach Paris gebracht und im Invalidendome beigesetzt worden.

Zugleich hatte Frankreich durch einen Tractat, welchen England in der orientalischen Angelegenheit mit den drei übrigen Großmächten abgeschlossen hatte, eine tiefe, von der ganzen Nation empfundene Demüthigung erfahren und der Zufall es gefügt, daß mehrere Regimenter, welche sich in Straßburg dem Prinzen nicht abgeneigt zeigten, die Garnison mehrerer Küstenstädte bildeten.

In Boulogne, wo zwei Compagnien des zweiundvierzigsten Regiments standen, war Aladenize, ein Lieutenant dieses Regiments, einer der eifrigsten Verschwörer für die bonapartistische Sache.

In Lille und Saint Omer waren Verbindungen angeknüpft, und Offiziere aller Grade hatten ihren sofortigen Beitritt zugesichert, sobald sich ein fester Kern gebildet haben würde. Zu diesem gehörten der Marschall Clauzel, die Generale Duchant, Montholon und Magnan, der frühere Escadronchef vom Generalstabe, Duff v. Mesonan, Fialin de Persigny, Parquin und Andere.

Nachdem die Geldmittel beschafft waren, wurde das Dampfschiff „Schloß Edinburg" gemiethet, auf das Waffen, Uniformen, ein Wagen,

Pferde, Gepäck aller Art und nicht nur ein hölzerner, frisch vergoldeter, sondern auch ein gezähmter, lebendiger Adler gebracht wurden.

Am Morgen des 5. August 1840 ging der Prinz mit seinen Anhängern am Bord und kam, wegen eines heftigen Sturmes, erst am 6. August, Morgens um drei Uhr, in Sicht der französischen Küste.

Um vier Uhr Morgens näherte sich das Schiff der etwa drei Viertelstunde von Boulogne entfernten Küste von Wimeraux und setzte den Prinzen und seine Anhänger an das Land. Es waren ihrer dreiundzwanzig, welche von dem Lieutenant Aladenize und drei Gefährten am Strande erwartet wurden.

Unter Vorantragung des Adlers begaben sich der Prinz und seine Anhänger nach Boulogne. Allein auch diesmal scheiterte das Unternehmen daran, daß die Soldaten nicht zu gewinnen waren und an der Entschlossenheit des Capitain Col Puygellier in der Kaserne, nach welcher der Prinz mit den Seinigen marschirt war. Der Capitain machte Miene, auf den Prinzen loszugehen und befahl, sich zu entfernen.

Ein Schuß, der einen Grenadier niederstreckte, gab den Ausschlag. Die Soldaten begannen eine feindselige Bewegung, als sie ihren Kameraden fallen sahen, und Louis Napoleon wurde gezwungen, sich mit seinen Gefährten zurückzuziehen.

Er gelangte an die Säule, welche dem Ruhme der großen Armee auf dem Platze errichtet worden, wo in früheren Jahren das Lager von Boulogne stand.

Aber schon erschienen Nationalgarden, Linientruppen und Gensdarmen, um den Prinzen und seine Gefährten gefangen zu nehmen.

Diese eilten an das Ufer des Meeres, um sich wieder einzuschiffen allein das Dampfschiff, das sie gebracht hatte, war bereits wieder in die hohe See gestochen.

Man fand einen Kahn, schob ihn mühsam in's Wasser und stürzte sich in denselben. In diesem Augenblicke gab eine Abtheilung Nationalgarde Feuer und tödtete den früheren Militairintendanten Foure und einen Polen. Oberst Voisin ward verwundet.

Zugleich schlug der Kahn um und die darin Befindlichen kämpften mit den Wellen. Einige Boote wurden mit Soldaten und Gensdarmen besetzt, und diese nahmen die Flüchtigen sämmtlich gefangen.

Der Prinz und seine Gefährten wurden nach Paris gebracht und am 28. September vor den Pairsgerichtshof gestellt.

Am 6. October sprach der Pairsgerichtshof sein Urtheil. Louis Napoleon ward zu lebenslänglichem Gefängniß in der Festung Ham, der General Montholon, Fialin de Persigni, Denis, Parquin und Jules Lon-

bard zu zwanzig, Mésonan zu fünfzehn, Napoleon Orano, Theodor Forestier und Oberst Voisir zu zehn, Dr. Henry Conneau zu fünf und Etienne Laborde zu zwei Jahren Gefängniß, der Lieutenant Charles Aladenize aber zur Deportation verurtheilt.

Vier Mitangeklagte, Prosper Desjardins, Matthieu Galvani, Alfred d'Alembert und François Bure wurden freigesprochen.

Louis Napoleon ward nach der Festung Ham in der Picardie geführt und verlebte dort fast sechs Jahre. Er beschäftigte sich daselbst mit Studien und schriftstellerischen Arbeiten.

Als sein Vater sein Ende herannahen fühlte, sprach er den Wunsch aus, Louis Napoleon noch einmal vor seinem Tode zu sehen, und dieser wendete sich an die damalige französische Regierung, um die Reiseerlaubniß zu erhalten.

Seine Bitte ward ihm jedoch abgeschlagen und sein Vater starb, ohne ihn gesehen zu haben, am 25. Juli 1846.

Von diesem Augenblicke ab sann der Prinz auf Freiheit.

Am 25. August 1846 gelang es ihm, mit Hülfe seines Freundes, des Dr. Henry Conneau, Ham unbemerkt zu verlassen, und mit seinem Kammerdiener, Charles Thélin, Valenciennes zu erreichen. Hier bestiegen sie den Eisenbahnzug nach Brüssel und reisten von dort über Ostende nach England. —

Dr. Conneau, der seine Strafe beinahe verbüßt hatte, wurde in Folge dessen gefesselt nach Peronne geschafft und von dem dortigen Gerichte zu einer weiteren Gefängnißstrafe von drei Monaten verurtheilt.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Präsident der französischen Republik.

Zwei Jahre lang lebte Louis Napoleon in London den Studien und dem Vergnügen, ohne daß sich etwas der Mittheilung besonders Würdiges zugetragen hatte.

Plötzlich flog eine Staunen erregende Nachricht über den Kanal. Im Februar 1848 war in Paris eine Revolution ausgebrochen, König Ludwig Philipp und seine Familie waren vertrieben und hatten, nach mancherlei

Gefahren und längerem Umherirren an der französischen Küste, England erreicht, um hier Zuflucht zu suchen und zu finden.

Kaum war diese Nachricht bis zu Louis Napoleon gedrungen, als sein Entschluß auch schon gefaßt war. Er ging, ohne eine Stunde zu verlieren, mit dem ersten besten Dampfschiffe nach Boulogne, um von dort nach Paris zu eilen.

Dieses Schiff war dasselbe, welches den flüchtigen Herzog von Nemours und dessen Begleiter Biesta und Arragon nach England gebracht hatte.

Als der Prinz Napoleon und sein Begleiter Fialin de Persigny in Boulogne ankamen, sollte eben der Eisenbahnzug nach Paris abgehen. Sie stiegen in den Waggon in dem Augenblicke, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben werden sollte.

In dem Coupé fanden sie bereits zwei Passagiere; es waren die Begleiter des Herzogs von Nemours, welche nach Paris zurückkehrten.

Biesta, welcher den Prinzen Napoleon in Ham einmal besucht hatte, erkannte ihn sogleich wieder und es kam bald eine lebhafte Unterhaltung in Gang.

In Amiens zeigte es sich, daß man den eben abgegangenen Eisenbahnzug um wenige Minuten verfehlt hatte und den nächsten zur Weiterreise abwarten mußte.

Dieser aber kam nicht ganz bis Saint Leu; denn man erfuhr auf der letzten Station vor diesem Orte, daß die Eisenbahn in der Richtung von Pontaise zerstört worden war und ein furchtbares Unglück funfzehn bis zwanzig Personen das Leben gekostet hätte.

Es war dies derselbe Zug, welchen man in Amiens um so wenige Augenblicke verfehlt hatte. Wunderbare Fügung des Geschicks! Ohne diese Verspätung hätte die Geschichte Frankreichs, Europas, ja der ganzen civilisirten Welt eine andere Wendung genommen und sich anders entwickelt.

Es war natürlich, daß der Prinz sich in Ungewißheit befand, wie ihn die eingesetzte provisorische Regierung empfangen würde, da das Verbannungsgesetz gegen die Familie Napoleon noch nicht aufgehoben war und er schrieb daher, auf den Rath seiner Reisegefährten, um seine Ankunft in Paris mit dem Erbieten anzuzeigen, daß er sich wieder entfernen wolle, falls seine Anwesenheit der Errichtung einer Republik Hindernisse in den Weg legen sollte.

Da in verschiedenen Stadttheilen von Paris schon vor Ankunft des Prinzen bereits Placate, welche zu Gunsten Louis Napoleon's sprachen, angeschlagen, aber auf Befehl der provisorischen Regierung wieder entfernt worden waren, so hielt diese die Anwesenheit des Prinzen in der

Stadt nicht für angemessen und beantwortete seinen Brief mit der Weisung, Paris sofort zu verlassen.

Der Prinz leistete dieser Aufforderung Folge, schrieb aber vorher einen zweiten Brief an die neue Staatsgewalt, in welchem er sagte:

„Nach einer dreiunddreißigjährigen Verbannung und Verfolgung glaube ich das Recht erworben zu haben, auf dem Boden des Vaterlandes eine bleibende Stätte zu finden.

„Sie glauben, meine Gegenwart in Paris könne Anlaß zu Verwicklungen geben und ich entferne mich daher für den Augenblick.

„Sie sehen in diesem Opfer die Reinheit meiner Absichten und meiner Vaterlandsliebe."

Und er kehrte nach England zurück.

War die junge Republik durch das beständige Hin- und Herwogen der Parteien und namentlich durch den verderblichen Einfluß, welchen sich die Rothen, die socialistisch und communistisch Gesinnten, auf die Massen zu verschaffen gewußt hatten, in ihrer Existenz bedroht, so waren die Gefahren, denen die Nationalversammlung ausgesetzt war, nicht geringer; denn die Parteien standen sich innerhalb derselben nicht weniger schroff gegenüber, als ihr in ihrer Gesammtheit von Außen her die Social-Demokraten und Communisten feindselig entgegen traten.

Diese Gefahren und die Enthüllungen, welche durch die Einsicht in die Papiere der Verschwörer an das Tageslicht traten, machten es auch für das blödeste Auge einleuchtend, daß unbedingt eine Autorität hergestellt werden müsse, welche stark genug wäre, die in ihrem innersten Wesen bedrohten Fundamente der Gesellschaft zu schützen.

Je mehr indessen diese Nothwendigkeit in den Vordergrund trat, um so höher stiegen die Schwierigkeiten, welche sich der Familie Bonaparte und namentlich Louis Napoleon, entgegen stellten; denn es gab in der Nationalversammlung eine Partei, die entschieden antibonapartistisch war.

Louis Napoleon ertrug diese Gegnerschaft mit ebenso rühmlicher Geduld, als er ihr gegenüber mit bewundernswürdiger Klugheit handelte.

Bei den am 6. Juni stattfindenden Nachwahlen wurde Louis Napoleon in nicht weniger als vier Departements in die Nationalversammlung gewählt, trotzdem daß am 26. Mai der Abgeordnete Vignerte, in Betreff der zwei bereits in der Nationalversammlung sitzenden Mitglieder der Familie Bonaparte, mit Bezugnahme auf die noch gegen diese Familie bestehenden Verbannungsgesetze, gesagt hatte, daß die vom Volke gewählten Mitglieder dieser Familie für jetzt der Nationalversammlung nur provisorisch angehören könnten.

Gegen diese Erklärung legte der Sohn Jerome's, Prinz Peter Na-

poleon, einen energischen Protest ein, und dieser Angriff lenkte die Aufmerksamkeit des Volkes in höherem Maße auf die Mitglieder der Familie Bonaparte.

Dies war noch vielmehr der Fall, als Louis Bonaparte's Wahl zum Volksvertreter, die er angenommen hatte, von der Executivcommission der Nationalversammlung angefochten wurde.

Als der Prinz in London von den Stürmen hörte, welche seine Wahl in der Nationalversammlung erregt hatte, schrieb er an den Präsidenten derselben einen Brief, in welchem er von der Wahl zurücktrat, obwohl seine Zulassung von ungefähr zwei Drittheilen der Versammlung beschlossen worden war.

Inzwischen wurde die furchtbare Junischlacht gegen die socialistischen und communistischen Arbeitermassen geschlagen, und der, von der Nationalversammlung zum Dictator ernannte General Cavaignac, verschaffte der Ordnung den Sieg über die Anarchie.

Die zur Untersuchung der Juniereignisse eingesetzte Commission erstattete ihren Bericht, in dessen Folge die Abgeordneten Louis Blanc und Caussidière der Mitschuld so verdächtig erschienen, daß man die Ermächtigung zu ihrer gerichtlichen Verfolgung nachsuchte und erhielt. Beide entflohen aber nach England.

Zum Ersatz für mehrere, in den Junitagen gefallene, oder in Folge derselben in Anklagezustand versetzte Deputirte, hatten Ersatzwahlen stattgefunden und Prinz Louis Napoleon war abermals in fünf Departements gewählt worden.

Er schrieb an Marast, den Präsidenten der Nationalversammlung, zeigte ihm an, daß er die auf ihn gefallene Wahl annehme und erschien am 26. September in der Nationalversammlung, ohne daß seine Wahl weiter angefochten wurde.

Bei der nun erfolgenden Berathung der neuen Verfassung stellte sich abermals die Feindseligkeit, welche eine Partei der Nationalversammlung gegen Louis Napoleon hegte, deutlich heraus.

Nach dem Artikel 45 sollte der Präsident auf vier Jahre mit der Bestimmung gewählt werden, daß erst nach einem Zwischenraume von vier Jahren dieselbe Person wieder gewählt werden könnte. Die Wahl selbst sollte durch allgemeine Abstimmung erfolgen.

Zu diesem Artikel machte der Abgeordnete Antony Thouret einen Zusatzantrag: daß es nicht gestattet sein sollte, irgend ein Mitglied derjenigen Familien, welche bis jetzt über Frankreich geherrscht hätten, zum Präsidenten oder Vicepräsidenten der Republik zu wählen.

Dieser Antrag, der übrigens gar nicht zur Discussion kam, weil ihn

sein Urheber selbst aufgab, war ganz offenbar gegen die Person Louis Napoleons gerichtet.

In einer der Sitzungen, in welcher der Prinz nicht gegenwärtig war, wurde gefragt, mit welchem Rechte er sich zum Candidaten für die Präsidentschaft aufwerfe? und dem Fragenden geantwortet: „Kraft seines Bürgerrechts." Es entstand hierauf ein unbeschreiblicher Tumult, mit welchem die Sitzung endete.

Am anderen Tage erschien der Prinz in der Versammlung, bedauerte den seinetwegen vorgekommenen Vorfall und erklärte, daß er von der öffentlichen Meinung eine Candidatur annehme, die er nicht gesucht habe.

Am 10. Dezember 1848 ward der Prinz Louis Napoleon mit 5,562,834 Stimmen zum Präsidenten der Republik erwählt, und am 20. desselben Monats als solcher proclamirt und vereidet.

Der neue Präsident umgab sich nun mit einem Ministerium, dessen Hauptstütze Odilon Barot war; allein es entstanden bald Zwistigkeiten zwischen dem Staatsoberhaupte und mehreren Ministern, so daß Einige derselben ihre Entlassung nahmen.

Er ernannte auch den Marschall Bageaud zum Oberkommandirenden der Alpenarmee und übertrug dem General Changarnier das Commando der Nationalgarden der Seine und der Truppen aller Waffengattungen in Paris und allen Ortschaften der ersten Militairdivision.

Diese Maßregeln zeigten deutlich, daß der Präsident von vornherein entschlossen war, seinen eigenen und nicht den Weg einer Partei zu gehen.

Dies hatte natürlicher Weise Zerwürfnisse mit der Nationalversammlung zur Folge, die nun bei jeder Gelegenheit darauf ausging, dem Präsidenten das Regieren zu erschweren, wo nicht unmöglich zu machen.

Aber auch außerhalb der Nationalversammlung traten bedenkliche Symptome hervor, die in einem gewissen Zusammenhange mit den Bestrebungen der Abgeordnetenversammlung standen.

Die Clubs entwickelten, der Haltung der Staatsregierung gegenüber, eine Thätigkeit, welche dieser die Ueberzeugung gab, daß sie dem Treiben der Clubs energisch entgegentreten müsse, wenn sie sich überhaupt halten wolle.

In Folge dessen legte sie der Nationalversammlung ein Gesetz vor, welches die Schließung der Clubs verfügte, und verlangte die sofortige Berathung dieses Gesetzentwurfes, als eines dringlichen.

Man verneinte die Dringlichkeitsfrage, weil man das Ministerium stürzen wollte, und Ledru Rollin brachte einen Antrag ein, das Ministerium in Anklagezustand zu setzen, der sich unter Anderem auch auf das beharrliche Verlangen des Ministers stützte, die Clubs zu schließen.

Unterdessen einigten sich die Clubs dahin, daß am 29. Januar 1849 ein Aufstand ausbrechen, die Nationalversammlung aufgelöst, der Prinz-Präsident gefangen genommen, ein Wohlfahrtsausschuß eingesetzt, die rothe Fahne aufgepflanzt und die sociale Republik proclamirt werden sollte. Allein die Staatsgewalt traf alle nöthigen Verfügungen, sich dieser drohenden Empörung gegenüber zu halten, und es gelang ihr, vermittelst der getroffenen energischen Maßregeln, den Aufstand zu bewältigen.

Diese Vorfälle brachten die Nationalversammlung, deren Mehrzahl nicht überwiegend genug war, um die unruhige und entschlossene Minderzahl, die allaugenblicklich die öffentliche Sicherheit gefährdete, zu bändigen, dem Präsidenten und der öffentlichen Meinung gegenüber, in eine schiefe Stellung. Sie mußte sich endlich, in Folge zahlreicher Aufforderungen aus allen Theilen des Landes, auflösen, während das Ansehen des Präsidenten täglich stieg.

Dazu trug eine zweite Handlung des Prinz-Präsidenten wesentlich bei. Es war dies die, am 25. April 1849 in's Werk gesetzte, Landung französischer Truppen unter Oudinot in Italien, zum Schutze des Papstes.

Am 15. November 1848 war der Minister des Papstes Pius IX., Rossi, auf offener Straße ermordet worden; Volk, Truppen und Bürgergarde waren vor den päpstlichen Palast gerückt, und hatten die Berufung einer constituirenden Versammlung und die Bildung eines neuen Ministeriums verlangt.

Man belagerte den päpstlichen Palast förmlich, baute Barrikaden und schleppte Leitern und Stricke herbei, um den Palast zu stürmen.

Endlich erschien der Advocat Galetti, einer der Führer der revolutionären Bewegung, auf dem Balcon und verkündete, daß er mit der Bildung des Ministeriums beauftragt sei, und die übrigen Forderungen des Volkes der Prüfung des Parlamentes unterbreitet werden sollten.

Das Volk, befriedigt, zerstreute sich und am Abende ward die Ministerliste, lauter dem Papste aufgedrungene Männer, bekannt gemacht.

Pius IX. entfloh am Abende des 24. Novembers, als schlichter Abbé verkleidet, aus seinem Palaste und begab sich nach Gaeta, auf neapolitanisches Gebiet, von wo aus er durch ein Breve eine Commission ernannte, welche in seinem Namen regieren sollte.

Hierauf wurde in Rom die Republik erklärt; als die Franzosen landeten ward die äußerste Vertheidigung der Stadt beschlossen und Garibaldi zum Dictator ernannt.

Nach Monate langem Kampfe gelang es den Franzosen endlich, sich Roms zu bemächtigen und die Engelsburg zu besetzen, nachdem Garibaldi

mit seinen Mannschaften und den übrigen Häuptern der römischen Revolution abgezogen war.

Sobald die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt war, kehrte der Papst von Gaeta nach Rom zurück.

Diese römische Expedition gewann dem Prinz-Präsidenten zwar den Clerus, brachte aber in der Nationalversammlung heftige Stürme hervor, die für Louis Napoleon bedrohlich zu werden schienen.

Ledru Rollin erklärte den Präsidenten und seine Minister einer groben Verletzung der Verfassung schuldig und fügte hinzu:

„Die Constitution ist verletzt, aber wir werden sie durch alle möglichen Mittel, selbst durch die Waffen vertheidigen."

Dieser nicht mißzuverstehenden Drohung folgten ähnliche durch die Presse und endlich ein Empörungsversuch, den Ledru Rollin und seine Gesinnungsgenossen leiteten, den aber der General Changarnier im Keime erstickte.

Ledru Rollin ward zur Flucht genöthigt, Paris in Belagerungszustand und die Nationalversammlung in Permanenz erklärt.

Die Letztere gab die Ermächtigung zur Verhaftung der bei dieser Emeute betheiligt gewesenen Repräsentanten. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen und sechs rothe Journale unterdrückt.

Am Ende Octobers wechselte der Präsident sein Ministerium und ernannte: Rayneval, Aeußeres; Ferdinand Barot, Inneres; d'Hautpoul, Krieg; Fould, Finanzen; Rouher, Justiz; Paricu, öffentlicher Unterricht; Admiral Desfosses, Marine; Dumas, Handel und Bineau, öffentliche Arbeit. Jedoch ward Rayneval sehr bald durch den Artillerie-General de la Hitte ersetzt.

Im Laufe des October wurde über die am 13. Juli verhafteten Theilnehmer an dem mißglückten Aufstande in Versailles Gericht gehalten. Siebzehn, worunter mehrere Abgeordnete, wurden zur Deportation und drei zu fünfjährigem Gefängnisse verurtheilt. Auch die Entflohenen, unter ihnen Ledru Rollin, traf die Strafe der Deportation. In Folge dieser Strafurtheile waren in sechszehn Departements dreißig und in Paris vier Neuwahlen nöthig. Die Letzteren fielen sämmtlich republikanisch, eine sogar völlig socialistisch aus; denn der rothe Candidat, Eugen Sue, trug den Sieg davon.

Diese Resultate des allgemeinen Stimmrechts beunruhigten die Nationalversammlung und sie genehmigte ein Gesetz, welches dasselbe beschränkte.

Unterdessen verflossen, unter steten Zwistigkeiten zwischen dem Präsidenten oder den Parteien, die Jahre, bis der 28. Mai 1851 herankam,

mit welchem das dritte und letzte Jahr der gesetzgebenden Versammlung anbrach.

Von diesem Tage an erlaubte die Constitution jeden Antrag auf ihre Revision. Ein solcher Antrag wurde in der weitgehendsten Weise gestellt und am 19. Juli 1851 darüber abgestimmt.

Da siebenundneunzig Stimmen an der gesetzlich bestimmten Zahl der für die Revision sich Aussprechenden fehlten, um die Majorität abzugeben, so war die Revision abgeworfen.

Dies Votum, über welches die Linke und die Rothen in hohem Grade triumphirten, trieb die Verhältnisse dergestalt auf die Spitze, daß der Präsident unabweislich in die Lage kam, von welcher Göthe sagt:

„Du mußt herrschen und gewinnen.
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Ambos oder Hammer sein."

Und wer wäre, wenn er die Wahl hat, nicht lieber Hammer als Ambos?

Da sich die Zerwürfnisse zwischen der Volksvertretung und dem Präsidenten der Republik immer schroffer gestalteten und der Letztere aus dem sogenannten Quästorenantrage, der den Präsidenten der National-versammlung auch zum Herrn der Armee machen wollte, auf das Klarste sehen konnte, daß die dem Prinz-Präsidenten feindselige Partei sich zum Hammer, ihn aber zum Ambos zu machen beabsichtigte, so mußte Louis Napoleon seinerseits wohl Bedacht darauf nehmen, die Sache umzukehren, wenn er es vermeiden wollte, über kurz oder lang selbst der ernstlich Gefährdete zu sein; denn seine persönlichen und prinzipiellen Gegner in der Nationalversammlung bedrohten ihn mit Anklage und Verhaftung.

Aber es waren nicht bloß persönliche Sicherheitsgründe, welche den Prinz-Präsidenten bei seinen Schritten leiteten; auch politische Erwägungen der ernstesten Art bestimmten ihn dazu.

Jedes kräftige Auftreten der Regierung nach Innen wie nach Außen war, in Folge der bestehenden Staatsform, unmöglich gemacht und eine Aenderung derselben gebieterisch gefordert, wenn Frankreich nicht zu gänzlicher Macht- und Einflußlosigkeit nach Außen, zu völliger Anarchie und Hülfslosigkeit nach Innen herabsinken sollte.

Die Rücksichtsnahme auf diese Dinge und Verhältnisse wirkten entscheidend auf die Entschlüsse, welche der Prinz Louis Napoleon faßte und ausführte.

Er traf also in aller Stille seine Vorbereitungen; das Heer und das Landvolk waren ihm, wie die Geistlichkeit, geneigt und bereit den Schrit-

ten des Präsidenten zuzustimmen. Paris war freilich in seinen Anschauungen getheilt und man mußte sich auf Widerstand gefaßt machen.

Am Morgen des 2. Decembers ward das Sitzungshaus der Nationalversammlung, sowie die wichtigsten Straßen und Plätze militairisch besetzt, und an die Straßenecken ward eine Proclamation angeschlagen, in welcher unter Anderem gesagt wurde:

„Die gegenwärtige Lage kann nicht länger dauern. Jeder Tag verschlimmert die Gefahren des Landes. Die Versammlung, welche die kräftigste Stütze der Ordnnng sein sollte, ist ein Heerd von Verschwörungen geworden.

„Der Patriotismus von dreihundert ihrer Mitglieder hat ihre verhängnißvollen Bestrebungen nicht aufhalten können.

„Anstatt Gesetze im allgemeinen Interesse zu geben, schmiedet sie Waffen für den Bürgerkrieg; sie vergreift sich an der Macht, welche ich unmittelbar vom Volke erhalten habe; sie ermuthigt alle schlechten Leidenschaften; sie gefährdet die Ruhe Frankreichs; ich habe sie aufgelöst und fordere das Volk zum Richter zwischen ihr und mir auf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Die Herausforderungen, die Schmähungen und Verläumdungen haben mich gleichgültig gefunden. Aber heute, wo der Grundvertrag nicht einmal von Denen mehr respectirt wird, welche ihn unaufhörlich im Munde führen, und da die Männer, welche schon zwei Monarchien zu Grunde gerichtet haben, mir die Hände binden wollen, um die Republik zu stürzen, heute ist es meine Pflicht, ihre ehrlosen Pläne zu vereiteln, die Republik aufrecht zu erhalten und das Land zu retten, mit Berufung auf das feierliche Urtheil des Volkes, des einzigen Souverains, den ich in Frankreich anerkenne."

Dann schlägt der Präsident dem Volke in dieser Proclamation die Grundsätze einer Verfassung vor, nach welcher das verantwortliche Staatsoberhaupt auf zehn Jahre gewählt wird; die Minister nur der Exekutivgewalt verantwortlich sind; ein Staatsrath die Gesetze vorbereitet und die Besprechungen derselben leitet; ein die Gesetze besprechender und genehmigender gesetzgebender Körper nach dem allgemeinen Stimmrechte gewählt wird; desgleichen eine zweite Versammlung als Gegengewicht und Hüter des Grundvertrags und der öffentlichen Freiheiten.

Dieser Proclamation war das eigentliche Auflösungsdekret angehängt, welches in kurzen Worten abgefaßt war, die Nationalversammlung auflöste, das allgemeine Stimmrecht wiederherstellte, die Zusammenberufung des Volks zu neuen Wahlen vom 14. bis 22. December ansetzte, den Belagerungszustand über Paris und die Umgegend verhängte, den Staats-

rath auflöste und den Minister des Innern mit Ausführung dieses Decretes beauftragte.

Ein zweites Decret zeigte die Zusammensetzung des neuen Ministeriums an und außerdem erschien eine Proclamation an das Heer.

Daß diese Maaßnahmen heftigen Widerspruch bei der Gegenpartei finden würden, war voraus zu sehen; allein da das Volk bei allen Schritten der Gegner des Präsidenten vollständig gleichgültig blieb und die Personen, welche sie thaten, nicht im Geringsten unterstützte, so war es natürlich, daß der Widerstand der Gegner bald gebrochen und die Hervorragendsten unter ihnen verhaftet und gleich darauf verbannt wurden.

Aber die Gegenpartei beruhigte sich nicht bei bloßen Protestationen und Decreten, sondern sie demonstrirte auch vermittelst offener Empörung.

Diese ward aber während des 3. und 4. December auf das Energischste bekämpft und niedergeschlagen, so daß am 4. Abends fünf Uhr der Sieg des Präsidenten vollständig entschieden war. Eine Proclamation des Präsidenten vom 8. December bestätigte diese Thatsache und dankte der Bevölkerung, namentlich den Arbeitern, für die ruhige Haltung während der Insurrectionstage.

Am 20. und 21. December fand die Abstimmung statt, und Louis Napoleon ward mit 7,800,000 Stimmen gegen 650,000 zum Präsidenten der Republik auf zehn Jahre erwählt.

Als Louis Napoleon am 28. Juni die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers schloß, sagte er in seiner Rede.

„Es giebt in Frankreich eine von Glauben und Liebe zum Guten beseelte Regierung. Sie beruht auf dem Volke, der Quelle aller Macht; auf der Armee, der Quelle aller Kraft; auf der Religion, der Quelle aller Gerechtigkeit."

Vom 24. September 1852 an besuchte der Prinz-Präsident auf einer Rundreise die südlichen Provinzen des Reichs und ward überall mit der größten Begeisterung empfangen.

Diese Begeisterung war auch sehr natürlich. Sie entsprang aus einer Mischung von Gefühlen, in denen die Erinnerung an die ruhmreiche erste Kaiserzeit, zu welcher der Name des Prinzen aufforderte, mit dem Gedanken an die Verdienste zusammenfloß, welche der Präsident sich durch Niederwerfung der socialistischen und anderer wühlerischer Umtriebe, durch seine Reformen auf dem Gebiete des Finanz- und Steuerwesens und namentlich durch Wiederherstellung der, im Allgemeinen und Ganzen, dem Volke unentbehrlichen und deshalb werthvollen Ruhe erworben hatte.

Aus diesen Gründen lag es nahe, daß überall sich der Wunsch nach

einer Wiederkehr des Kaiserthums zeigte und der Ausdruck dieses Wunsches dem Prinz-Präsidenten in der manigfaltigsten Form zu Gehör kam.

Als er daher nach Paris zurückgekehrt war, erließ er am 19. desselben Monats eine Botschaft, durch welche er den Senat einberief, um denselben einen Antrag auf Verfassungsveränderung vorzulegen.

Dieser Antrag lautete natürlich auf Wiederherstellung des Kaiserthums, welche von Seiten des Volks verlangt worden sei.

Der Senat erklärte sich mit dem Antrage der Regierung einverstanden, und verfügte sich in feierlichem Zuge nach Saint Cloud, um den Prinz-Präsidenten von seinem zustimmenden Beschlusse in Kenntniß zu setzen.

Noch an demselben Tage ward ein Derect ausgefertigt, in welchem der 21. und 22. November zur Volksabstimmung über die Wiederherstellung des Kaiserthrones festgesetzt und der gesetzgebende Körper, zur Stimmzählung, auf den 25sten desselben Monats einberufen wurde.

Am letzten Tage des Novembers war das Stimmgeschäft beendet und 7,839,552 Stimmen hatten sich gegen 254,501, für die Wiederherstellung des Kaiserthrones erklärt.

Am ersten December 1852 begaben sich die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, mit ihrem Präsidenten an der Spitze, Abends um 8 Uhr bei Fackelschein nach Saint Cloud, woselbst sich auch der Senat und die Mitglieder des Staatsrathes eingefunden hatten.

Auf die Anreden Billault's, Präsidenten des gesetzgebenden Körper's und Mesnard's, Vicepräsidenten des Senat's, erwiderte Louis Napoleon unter Anderem:

„Ich bin durchdrungen von Dankbarkeit gegen die Nation, welche drei Mal in vier Jahren mich durch ihre Stimmen unterstützt und jedes Mal ihre Majorität nur vergrößert hat, um meine Macht zu steigern. — — — — — — — — — — — —

„Ich nehme von heute an mit der Krone den Namen Napoleon III. an, weil die Logik des Volkes mir denselben schon in seinen Acclamationen beigelegt, weil der Senat ihn gesetzlich vorgeschlagen, und weil die ganze Nation ihn ratificirt hat."

Am zweiten December 1852 ward unter ungeheurem Zudrange des Volkes, früh um zehn Uhr auf dem Stadthause das Kaiserthum feierlich ausgerufen, während der Kaiser seinen festlichen Einzug in den Palast der Tuilerien hielt.

Er führte von nun an den Titel: „Napoleon, von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation Kaiser der Franzosen."

Die große Masse des Volkes begrüßte den neuen Monarchen mit Jubel. Die Mächte Europa's erkannten Napoleon III. als Kaiser an. — — —

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das Kaiserthum bis 1860.

Am 22. Januar 1853 versammelte sich der Senat, der gesetzgebende Körper und der Staatsrath, um von dem Kaiser eine auf seine Vermählung mit Eugenie von Montijo, Gräfin von Theba, bezügliche Mittheilung entgegen zu nehmen.

Aus der Rede, durch welche er seine Absichten den höchsten Würdeträgern des Staates kund gab, theilen wir nachstehende Einzelheiten unseren Lesern mit.

„Meine Herren," sagte er, „ich komme den durch das Land wiederholt an den Tag gelegten Wünschen nach, indem ich Ihnen meine bevorstehende Vermählung mit der Gräfin von Theba anzeige.

„Der Bund, den ich schließe, steht allerdings nicht im Einklange mit den Traditionen der alten Politik, aber darin liegt eben sein Vorzug.

„Frankreich hat durch seine auf einander folgenden Revolutionen stets einen von dem übrigen Europa getrennten Weg eingeschlagen.

„Jede vernünftige Regierung muß suchen, in die Bahnen der alten Monarchie einzulenken. Dieses Ergebniß aber wird durch eine aufrichtige und offene Politik weit sicherer ereicht, als durch Verbindungen mit königlichen Häusern, welche oft eine trügerische Sicherheit erzeugen und Familieninteressen an die Stelle der Nationalinteressen setzen.

„Hierzu kommt, daß die Erfahrungen der Vergangenheit in den Gemüthern des Volks gewisse abergläubische Eindrücke zurückgelassen haben.

„Das Volk hat nicht vergessen, daß seit siebzig Jahren fremde Fürstentöchter den Thron Frankreich's nur bestiegen haben, um ihre Nachkommenschaft durch Krieg oder Revolutionen zerstreut, oder in die Verbannung geschickt zu sehen.

„Eine einzige Frau schien Glück zu bringen, und mehr als die anderen im Gedächtnisse des Volkes zu leben, und diese Frau, die bescheidene und gute Gemahlin des Generals Bonaparte, war nicht aus königlichem Blute entsprossen.

— — — — „Wenn man vor den Augen des alten Europa's durch die Macht eines neuen Prinzips auf die Höhe der alten Dynastien ge-

hoben worden ist, so macht man sich nicht dadurch annehmbar, daß man sein Wappen älter zu machen und sich um jeden Preis in die Familie der Könige einzudrängen sucht. Es geschieht dies vielmehr dadurch, daß man stets sich seines Ursprunges erinnert, daß man seinen eigenthümlichen Character bewahrt und, Europa gegenüber, ganz offen die Stellung des Emporkömmlings einnimmt, — ein ehrenvoller Titel, sobald man durch die freie Wahl eines großen Volkes dazu gelangt ist.

„Auf diese Weise genöthigt, einen andern als den zeither gewöhnlichen Weg einzuschlagen, war meine Vermählung nur noch eine Privatangelegenheit. Ich hatte weiter nichts zu thun, als die Wahl zu treffen.

„Die Dame, welche bereits der Gegenstand meiner Zuneigung war, ist von hoher Geburt. Französin durch ihr Herz, ihre Erziehung und durch das Blut, welches ihr Vater für das Kaiserreich vergossen, besitzt sie als Spanierin den Vorzug, in Frankreich keine Familie zu haben, welcher man Würden und Ehrenstellen verleihen müßte. Ausgerüstet mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, wird sie die Zierde des Thrones und, in den Tagen der Gefahr, eine muthige Stütze desselben sein. Als fromme Katholikin wird sie für das Wohl Frankreichs dieselben Gebete gen Himmel senden, wie ich. Liebenswürdig und gut wird sie, dies hoffe ich fest, in derselben Stellung, wie die Kaiserin Josephine, die Tugend derselben neu beleben — —"

Eugenie v. Montijo, Gräfin v. Theba, war unstreitig, auch was die äußere Erscheinung betraf, geeignet, einen Kaiserthron zu zieren. Von hoher und imposanter Gestalt, überragt sie die ihres kaiserlichen Gemahls. Ihr feiner Taint und ihr blondes Haar lassen eher eine Engländerin, als eine Spanierin in ihr vermuthen, wie denn auch in der That ihre Abkunft mütterlicherseits eine englische ist.

Ihr Vater, Graf v. Montijo, Herzog v. Penaranda und spanischer Grande erster Klasse, hatte sich, als Spanien von Napoleon I. besetzt wurde, diesem angeschlossen und als Artillerieoberst sowohl in Spanien selbst, als auch in Frankreich unter französischer Fahne gekämpft.

Ihre Mutter, Tochter des früheren englischen Consuls Kirkpatrick in Granada, spielte einige Jahre lang eine große Rolle am Hofe zu Madrid, siedelte aber 1846 mit ihrer damals neunzehnjährigen Tochter nach Paris über, wo sie sehr bald zu den Tonangeberinnen in den hohen Gesellschaftskreisen gehörte.

Am 29. Januar, Abends neun Uhr, kaum acht Tage nach Verkündigung seines Entschlusses, vollzog Napoleon III. die Civiltrauung im Palaste der Tuilerien. Tags darauf folgte die kirchliche Trauung im Dome von Notre Dame mit vollständig kaiserlicher Pracht.

Auf der ganzen Strecke von den Tuilerien bis in die Kirche, war von den Truppen und der Nationalgarde Spalier gebildet und sogar der kaiserliche Wagen, welcher bei der Salbung Napoleon I. und Josephinen's Dienste geleistet hatte, spielte in dem pomphaften Zuge wieder eine Rolle.

Das Volk, namentlich der unteren Klasse, das in ungeheurer Masse versammelt war, schenkte der Wahl lauten Beifall und hoffte, die junge Kaiserin werde die Verkörperung seines guten Genius sein.

Ein Nutzen, den die Vermählung des Kaisers dem Volke brachte, bestand darin, daß in Folge des glanzvollen Hofhalts, der von nun an geführt wurde, ein neues, reges Leben in die Pariser Luxusindustrie kam.

Ueberdies erhielten, durch die vom Kaiser angeordneten, großartigen Bauten, eine Menge Menschen Brod und Arbeit, besonders, da der Pariser Gemeinderath in diesem Puncte mit der Regierung zu wetteifern begann und Centralhallen erbaute, die Rivolistraße erweiterte und dergleichen mehr. Hierzu kamen noch großartige Eisenbahnbauten und Hafenarbeiten, wodurch eine ergiebige Erwerbsquelle für das Proletariat geschaffen ward.

Aber auch auf andere Weise wurde für das Volk gesorgt. Als z. B. eine Brodtheuerung in Paris eintrat, ward ein Brodpreis festgesetzt, für welchen die Bäcker das Brod verkaufen mußten und ihnen aus der Stadtkasse eine Entschädigung für ihren Verlust gegeben.

Nicht minder wurde die Armee und die Geistlichkeit bedacht. Die Generale erhielten bedeutende Geschenke und Gehalte, und der gemeine Mann freute sich an der eifrigen Betheiligung des Kaisers bei den Uebungen im Lager von Satory, wo überdies für das körperliche Wohlbefinden des Soldaten auf alle mögliche Weise gesorgt war.

Bei der Geistlichkeit stand Louis Napoleon schon als Präsident der Republik durch die entschlossene und glückliche Expedition zu Gunsten des Papstes und der Erhaltung seiner weltlichen Macht in gutem Andenken, und er ließ es sich auch als Kaiser angelegen sein, dieselbe Gesinnung in geeigneter Weise zu bethätigen.

Auch die junge Kaiserin that Alles Mögliche, um dem Oberhaupte der katholischen Kirche ihre Anhänglichkeit zu beweisen, und empfing als Anerkennung dafür eine vom Papste geweihte Kerze.

Allein die unversöhnlichen Gegner des Kaisers, sowohl in den höheren, als in den unteren Schichten der Bevölkerung, waren trotz alledem nicht unthätig.

Im Februar wurde eine Anzahl Personen, und darunter sehr hochstehende, verhaftet, welche der legitimistischen Partei angehörten. Man klagte sie an, allerhand den Kaiser herabwürdigende Anecdoten und Nachrichten durch Mittheilungen an auswärtige Blätter in Umlauf gesetzt zu

haben. Die Schuld ward erwiesen, und die Angeklagten wurden zu Gefängnißstrafe verurtheilt.

Viel ernsterer Natur war aber die im Juli gemachte Entdeckung einer geheimen Gesellschaft, deren Pläne erwiesenermaßen dahin gingen, den Kaiser zu ermorden und die Republik wieder herzustellen. Von den Schuldigen wurden sieben zur Deportation, drei zur Verbannung und elf zu drei bis zehn Jahren Gefängniß verurtheilt. Nur sechs wurden freigesprochen.

Waren dies Ereignisse im Innern, die für das junge Kaiserreich von Wichtigkeit waren, so traten nach Außen hin bereits im Jahre 1853 Verhältnisse ein, welche, wie sich später zeigte, von großer Tragweite waren, und in ihrem Verlaufe die Stellung der europäischen Großmächte zu einander veränderten, die heilige Allianz sprengten, die Verträge von 1815 vernichteten und die Politik in andere Bahnen lenkten.

Von alten Zeiten her hatten die Könige von Frankreich ein durch mehrfache Verträge verbürgtes Schutzrecht über die katholische Kirche in der Türkei und namentlich in Jerusalem geübt.

Die französische Revolution, Napoleon I. Zug nach Aegypten und die türkenfeindliche Politik der Bourbonen älterer und jüngerer Linie, hatten dies Schutzrecht aufgehoben, oder wenigstens dergestalt in den Hintergrund gedrängt, daß es so gut wie nicht vorhanden war.

Rußland hatte seine, seit Peter dem Großen immer einflußreicher und mächtiger gewordene Stellung dazu benutzt, die griechische Kirche, namentlich in Palaestina, durch Zugeständnisse von Seiten der Pforte günstiger zu stellen.

Napoleon III. war entschlossen, den französischen Einfluß im Orient wieder herzustellen, und bereits im Jahre 1852 erhielt der französische Gesandte in Constantinopel Befehl, die früheren Rechte Frankreichs auf Schutz der katholischen Kirche in Palaestina wieder geltend zu machen und die Sanction derselben von der Pforte zu verlangen.

Dies Ansinnen setzte die Pforte in nicht geringe Verlegenheit Rußland gegenüber; sie mußte sich aber doch, da der Marquis Lavalette auf seinem Verlangen bestand, entschließen, den katholischen Christen einige Vorrechte an den heiligen Stätten zuzugestehen, welche bis jetzt nur die griechischen Christen gehabt hatten.

Der Kaiser von Rußland legte diesen Neuerungen eine hohe Wichtigkeit bei, weil sie den russischen Einfluß zu gefährden drohten, und sandte den Fürsten Mentschikoff nach Constantinopel, um gegen dieselben energisch zu protestiren.

Nun that Napoleon einen Meisterzug. In anscheinend zuvorkom-

mender Weise entriß er den Sultan seinen Verlegenheiten, rief seinen Gesandten aus Constantinopel ab, und verzichtete freiwillig auf die von diesem erlangten Rechte.

Dies gab ihm den Anschein von Mäßigung und Nachgiebigkeit, während das weitere Benehmen Rußlands dieses in ein falsches Licht brachte. Mentschikoff mußte eine bestimmte Bürgschaft gegen zukünftige Verletzungen der eingegangenen Verträge verlangen, nach welcher die Verpflichtung sich auf die sämmtlichen Vorrechte und Freiheiten der griechischen Kirche erstreckte, so daß Rußland dadurch mittelbar ein Schutzrecht über sämmtliche christliche Unterthanen des Sultans erhalten hätte.

Am 5. Mai überreichte Fürst Menschikoff die diese Forderungen enthaltende Note, verlangte binnen fünf Tagen Antwort, und reiste, als die Pforte sich weigerte, auf die russische Forderung einzugehen, am 21. Mai mit seinem Gefolge von Constantinopel ab.

Der Krieg zwischen der Türkei und Rußland brach aus.

Am 2. März 1855 starb plötzlich, nach einer Krankheit von wenigen Stunden, Kaiser Nicolaus und sein Nachfolger Alexander II. schloß am 30. März 1856 zu Paris einen Frieden, durch welchen Rußland einen Theil von Beßarabien an die Türkei abtrat, sich anheischig machte, nur eine bestimmte Anzahl von Handelsschiffen im schwarzen Meere zu halten und die Festungswerke von Sebastopol, soweit sie noch vorhanden waren, zu zerstören, mit dem Versprechen, dieselben niemals wieder zu erbauen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am 16. März 1856 wurde dem Kaiser ein Sohn geboren, welcher in der Taufe die Namen Napoleon, Eugen, Louis, Jean, Joseph erhielt und am 17ten desselben Monats wurde dem Senate der Entwurf eines Regentschaftsgesetzes vorgelegt, nach welchem, im Falle des Ablebens Napoleons III., die Kaiserin Mutter zur Regentin eingesetzt und, wenn diese nicht mehr am Leben sein sollte, einer der französischen Prinzen, zuerst Jerome Napoleon, und dann dessen eheliche männliche Nachkommen zu Regenten ernannt wurden.

Im Jahre 1852 hatte der damalige Prinz-Präsident, mittelst Decrets vom 22. Januar, die Güter der Familie Orleans confiscirt; jetzt aber, ungefähr um die Zeit des dem Senate vorgelegten Regentschaftsgesetzes, entschädigte er die Mitglieder dieser Familie durch eine dreiprozentige Rente eines Kapitals von 600,000 Francs für die erlittenen Verluste und der Senat genehmigte das gleichfalls ihm vorgelegte Gesetz, wie er auch das Regentschaftsgesetz sanctionirt hatte.

Der Kaiser begnadigte auch zu derselben Zeit einhundertunddreißig Personen, welche sich der eingetretenen neuen Ordnung der Dinge bei

irgend einer Gelegenheit widerspänstig gezeigt hatten und in Folge dessen deportirt worden waren. Sie erhielten sämmtlich die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen.

Die auswärtigen Verhältnisse leitete Napoleon III. mit vielem Glücke und großer Umsicht. Er befestigte dadurch das Ansehen, welches ihm der für die französischen Waffen so ehrenvolle Ausgang des Krimkrieges erworben hatte.

Es waren drei Punkte, auf welche er seine besondere Aufmerksamkeit zu richten hatte, Spanien, die Schweiz und Italien.

In Spanien fand eine insurrectionelle Bewegung der Progressisten statt, in der Schweiz erhob sich Neufchatel gegen die preußische Herrschaft, und in Italien erregte die Mißregierung des Königs von Neapel die höchste Unzufriedenheit.

Die Rathschläge, welche Napoleon III. dem Cabinete zu Madrid gab, verbunden mit den drohenden militairischen Kundgebungen Frankreichs, die äußerst klug berechnet waren, und welche die Aufständischen einschüchterten, trugen wesentlich zur schnellen und energischen Unterdrückung der spanischen Revolution bei.

In der neufchateler Frage schlug der Kaiser einen anderen Weg ein. Die Klugheit verbot ihm, in diesem Falle entschieden auf die eine oder die andere Seite der streitenden Parteien zu treten; denn sprach er sich für Preußen aus, so verstieß er gegen die Grundprincipien, auf denen er seine eigene Herrschaft erbaut hatte, und trat er für die Aufständischen ein, so lag die Gefahr nahe, sich mit den auswärtigen Mächten zu verfeinden. Jedenfalls also hätte ein entschiedenes Auftreten die Existenz seiner Dynastie auf die eine oder die andere Weise in Gefahr bringen können.

Er wählte daher den confidentionellen Weg und lenkte auf diesem die Sache mit großer Geschicklichkeit in die Bahn einer friedlichen Lösung.

Anders war die Stellung Napoleons III. zu Italien, zunächst in Bezug auf Neapel.

Schon bei Gelegenheit der Friedensverhandlungen in Paris, die in Folge des Krimmkrieges gepflogen wurden, hatte der sardinische Bevollmächtigte, Graf Cavour, nachdrücklich auf die Mißstände in Italien aufmerksam gemacht und deren Abstellung dringend gefordert.

Dies geschah in zwei Denkschriften, welche Cavour an die Vertreter Frankreichs und Englands auf der Pariser Conferenz gerichtet hatte, und die man gewissermaßen als die ersten practischen Schritte zu der großen Umwälzung ansehen muß, welche seitdem in den Zuständen Italiens stattgefunden und die Schöpfung des Königreichs Italien zur Folge gehabt hat.

England stimmte denn auch den gemachten Vorschlägen unbedingt zu; aber Frankreich that dies nur mit Vorbehalten, indem es die Rücksichten geltend machte, die es, als katholische Macht, der Stellung des Papstes schulde.

Dieser Zug legt abermals ein Zeugniß davon ab, mit welcher Vorsicht und scharfsinnigen Berücksichtigung der französischen Zustände, Napoleon III. in seiner Politik vorwärts schritt.

Allein die Bevollmächtigten Oesterreichs und Rußlands bestritten die Competenz des pariser Friedenscongresses, über die Angelegenheiten Italiens zu verhandeln und zu entscheiden; so hatten die gemachten Vorschläge vorläufig keine andere Folge, als eine dritte an England und Frankreich gerichtete Denkschrift Cavours, in welcher abermals die Gefahren, denen Italien, und namentlich Piemont, durch das in Rom herrschende System ausgesetzt sei, dargelegt wurden; wobei in zweiter Linie auch der Verlegenheiten gedacht ward, in welche Frankreich durch die Regierungsgrundsätze der Kurie gestürzt werden könnte.

Aber auf unfruchtbaren Boden waren die Darlegungen des Grafen Cavour doch bei Napoleon III. nicht gefallen, nur glaubte er die Durchführung der von ihm als nothwendig erkannten Reformen auf einem anderen Wege erreichen zu können, als durch unmittelbares Einschreiten bei dem Papste, was die Rücksichten auf seine Lage und auf die Stimmung Frankreichs unthunlich erscheinen ließen. Er gedachte durch einen Druck auf den König von Neapel, Ferdinand II., zum Ziele zu gelangen und versuchte ihn auszuüben, fand aber den hartnäckigsten Widerstand gegen seine wohlüberdachten Vorschläge.

Die Folge dieser Ablehnung war, daß der französische Gesandte, ebenso wie der englische, Neapel verließ und in Toulon ein Geschwader aufgestellt wurde, um nöthigenfalls den Schutz der in Neapel lebenden Franzosen zu übernehmen.

Zugleich begann Sardinien eine ähnliche Stellung gegen Oesterreich anzunehmen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während sich aber die Dinge nach Außen hin so gestalteten, daß neue politische Verwicklungen vorauszusehen waren, ereignete sich in Paris eine Begebenheit, die auf's Klarste zeigte, welcher Entschlüsse und Thaten die revolutionair-republikanische Partei fähig war.

Am 14. Januar 1858 sollte in der großen Oper eine außerordentliche Vorstellung zum Benefize des Sängers Maßol gegeben werden und es war allgemein bekannt, daß Napoleon III. und seine Gemahlin dieser Vorstellung beiwohnen würden.

Die Polizei hatte die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, wie sie ein für allemal festgesetzt waren.

Um halb neun Uhr verhaftete der Polizeicommissarius Hebert, der vor dem Eingange des Opernhauses in der Straße Lepelletier auf und abging und die Ankunft des Kaisers erwartete, einen gewissen Pierri, einen aus Frankreich verwiesenen, italienischen Flüchtling, welcher der Polizei als ein äußerst entschlossener und gefährlicher Verschwörer bekannt war und über welchen ihr erst kürzlich die Anzeige gemacht worden, daß er sich nach Paris begeben werde, um einen Anschlag auf das Leben des Kaisers auszuführen.

Bei Durchsuchung des Verhafteten fand man in seinen Taschen ein Handgeschoß, eine Art kleiner Bombe vor.

Hebert brachte den Gefangenen in Sicherheit und kehrte dann auf einen Posten zurück. Er war kaum wieder in der Straße Lepelletier angelangt, als daselbst ein heftiger Knall vernommen wurde. Eine, der bei Pierri vorgefundenen Bombe, ähnliche war gegen den Wagen Napoleon's beim Einbiegen desselben in die Straße Lepelletier geschleudert worden und hatte einige zwanzig Menschen zu Boden gestreckt.

Als der Kutscher, da er die Gefahr erkannte, die Pferde antrieb, platzte eine zweite Bombe, deren Stücke ein Pferd des Gespannes niederwarf und gleich darauf eine dritte, die unter dem Wagen explodirte und das zweite Pferd, zu Boden warf.

Der Polizeicommissar Hebert, welcher den Wagenschlag öffnete, wurde am Beine und an der Schulter durch Bombensplitter verwundet.

Weder der Kaiser noch seine Gemahlin wurden getroffen, dagegen eine beträchtliche Anzahl von Personen, die vor dem Theater standen, sowie einige Soldaten der pariser Stadtgarde verwundet.

Napoleon III. begab sich, seine Gemahlin am Arme, in den Opernsaal, wo er mit Acclamation empfangen wurde. Die Oper hatte keine Unterbrechung gelitten.

In der Verwirrung war es den Verbrechern gelungen, zu entfliehen.

Die Fenster des Opernhauses sowie der umliegenden Häuser waren zerschmettert und die Erde mit Blut bedeckt.

Alle Straßen in der Nähe des Opernhauses wurden abgesperrt und viele Haussuchungen und Verhaftungen fanden statt.

Die Behörden boten Alles auf, der Thäter habhaft zu werden, während Napoleon III. die Glückwünsche der großen Körperschaften und des diplomatischen Corps empfing.

Man traf die umfassendsten militairischen Maaßregeln, und brachte ein „Gesetz der allgemeinen Sicherheit" bei dem gesetzgebenden Körper

ein, das mit einigen Veränderungen von demselben mit ungeheurer Majorität angenommen wurde.

An Billault's Stelle wurde der General Espinasse zum Minister des Innern ernannt.

Die Polizei hatte bald ermittelt, daß die Thäter vier Italiener waren, die ausschließlich zu diesem Zwecke von England nach Frankreich herübergekommen waren und verhaftete dieselben. Es waren dies:

Felix Orsini, siebenundzwanzig Jahre alt, Schriftsteller, zu Meldola im Kirchenstaate geboren, der sich gewöhnlich in London aufhielt.

Karl v. Rudio, fünfundzwanzig Jahr alt, Sprachlehrer, zu Belluno im Venetianischen geboren, dessen Wohnsitz Nottingham war.

Anton Gomez, neunundzwanzig Jahr alt, Bedienter, in Neapel geboren, dessen Aufenthalt gleichfalls England war.

Joseph Andreas Pierri, fünfzig Jahr alt, Sprachlehrer, aus Lucca gebürtig, dessen Wohnsitz Birmingham war und der zur Zeit flüchtige Simon Franz Bernard, ehemaliger Marinearzt, in Carcassonan geboren, gegen welchen vor der Hand nur in contumaciam verfahren werden konnte, der aber, als er in England vor Gericht gestellt ward, freigesprochen wurde.

Den vier Italienern wurde der Proceß gemacht; man verhörte eine sehr bedeutende Anzahl von Zeugen und verurtheilte sie, nachdem ihre Schuld erwiesen und sie der That geständig waren.

Die Untersuchung war von langer Dauer und endete damit, daß Orsini, Pierri und Rudio zum Tode, Gomez aber zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurde.

Die drei zum Tode Verurtheilten reichten ein Kassationsgesuch ein, welches aber vom Gerichtshofe verworfen wurde.

Während seines Aufenthalts im Gefängnisse schrieb Orsini an den Kaiser einen merkwürdigen Brief, in welchem er kurz auseinander setzte, wie wichtig für das Gleichgewicht und die Ruhe Europa's, speciell des Kaisers es sei, daß Italien seine Unabhängigkeit erlange und den Kaiser beschwor, das Streben der Italiener nach Unabhängigkeit nicht zu hindern.

Am 12. März, 5 Uhr Abends, ertheilte der Justizminister den Befehl zur Hinrichtung Orsini's und Pierri's und ließ zugleich Rudio benachrichtigen, daß er begnadigt worden, das heißt, daß die Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt worden sei.

Am folgenden Tage, Morgens 7 Uhr, fand die Hinrichtung der beiden zum Tode Verurtheilten auf dem Platze de la Roquette statt.

Hunderttausend Menschen waren zusammen geströmt, um der blutigen Katastrophe beizuwohnen und es war wenige Minuten vor 7 Uhr, als die Verurtheilten ihren letzten Gang antraten.

Vor der Thür des Gefängnisses angekommen, riefen Beide dem Schaffote gegenüber: „Es lebe Italien, es lebe Frankreich, es lebe die Republik."

Orsini betrat das Schaffot festen Fußes, während Pierri in diesem Augenblicke seine Kraft verlor und nur mühsam, vom Abbé Nosselet und dem Henker unterstützt, die Stufen hinauf schritt.

Um halb acht Uhr war Alles zu Ende. Die Leichname wurden in bereitstehende Särge gelegt und vorläufig in das Innere des Gefängnisses zurückgebracht, da die ungeheure Menschenmenge, die in den Straßen wogte, den sofortigen Transport nicht gestattete.

Orsini hatte gebeten, ihn in Nottingham, neben seinem Freunde, dem Dichter Ugo Foscoli zu bestatten.

Waren diese Beiden die Opfer, welche die Gerechtigkeit fordern mußte, so waren der Opfer des Attentates um so mehr.

Einhundertsechsundfünfzig Menschen wurden durch die Bomben verwundet, darunter einundzwanzig Frauen, eilf Kinder, dreizehn Lanciers, eilf pariser Garden und einunddreißig Polizeibeamte. Acht dieser Unglücklichen starben an den Folgen der erhaltenen Wunden.

Außerdem wurden auch, außer den beiden Pferden des kaiserlichen Gespanns, vierundzwanzig Pferde der Lanciers getroffen, von denen zwei auf der Stelle todt blieben und drei andere am nächsten Tage zu Grunde gingen.

Nachdem wir dieses furchtbaren Zwischenspiels, in welchem politische Leidenschaft ohne alle Frage die Hauptrolle spielte, in möglichster Kürze gedacht haben, wenden wir uns wieder dem großen europäischen Schauplatze der Thätigkeit Napoleons III. zu.

Die Verhältnisse wurden zwischen Oesterreich auf der einen und Sardinien und Frankreich auf der anderen Seite im Verlaufe des Jahres 1858 immer gespannter. Alle drei rüsteten und kämpften mindestens vermittelst der Presse gegen einander.

Während dessen gab sich England die größte Mühe, die Mißverständnisse, die sich zwischen den drei betheiligten Mächten erhoben hatten, zu schlichten und den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten.

Zu diesem Behufe schlug es einen Congreß vor und setzte die Punkte, welche das Programm desselben ausmachen sollte, auf.

Anfangs schien der Gedanke glücklichen Erfolg zu versprechen, allein bald zeigte es sich, daß jede Bemühung zur Erhaltung des Friedens vergeblich war und nichts, als die Entscheidung durch das Schwert, übrig blieb.

Der Krieg ward erklärt; Napoleon setzte die Kaiserin zur Regentin und den Prinzen Jerome zu ihrem Beirath und Substituten ein und begab sich am 11. Mai zur Armee.

Die nächsten Folgen der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich waren, daß die Erzherzogin Marie Louise, der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena genöthigt waren, ihre Staaten zu verlassen und Victor Emanuel diese Länder seinen Staaten einverleibte.

Das erste Gefecht hatte bei Montebello, unweit von Alessandria, statt, in welchem die Oesterreicher, nach tapferer Gegenwehr, zurückgedrängt wurden.

Am 3. Juni wurden die Oesterreicher abermals im Gefechte bei Tartigo von Mac Mahon geschlagen, und Tags darauf ward die blutige Schlacht bei Magenta geliefert, in welcher die Franzosen einen vollständigen Sieg erfochten.

Nach der Schlacht von Magenta räumten die Oesterreicher Mailand und zogen sich auf Lodi und Pavia zurück. Napoleon III. ließ sie verfolgen und es kam bei Melegnano abermals zu einem heftigen, für die Oesterreicher nachtheiligen Gefechte.

Am 8. Juni, Morgens 8 Uhr, hielt Louis Napoleon in Begleitung Victor Emanuels seinen Einzug in die Stadt Mailand und Victor Emanuel nahm die Hauptstadt der Lombardei in Besitz.

Am 24. Juni ward die Schlacht bei Solferino geliefert, welche das Schicksal Italiens entschied, und in der die beiden Kaiser persönlich commandirten.

Die Schlacht dauerte 16 Stunden lang und der französische Verlust belief sich, ihrem eigenen Berichte nach, auf 12,000 Mann an Todten und Verwundeten, ungerechnet 720 kampfunfähig gewordene Offiziere, von denen 150 getödtet waren.

Der Verlust der piemontesischen Armee betrug, nach französischen Berichten 49 getödtete und 167 verwundete Offiziere, 642 todte Unteroffiziere und Soldaten, 3405 Verwundete und 1254 Vermißte. Im Ganzen fehlten 5524 Mann beim Appell.

Die Sardinier hatten fünf österreichische Geschütze erobert; den Franzosen fielen dreißig Kanonen, eine namhafte Anzahl Pulverkarren, vier Fahnen und sechstausend Gefangene in die Hände.

Der österreichische Verlust betrug, nach ihren Verlustlisten, die jedoch nicht vollständig waren, über zehntausend Mann an Todten und Verwundeten.

Schon nach der Schlacht von Magenta, noch mehr aber nach der von Solferino, machten politische Gründe für Napoleon III. einen Friedensschluß wünschenswerth.

Der deutsche Bund begann zu rüsten, Preußen hatte seine Armee

mobilisirt und England und Rußland schienen ihre bisher zuwartende Stellung gleichfalls aufgeben zu wollen.

Es war politisch klug, der Möglichkeit einer Einmischung von Seiten der neutralen Mächte zuvorzukommen und dies erreichte Napoleon auch durch sein rasches und entschlossenes Handeln.

Er bot daher dem Kaiser von Oesterreich in der zuvorkommendsten Weise am 7. Juli einen Waffenstillstand an, um, während desselben, über den Frieden zu unterhandeln.

Dieser Waffenstillstand ward am 8. Juli zu Villafranca vom Marschall Vaillant und dem Feldzeugmeister Heß geschlossen und sollte bis zum 15. August dauern.

Hierauf fand, zufolge vorher gegangener Vereinbarungen, zu Villafranca, Behufs des Abschlusses der Friedenspräliminarien, die Zusammenkunft des Kaisers Napoleon III. mit dem Kaiser von Oesterreich statt.

Am 8. August begannen sodann die Friedensunterhandlungen in Zürich, welche bis zum 10. November, dem Tage des Friedensschlusses, dauerten.

Nach den Bestimmungen des Friedens trat Oesterreich die Lombardei an Frankreich ab, welches dieselbe seinerseits wieder dem Könige Victor Emanuel überließ.

Damit waren aber die Angelegenheiten noch keineswegs geordnet, und die Verwicklung, in welcher sich Napoleon III. befand, noch durchaus nicht gelöst.

Der Papst protestirte gegen den Verlust der Romagna, den entthronten Fürsten Italiens war im Züricher Frieden die Rückkehr in ihre Besitzthümer zugesagt, während weder die Bewohner Toscana's, noch die Modena's dieselbe wollten, und Victor Emanuel sich entschieden weigerte, die bereits vollzogene Einverleibung von Parma und Piacenza wieder rückgängig zu machen; der im Frieden von Zürich projectirte italienische Bundesstaat mit dem Papste als seinen Ehrenvorstand erwies sich als ein unausführbarer Gedanke, und, was für Frankreich von unendlicher Wichtigkeit war, die, im Gegensatze zu dem wiederholt öffentlich ausgesprochenen Worte, daß man den Feldzug in Italien ohne jeden Hintergedanken an materiellen Erwerb unternommen habe, mit Sardinien bereits beim Abschlusse des Züricher Friedens heimlich stipulirte Abtretung Savoyen's und Nizza's an Frankreich mußte gerechtfertigt und vollzogen werden.

Das Genie Napoleon's in Behandlung verwickelter Situationen zeigte sich nicht leicht in glänzenderem Lichte als bei dieser Gelegenheit.

Es gelang ihm sowohl die Vereinigung Mittelitaliens mit Sardinien, also die Verhinderung der Rückkehr der italienischen, vertriebenen Fürsten,

als auch die Annexion Savoyen's und Nizza's an Frankreich und die Schmälerung des päpstlichen Gebiets durchzusetzen und zu rechtfertigen.

Das Mittel, durch welches er dies Alles auf die einfachste Weise erreichte, war die allgemeine Volksabstimmung.

Es fehlte endlich nur noch, der Annexion die Zustimmung der Turiner Kammern zu verschaffen. Diese zu Wege zu bringen übernahm der Graf Cavour und hielt Wort.

Der sardinische Minister vertheidigte seine Politik in dieser Sache vor der Deputirten-Kammer mit so gewichtigen Gründen und so siegreich, daß er die Majorität auf das Vollständigste für sich gewann und die Abtretung gutgeheißen und genehmigt wurde.

Zwar fielen in der Kammer heftige Reden, und Garibaldi erklärte sich mit der größten Bitterkeit gegen die getroffene Abkunft, allein auch ihn verstand Cavour so zu beschwichtigen, daß er die vollendete Thatsache hinnahm. Er verließ, nach einer Unterredung, die er am 5. Mai 1860 mit dem sardinischen Ministerpräsidenten hatte, denselben vollkommen befriedigt und begann, von diesem Tage ab, seine Vorbereitnngen zu dem bekannten und berühmten Zuge nach Sicilien.

Der Papst hatte sich bereits im Dezember des Jahres 1859 an Napoleon III. gewendet und gegen den Anschluß der Romagna an Sardinien dringende Vorstellungen gemacht. In der Antwort auf die Glückwünsche, welche der General Graf Goyon dem Papste am Neujahrstage 1860 im Namen der französischen Besatzung darbrachte, spielte Pius IX. auf diese, bis dahin unbeantwortet gebliebenen Vorstellungen wieder an.

Napoleon III. war kaum von diesem Schritte des Papstes benachrichtigt, als er auch schon in einem Schreiben an denselben, welches das Datum des 31. Dezembers trug, seine Antwort gab.

Er sagte in demselben wörtlich:

„Nach einer ernsten Prüfung der Schwierigkeiten und Gefahren, welche die verschiedenen Kombinationen boten, sage ich es mit aufrichtigem Bedauern und wie peinlich auch immer die Lösung sei: was mir den wahren Interessen des heiligen Stuhles am Angemessensten erscheinen würde, das wäre, die aufständischen Provinzen zum Opfer zu bringen. Wenn der heilige Vater, um der Ruhe Europas willen, auf diese Provinzen, welche seit fünfzig Jahren seiner Regierung so viel Verlegenheit bereiteten, Verzicht leistete, und dafür von den Mächten eine Bürgschaft für den Besitz des Restes forderte, so zweifle ich nicht an der sofortigen Wiederkehr der Ordnung. Dann würde der heilige Vater dem dankbaren Italien den Frieden für lange Jahre, und dem heiligen Stuhle den friedlichen Besitz der Kirchenstaaten sichern.“

Mit diesen Worten nahm er Pius IX. jede Hoffnung, jemals in den Wiederbesitz der verlorenen Provinzen zu gelangen und die Andeutungen, die er in seinen Noten und Depeschen dem Grafen Cavour gab, veranlaßten diesen, ganz Mittelitalien und die Romagna, soweit sie sich von der päpstlichen Herrschaft losgesagt hatte, unmittelbar darauf zu annectiren.

Nachdem dieser Act vollzogen und die Herrschaft Victor Emanuels über Mittelitalien festgestellt war, trat Napoleon III. mit der Absicht hervor, Savoyen und Nizza zu annectiren, im Falle die Abstimmung des Volks klar herausstellen würde, daß die gedachten Länder dies wünschen sollten.

Gegen diesen Plan protestirten England, aber eben nicht sehr ernstlich und die Schweiz. Die letztere Protestation war sehr ernst gemeint und stützte sich auf die geographische Lage des Landes und alte Verträge. Allein trotz dieser und anderer Proteste ging die Annexion, in Folge des Vertrages mit Sardinien und der sich günstig aussprechenden Volksabstimmung, ruhig vor sich und Frankreich gelangte in Besitz dieser in politischer Hinsicht für dasselbe so wichtigen Landstriche.

Während dieser Vorgänge im Norden, traten im tiefsten Süden, in Sicilien, Ereignisse ein, welche den Dingen in Italien ein ganz anderes Aussehen gaben.

Die Sicilianer empörten sich gegen die Willkührherrschaft König Franz II. von Neapel, und Garibaldi, dessen einziger Gedanke die Herstellung eines italienischen Königreiches war, das sich vom Fuße der Schweizeralpen bis zur Südspitze Siciliens erstrecken sollte, ergriff die Gelegenheit, welche sich ihm zur Verwirklichung dieser Ideen in diesem Aufstande darzubieten schien, mit Feuereifer.

Er brachte ein Corps von 1062 Mann Freiwilliger zusammen, schiffte sich mit ihnen gegen den Willen Victor Emanuels, wie es wenigstens den Anschein hatte, in Genua ein und landete in Marsala auf Sicilien.

In kurzer Zeit war die Insel erobert; die Neapolitaner mußten aus derselben abziehen und Garibaldi überschritt mit den Seinigen die Meerenge von Sicilien.

Mit unglaublicher Schnelligkeit durcheilte er mit seinen immer mehr und mehr anwachsenden Schaaren Unteritalien, schlug die Neapolitaner, wo er sie fand, und am 6. September 1860 verließ Franz II. auf einer geheimen Treppe sein Schloß in Neapel, stieg im Dunkel der Nacht zum Hafen hinab und schiffte sich auf einer spanischen Kriegsfregatte ein.

Er sollte sein Reich nicht wiedersehen und lebt bis zur Stunde in Rom.

Mit Ausnahme der Gesandten von Spanien und Oesterreich und

einiger Personen aus seiner unmittelbaren Umgebung, begleitete den König fast Niemand von Bedeutung.

Am 7. September, Mittags um 12 Uhr, kam Garibaldi, nur von wenigen Offizieren begleitet, in Neapel an, und nahm im Namen Victor Emanuels von der Stadt und dem Lande Besitz.

Die Revolution war vollendet, das Königreich Italien, bis auf Rom, das päpstliche Gebiet und Venezien, ein großes ungetheiltes Ganze und Victor Emanuel von Sardinien König dieses großen Reiches, unter dem Titel: „König von Italien.“

Die erste auswärtige Macht, welche Victor Emanuel unter dem neuen Titel anerkannte, war England und die zweite Frankreich. Nach und nach folgten die übrigen Mächte Europas nach und Italien war in die Reihe der europäischen Staaten aufgenommen.

Mit Erwähnung dieses für ganz Europa wichtigen Ereignisses schließen wir hier vorläufig die Darstellung der politischen Thätigkeit Napoleons und wenden uns zur Entwickelung der deutschen Verhältnisse, welche sich in den Thaten Preußens und der aus diesen hervorgehenden Neugestaltung unseres großen Vaterlandes gipfelt.

Wir geben eine gedrängte übersichtliche Darstellung der Ereignisse, die sich in unserem großen Vaterlande zugetragen, und der Schritte, die uns dem großem Ziele der Nation, der Einheit Deutschlands um ein so Bedeutendes nahe gebracht haben.

Diese knüpfen wir an das Leben, die Schicksale und Thaten der hervorragenden Persönlichkeiten, welche als die vorzüglichsten Träger dieses großen Gedankens und als die Bauherren des neuerstandenen gewaltigen und glückverheißenden Werkes betrachtet werden müssen, des Königs von Preußen und des Grafen v. Bismarck. Dies wird uns reichliche Gelegenheit darbieten, auch auf das Thun und Lassen Napoleons III., der in der Entwickelungsgeschichte Deutschlands gleichfalls eine sehr wichtige und eigenthümliche Rolle spielt, ausführlich zurückzukommen.

Ende des dritten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.

Druck von Emil Dreyer in Berlin, Mauerstraße 71.